



universität  
wien

# Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

## **Betteln als Beruf? Wissensaneignung und Kompetenzerwerb von Bettlerinnen in Wien**

Verfasserin

Marion Thuswald

Angestrebter wissenschaftlicher Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, Jänner 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Pädagogik

Betreuerin: Dr. Katharina Pewny

Fachzuständiger Habilitierter: Univ.-Prof. Dr. Erich Ribolits

## Abstract

Die Diplomarbeit greift ein aktuelles Thema auf („Bettelproblematik“) und untersucht es aus einem bildungswissenschaftlichen Blickwinkel (informeller Kompetenzerwerb von Frauen). Ausgehend von der Annahme, dass für erfolgreiches Betteln Wissen und Kompetenzen notwendig sind, die nicht in formalen Bildungsprozessen erworben werden, ist es Ziel der Diplomarbeit, Kompetenzen und Lernprozesse einer bestimmten bildungsfernen Gruppe beschreibbar zu machen. Zur Beantwortung der Forschungsfrage wird eine qualitative empirische Studie durchgeführt, die sich ethnographischer Erhebungsmethoden und dem Analysemodus der Grounded Theory bedient. Die Feldforschung baut auf einen Kompetenzbegriff, der mit Hilfe von Fachliteratur aus der Berufs- und Erwachsenenbildung charakterisiert und anhand der Begriffswerkzeuge von Pierre Bourdieu kontextualisiert wird. Die interviewten Frauen kommen aus dem Ausland zum Betteln nach Österreich. Ihre Bettelarbeit sowie ihre Lernprozesse finden unter den Bedingungen permanenter Überlebensunsicherheit und Erniedrigung statt. Die Auswertung im Bezug auf Wissen, Kompetenzen und Aneignungsprozesse der Bettlerinnen wird aus drei Perspektiven vorgenommen: Erstens werden die Bettelpraktiken der Frauen aus Beobachtungen und Interviews rekonstruiert. Zweitens wird das Konzept *Überlebenskompetenz* entwickelt, das bei den Frauen in der Ausprägung eines *Habitus' des selbstbewussten Leidens* zutage tritt. Drittens werden die Interviews nach Lernprozesse der Frauen rund um ihre Arbeit untersucht.

This thesis „*Begging as profession? Knowledge, competences and learning of female beggar in Vienna*“ takes up a current topic (“problem of begging”), exploring it from the perspective of science of education (informal learning of women). It is based on the hypothesis that knowledge and competences are necessary for successful begging but not acquired in formal education. Therefore this piece of work aims to describe competences and learning processes of a group of women with low formal education. This is done through a qualitative research using ethnographic methods for generating data and the Grounded Theory for analyzing them. The field studies is based upon a concept of competence common in adult education and professional training and extended through certain sociological concepts of Pierre Bourdieu. The interviewed women come from other countries to Austria to beg. Their work of begging as well as their processes of acquirement happen under conditions of permanent insecurity of survival and humiliation. Knowledge, competences and learning processes of the female beggars are analyzed following three perspectives: Firstly, their begging habits are reconstructed out of interviews and observations. Secondly, the concepts of *survival competence* and of *habitus of self-confident suffering* are developed. Thirdly, the learning processes are explored from the view of legitimate peripheral participation.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b>	<b>1</b>
1.1. Entwicklung der Forschungsfrage.....	1
1.2. Begründung der Forschungsfrage .....	4
1.3. Aufbau der Arbeit .....	4
1.4. Anmerkungen zur Schreibweise .....	6
<b>2. Forschungsverständnis</b>	<b>8</b>
2.1. Zum Forschungszugang .....	8
2.2. Zum Bezug auf Frauen.....	10
2.3. Zur feministischen Positionierung .....	11
2.4. Zum Begriff von Objektivität.....	12
2.5. Zur Konstruktion von Wissen .....	15
<b>3. Kompetenz</b>	<b>17</b>
3.1. Zum bildungswissenschaftlichen Kompetenzkonzept .....	17
3.2. Soziologische Ergänzungen .....	29
3.3. Zusammenfassung.....	35
3.4. Zur zunehmenden Bedeutung des Kompetenzbegriffs .....	36
3.5. Schlussfolgerungen für diese Arbeit .....	42
<b>4. Wissen</b>	<b>47</b>
<b>5. Bedeutungen von Betteln</b>	<b>49</b>
5.1. Betteln als historisch alte Praktik.....	49
5.2. Betteln als Zeichenproduktion .....	50
5.3. Betteln und Geben als Praktiken sozialer Hierarchisierung.....	52
5.4. Schlussfolgerungen: Betteln als reziproke soziale Praktik .....	52
5.5. Abgrenzungen und Eingrenzungen von Betteln.....	53
5.6. Betteln als Arbeit?.....	54
5.7. Betteln als Beruf?.....	57
5.8. Zusammenfassung: Betteln und Kompetenz.....	59
<b>6. Forschungsdesign</b>	<b>62</b>
6.1. Vorüberlegungen zum Forschungsprozess .....	62
6.2. Datengenerierung .....	64
6.3. Analysemodus.....	67

## **7. Forschungsablauf 69**

7.1. Voruntersuchung .....	69
7.2. Hauptteil der Untersuchung.....	71
7.3. Nachuntersuchung .....	72
7.4. Zur Darstellung der Forschungsergebnisse: Betteln und Kompetenzerwerb .....	72

## **8. Akteurinnen: Bettlerinnen ohne österr. Staatsbürgerschaft 74**

## **9. Ursächliche Bedingungen: Überlebensunsicherheit 76**

9.1. Armut .....	78
9.2. Arbeitslosigkeit .....	81
9.3. Fehlende (Aus)Bildung .....	82
9.4. Ausfall der Männer.....	83
9.5. Mangel an existenzsichernder staatlicher Unterstützung .....	83
9.6. Politische und ökonomische Transformationen .....	84
9.7. Netzwerke, VermittlerInnen und soziales Umfeld .....	85
9.8. Diskriminierung aufgrund ethnischer Zuschreibungen .....	87
9.9. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen.....	88
Exkurs: Vergleich zu Studien über Bettlerinnen in der frühen Neuzeit.....	91

## **10. Kontext: Zur Konstruktion des Raums 94**

10.1. Informelle Ökonomie .....	96
10.2. Transnationalität und Pendelmigration.....	99
10.3. Öffentlicher Raum.....	102
10.4. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen.....	104

## **11. Intervenierende Bedingungen: Machtvolle Strategien 107**

11.1. Rechtliche Grundlagen und ihre Auslegungen.....	107
11.2. Dominante Diskurse.....	110
11.3. Polizeiverhalten .....	116
11.4. PassantInnenverhalten .....	120

## **12. Phänomen: Überlebenssicherung 122**

## **13. Handlungen und Interaktionen: Zur Kompetenzanalyse 128**

## **14. Bettelpraktiken 130**

14.1. Zum Einhalten des Bettel-Kontrakts .....	135
14.2. Geschlechtsspezifische Zeichenproduktion.....	138
14.3. Zusammenfassung und Vergleiche.....	140
14.4. Kriterien für kompetente Bettlerinnen.....	143

<b>15. Überlebenskompetenz</b>	<b>148</b>
15.1. Zum „Habitus der Überlebenskunst“ nach Seukwa .....	149
15.2. Zur Konstruktion des Konzepts Überlebenskompetenz.....	150
15.3. Schlussfolgerungen .....	164
15.4. Zum Habitus des selbstbewussten Leidens .....	166
15.5. Zusammenfassung.....	175
<b>16. Lernen in Praxisgemeinschaften</b>	<b>176</b>
16.1. Legitime periphere Partizipation.....	176
16.2. Die Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen.....	179
16.3. Andere Praxisgemeinschaften.....	187
<b>17. Konsequenzen: Umstiegsmöglichkeiten</b>	<b>191</b>
17.1. Umstiegsmöglichkeiten – Wünsche, Chancen und Schwierigkeiten .....	193
17.2. Bildungsangebote als Chance?.....	198
<b>18. Zusammenfassung der Forschungsergebnisse</b>	<b>199</b>
<b>19. Reflexionen zum Forschungsprozess</b>	<b>202</b>
19.1. Zu den Vorannahmen.....	202
19.2. Lernerfahrungen.....	206
<b>20. Schlussfolgerungen aus bildungswissenschaftl. Sicht</b>	<b>211</b>
20.1. Schlussfolgerungen für eine (Aus)Bildungspraxis mit der Zielgruppe.....	214
20.2. Schlussfolgerungen für die Bildungswissenschaft.....	216
<b>Literatur- und Quellenverzeichnis</b>	<b>227</b>
<b>Anhänge</b>	<b>240</b>
Anhang 1: Reflexion der Themenwahl .....	240
Anhang 2: Überblick über die GesprächspartnerInnen .....	242
Anhang 3: Transkriptionszeichen .....	243
Anhang 4: Beobachtungsprotokoll vom 20.10.2005.....	244
<b>Danksagungen</b>	<b>247</b>
<b>Lebenslauf</b>	<b>249</b>



# 1. Einleitung

Der Auslöser für die Wahl der Forschungsfrage waren Alltagsbeobachtungen: Auf den Plätzen, in den Straßen und U-Bahnstationen, den Schnellbahnzügen und Unterführungen in Wien fielen mir in den letzten Jahren verstärkt bettelnde Menschen auf, besonders bettelnde Frauen, teilweise mit Kindern. Sie sitzen am Boden oder auf Stiegen und strecken den PassantInnen ihre Hand entgegen. Sie erinnerten mich wieder an Begegnungen, die ich einige Jahre zuvor gehabt hatte: Ende der 1990er Jahre hatte ich mehrere sich ähnelnde Erlebnisse mit bettelnden Frauen, die umhergingen, mich ansprachen und um größere Summe Geld für ihre ausständige Miete baten. Diese Begegnungen hatten mich damals sehr beschäftigt.<sup>1</sup> Nun fühlte ich mich erneut mit Bettlerinnen konfrontiert. Sollte ich also meine Diplomarbeit über bettelnde Frauen schreiben?

Als Studentin der Bildungs- und Erziehungswissenschaft habe ich mich während meines Studiums mit dem Bildungsbegriff beschäftigt. Meine Schwerpunkte waren darüber hinaus interkulturelle und feministische Ansätze sowie Erwachsenenbildung. Im Zuge meiner Diplomarbeit wollte ich einerseits diese Ansätze verbinden und andererseits an einem für mich ambivalenten Forschungsgebiet reflektieren, einem Thema, das in mir widersprüchliche Gefühle und Assoziationen auslöst; wollte das an der Uni Gelernte dadurch einer Prüfung unterziehen; Pädagogik von ihren Rändern her, *“Bildung von unten”* zu denken versuchen (Baur/ Mack/ Schroeder 2004). Also eine bildungswissenschaftliche Arbeit über Bettlerinnen schreiben?

Gerhard Hiller verweist auf *„die Grenzen der Verallgemeinerbarkeit kulturbürgerlicher-idealistischer Vorstellung von individueller Selbstverwirklichung und autonomer Lebensführung. Bildung ist demnach nicht nur in Metaphern der individuellen Vervollkommnung zu buchstabieren, sondern auch im Horizont von Durchkommen, Aushalten, Ertragen und Erträglichmachen.“* (in Baur/ Mack/ Schroeder 2004: 9)

Also wirklich eine bildungswissenschaftliche Arbeit über Betteln schreiben?

## ***1.1. Entwicklung der Forschungsfrage***

Zu Beginn meiner Arbeit lag eine zentrale Schwierigkeit darin, dass ich mir ein Thema gewählt hatte, zu dem ich arbeiten wollte, nämlich zu Bettlerinnen, und nun vor der Aufgabe stand, die Beschäftigung damit in einer bildungswissenschaftlichen Diplomarbeit zu rechtfertigen bzw. eine konkrete bildungswissenschaftliche Forschungsfrage zu finden. Das obige Zitat aus *“Bildung von unten denken”* deutete schon die Richtung an sowie auch die Forschungslücke, die dem Arbeitsthema die notwendige wissenschaftliche Legitimität gibt.

---

<sup>1</sup> Siehe dazu die Reflexionen in Anhang 1

Mein Forschungsvorhaben greift ein medial und politisch aktuelles Thema auf („Bettelpolitik“)<sup>2</sup> und untersucht es aus einem bildungswissenschaftlichen Blickwinkel (informelle Kompetenz- und Wissensaneignung von Frauen).

Der Ansatz erwies sich insofern als spannend, als ich ständig damit konfrontiert war, zu entscheiden und zu begründen, was in meiner Arbeit Platz finden kann und was nicht. Ich musste mir ständig die Frage stellen, was „Bildungswissenschaft“ ist. Einerseits versuche ich also das, was in der Forschung auftaucht, bildungswissenschaftlich zu interpretieren, andererseits erprobe ich Begriffe der Disziplin auf ihre Brauchbarkeit für die Thematik.

Im Exposé war Beruf als zentrales Konzept geplant, doch schon bald zeigte sich Kompetenz als geeigneter, was unter „Betteln und Kompetenz“ begründet wird. Trotzdem verblieb die Frage „Betteln als Beruf?“ im Titel der Arbeit. Sie eignet sich einerseits als Aufhänger und wird im Laufe der Arbeit auch beantwortet, andererseits verwende ich Beruf oder weitergefasst Erwerbsarbeit als Interpretationsfolie für meine Forschung, wenn ich etwa von Arbeitsplatz, Arbeitskleidung u.ä. spreche. Zentral ist aber die Analyse der Kompetenzen.

Die aktuellen Diskurse um Kompetenz orientieren sich überwiegend an den Erfordernissen der Erwerbsarbeit und an der Frage, wie die (informelle) Aneignung von Kompetenzen gefördert und gemessen werden kann. Indem ich Betteln als Erwerbsarbeit und Beruf interpretiere, folge ich also dem Ansatz, Kompetenzerwerb im Rahmen von Erwerbsarbeit zu erforschen. Ich analysiere aber eine Tätigkeit, die üblicherweise nicht mit Kompetenz in Zusammenhang gebracht wird, und lenke den Blick auf eine Zielgruppe, der üblicherweise keine hohen Kompetenzen zugeschrieben werden.<sup>3</sup> Dadurch wird, so die Annahme, eine kritische konstruktiv-produktive Perspektive auf Kompetenz möglich.

Die Arbeit ist an der Schnittstelle verschiedener Themenbereiche angesiedelt, wie Migration, Armut, Berufsbildung, Frauenforschung, informelles Lernen.

Mein Forschungsvorhaben geht von der Annahme aus, dass für erfolgreiches Betteln Wissen und Kompetenzen notwendig sind und die Frauen diese nicht in formalen Bildungsprozessen erwerben.

---

<sup>2</sup> Die Aktualität der Thematik hält auch 2007, zum Ende der Diplomarbeit, noch an: Im Jänner 2008 wird veröffentlicht, dass der Verfassungsgerichtshof mit Erkenntnis vom 5.12.2007, V 41/07 - 10, die Verordnung des Gemeinderates der Stadt Fürstenfeld vom 4. Oktober 2006, mit der Maßnahmen gegen unerwünschte Formen des Bettelns im Stadtgebiet von Fürstenfeld erlassen wurden, als gesetzwidrig aufgehoben hat. Ich bedanke mich bei Michael Bachler für den Hinweis zu dieser Entscheidung, die mir im Zug des Abschlusses meiner Arbeit fast entgangen wäre.

Die Stadt Wien überlegt derzeit, Betteln mit und von Kindern zu verbieten (siehe den Artikel von Maria Zimmermann in den Salzburger Nachrichten vom 28.12.07). Der Artikel enthält auch die gängigen Aussagen zum Thema: „von ‚Hintermännern‘ organisiert“; „Geld bekommen nicht die Kindern, sondern die ‚Gruppe dahinter‘“. „besser ist, man spendet das Geld“. An wen?

<sup>3</sup> Außer der Fähigkeit, ihre „Organisiertheit“ vor der Polizei verbergen zu können (vgl. Krone-Artikel vom 14.3.07: 14).

Die zentrale Forschungsfrage lautet: *Welches Wissen und welche Kompetenzen sind für erfolgreiches Betteln notwendig bzw. förderlich und wie werden sie von den Bettlerinnen erworben?*

Im Anschluss daran wurden zu Beginn der Arbeit weitere Fragen formuliert:

- \* Welche formale Bildung haben die Bettlerinnen genossen?
- \* Welche Berufskarrieren haben die Frauen?
- \* Nach welchen (ungeschriebenen) Regeln und Normen handeln sie?
- \* Welche (ev. geschlechtspezifischen, interkulturellen) Lernerfahrungen machen sie beim Betteln?
- \* Wie steht es mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie?
- \* Wie entwickeln Bettlerinnen Handlungsfähigkeit und Perspektiven?
- \* Welche Umstiegsmöglichkeiten und erweiterte Handlungsmöglichkeiten ergeben sich daraus, also wie stehen die Chancen zu Weiterbildung, zum Auf- und Umstieg in andere Berufe?

Die Fragen sind bereits von meinem Vorverständnis geprägt. Dieses beeinflusst immer die Konzeption der Forschung. Philipp Mayring fordert daher, die Vorannahmen zu Beginn offen zu legen, am Gegenstand weiterzuentwickeln und so den Einfluss des Vorverständnisses überprüfbar zu machen (vgl. Mayring 2002: 30).

Meine Vorannahmen können wie folgt zusammengefasst werden:

- \* Für Bettlerinnen ist das Erbetelte ein wichtiger Beitrag zu Sicherung ihres Lebensunterhalts. Die erwirtschafteten Geld- oder Sachleistungen dienen der Stillung der persönlichen Bedürfnisse oder jener der sozialen Gemeinschaft (z.B. der Familie), der die Bettlerin angehört.
- \* Erfolgreiches Betteln erfordert bestimmtes Wissen und bestimmte Kompetenzen.
- \* Die Bettlerinnen kommen aus bildungsfernen sozialen Gruppen und haben wenig formale Bildung genossen bzw. in ihrer aktuellen Lebenssituation keinen Kontakt zu institutionalisierter Bildung.
- \* Sie erwerben Wissen und Kompetenzen informell.
- \* Die Strategien und Taktiken der Bettlerinnen sind sehr unterschiedlich, etwa was Kontaktaufnahme, (Un-)Sichtbarkeit, Haltung, Blickkontakt, Kommunikation, symbolische Gegenleistungen betrifft.

Ergänzende Vorannahmen:

- \* Ein Teil der Bettlerinnen kommt für begrenzte Zeit zum Betteln nach Österreich, meist aus den östlichen Nachbarländern.

\* Dass zunehmend mehr Frauen in Wien betteln, hängt mit gesellschaftlichen Umwälzungen zusammen. (Zusammenbruch des Realsozialismus und der EU-Beitritt einiger Staaten des ehemaligen Ostblocks, Neoliberalismus) Diese Entwicklungen haben die Armut von bestimmten Bevölkerungsgruppen und gleichzeitig ihre Mobilität erhöht.

## ***1.2. Begründung der Forschungsfrage***

Ziel der Diplomarbeit ist es, Erkenntnisse über informelle Lernprozesse einer bestimmten bildungsfernen Gruppe zu gewinnen und ihr Wissen und ihre Kompetenzen beschreibbar zu machen. Das Wissen um informelle Aneignungsprozesse von Menschen, die gleichzeitig in der Mitte und am Rande der Gesellschaft leben, könnte darüber hinaus für die Bildungswissenschaft auch Erkenntnisse und Anknüpfungspunkte für die Bildung mit und die Stärkung anderer marginalisierten Gruppen bieten.

Die Verbindung des Phänomens Betteln mit den Konzepten Beruf und Kompetenz in meinem Forschungsvorhaben ermöglicht also einerseits Erkenntnisse über die Kompetenzen und Aneignungsprozesse der Bettlerinnen, gleichzeitig aber kann sie Einsichten darüber bringen, wie in der Bildungswissenschaft über Kompetenzen nachgedacht wird, was dabei einbezogen oder ausgelassen wird, wo der Fokus liegt und was eher als nebensächlich betrachtet wird.

Mein Forschungsvorhaben kann in den Forschungsschwerpunkt „Bildung und Entwicklung im Lebenslauf“ des Instituts für Bildungswissenschaft zugeordnet werden, der *„[d]as individuelle Lern- und Entwicklungspotential [...] auf dem Hintergrund von Sozialisationserfahrungen unter gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen untersucht.“* wobei mir auch die *„differentielle Perspektive, die Lernen und Entwicklung als geschlechtsspezifische, (sub)kulturspezifische, alters(phasen)spezifische und biographiebedingte Prozesse betrachtet“* wichtig ist.<sup>4</sup>

Mein Vorhaben konzentriert sich dabei auf die zweite der beschriebenen drei Ebene, nämlich der *„[e]mpirischen Erforschung von Lern- und Entwicklungsbiographien sowie typischer Sozialisationserfahrungen unter dem Aspekt gesellschaftlicher und technologischer Umwälzungen (geographische, soziale und kulturelle Mobilität, Informationstechnologie, Globalisierung, Enttraditionalisierung und soziale Entwurzelung, Alterung der Gesellschaft).“*<sup>5</sup>

## ***1.3. Aufbau der Arbeit***

Teil I der Arbeit ist den “Positionierungen” gewidmet, also den epistemologischen und theoretischen Grundlagen, auf denen die qualitative Forschung und ihre Ergebnisse beruhen. Zu Beginn wird das Forschungs- und Wissenschaftsverständnis der vorliegenden Diplomarbeit

---

<sup>4</sup> <http://institut.erz.univie.ac.at/home> (18.4.2006)

<sup>5</sup> siehe vorhergehende Fußnote

dargelegt, das auf der Forderung „*Bildung von unten*“ zu denken (Baur/ Mack/ Schroeder 2004) und Donna Haraways Konzept des „*situierten Wissens*“ (1995) basiert.

Im Anschluss daran werden die zentralen begrifflichen Konzepte erarbeitet. Die größte Aufmerksamkeit bekommt dabei der Kompetenzbegriff, der mit Hilfe von Fachliteratur aus der Berufsbildung charakterisiert und anhand der Begriffswerkzeuge von Pierre Bourdieu kontextualisiert wird. Danach wird das hier verwendete Verständnis von Wissen vorgestellt. Betteln, als dritter zentraler Begriff der Forschungsfrage, wird aus historischer, semiotischer und soziologischer Sicht betrachtet, um anschließend der Frage nachzugehen, ob Betteln als Arbeit und als Beruf angesehen werden kann.

In Teil II, dem Forschungs-Teil, wird zuerst Design und Ablauf der qualitativen Studie erläutert. Die Daten wurden, angelehnt an die Ethnographie, durch Beobachtungen, Gespräche und Interviews erhoben und mit Hilfe der Grounded Theory ausgewertet.

Zur Strukturierung der Analyse und Synthese der Daten bietet sich das Kodierparadigma der Grounded Theory an. Nach der Vorstellung der Akteurinnen, der Bettlerinnen ohne österreichische Staatsbürgerinnenschaft, werden die ursächlichen Bedingungen für das Betteln und den damit verbundenen Kompetenzerwerb anhand der Interviewaussagen erläutert. Unter „Kontext“ wird der Raum konstruiert, in dem sich die Frauen bewegen und der Konsequenzen auf ihr Handeln hat. Dass dieser Kontext nicht stabil ist, wird unter „intervenierende Bedingungen“ gezeigt, wo auf die Auswirkungen von rechtlichen Auslegungen, dominanten Diskursen sowie Polizei- und PassanInnenverhalten auf die Arbeit der Bettlerinnen eingegangen wird. Das Handeln der Frauen richten sich auf Überlebenssicherung, weshalb dieses Konzept zum zentralen Phänomen erklärt wurde.

Die größte Aufmerksamkeit bekommt die Auswertung der Handlungen, Praktiken und Interaktionen; in diesem Teil erfolgt die Kompetenzanalyse. Die Auswertung im Bezug auf Wissen, Kompetenzen und Aneignungsprozesse der Bettlerinnen wird aus drei Perspektiven vorgenommen:

Erstens werden die Bettelpraktiken der Frauen aus Beobachtungen und Interviews rekonstruiert, um daraus Komptenzanforderungen für Bettlerinnen abzuleiten. Zweitens wird das Spezifische an der Kompetenz der Frauen konzeptionalisiert, und drittens werden die Interviews nach Lernprozessen der Frauen während und rund um ihre Arbeit untersucht. Unter “Konsequenzen” sollen Umstiegs-möglichkeiten angedeutet werden.

Zum Abschluss der Arbeit werden der Forschungsprozess und seine spezifischen Bedingungen reflektiert und aus bildungswissenschaftlicher Sicht Schlussfolgerungen aus den Forschungsergebnissen gezogen. Literatur- und Quellenverzeichnis sowie Anhänge kommen zum Schluss.

## ***1.4. Anmerkungen zur Schreibweise***

Die Arbeit wechselt bzgl. der geschlechtssensiblen Schreibweise ab. In der Mehrzahl wird häufig das große Binnen-I verwendet. In der Einzahl schreibe ich bei allgemeinen Bezeichnungen in der weibliche Form (z.B. die Passantin, die Beobachterin), um schwierige Satzkonstruktionen, wie sie in der Einzahl beim Binnen-I auftreten können, zu vermeiden. Dort wo dies missverständlich sein könnte, gebrauche ich geschlechtsneutrale Bezeichnungen, Binnen-I oder führe beide Formen an. Das kleingeschriebene “man” wird vermieden oder durch ein kleingeschriebenes “frau“ oder „mensch“ ersetzt.

In den theoretischen Teilen verschwindet das Ich der Schreiberin, es taucht im Forschungsteil dafür verstärkt auf.

Zitiert wird im Text nach dem Schema (Autorin Jahreszahl: Seite) bei indirekten Zitaten noch mit dem Kürzel für vergleiche (vgl.). Ich führe in der Klammer, wenn ich nicht mit ebenda (ebd.) verweise, immer alle AutorInnen an, verwende also nicht Autorin und andere (u.a.). Dadurch soll vermieden werden, dass nur die ohnehin bekannten AutorInnen, die oft zuerst stehen, erwähnt werden und die weniger bekannten unerwähnt bleiben. Auch das Alphabet möchte ich nicht darüber entscheiden lassen, wer genannt wird und wer nicht. Im Text selber kann es schon ab und zu vorkommen, dass ich auch “Autorin u.a.” schreibe. Ein a oder b nach der Jahreszahl ordnet Werke derselben Autorin im selben Jahr. Ebenso gehe ich mit den Zitaten aus Interviews um: Ein Großbuchstabe als Namenskürzel (siehe Anhang 2) gibt an, aus welchem Interview das Zitat stammt. Ein a oder b wird hinzugefügt, wenn es zwei Interviews mit dieser Bettlerin gibt, die Zahl steht für die Seitenzahl im Transkript (Transkriptionszeichen siehe Anhang 3).

Abkürzungen werden nur gängige verwendet: z.B., etc., u.a., d.h., bzgl.(.) usw.

[ ] Diese eckigen Klammern innerhalb von Zitaten zeigen Auslassungen an bzw. stehen innerhalb der Klammer Buchstaben und Wörter, die zwar nicht im Zitat vorkommen, aber für die Satzgrammatik notwendig sind. Wird in der Klammer noch das Kürzel M.T. hinzugefügt, heißt das, dass hier eine inhaltliche Ergänzung der Autorin vorgenommen wurde.

Mit [sic!] wir darauf hingewiesen, dass ein (Tipp)Fehler aus der Quelle übernommen wurde.

*“Positionierung ist daher die entscheidende wissensbegründende Praktik” (Haraway 1995: 87)*

## **Teil I**

### **Positionierungen**

## 2. Forschungsverständnis

### 2.1. Zum Forschungszugang

Die Frauen, die auf den Stiegen zur U-Bahn sitzen oder mich vor dem Haupteingang der Universität ansprechen, lösen in mir ambivalente Gefühle und widersprüchliche Gedanken aus. Hinter der Betroffenheit, die diese zur Schau gestellte Armut auslöst, steckt gleich das Misstrauen, medial geschürt; die Frage, wem das Geld, das ich in den Becher lege, zugute kommt. Manchmal kommt mir Wut über die ungerechte Verteilung, neben Mitleid auch Bewunderung für den Mut, sich den Blicken auszusetzen, und manchmal auch Ärger, wenn mir die Blicke der Kinder auf dem Schoß apathisch erscheinen oder ich eine mir erzählte Geschichte so gar nicht glauben kann. Mein Blick ist stets einer von oben, sei es ein mitleidig-verständnisvoller oder ein misstrauisch-einschätzender.

Mein Forschungsvorhaben ist ein Versuch diesen Frauen im wörtlichen Sinn auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, soweit das aufgrund der Voraussetzungen und Rahmenbedingungen überhaupt möglich ist. Es ist also auch ein Experiment des Umgangs mit sozialer Ungleichheit und Respekt und somit eines zentralen pädagogischen Problems.

Sowohl ForscherInnen als auch PädagogInnen sind in ihrer Arbeit oft mit großen sozialen Unterschieden zwischen ihnen und ihren KlientInnen bzw. beforschten Personen konfrontiert, die sich nicht nur in unterschiedlichem ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital zeigen, sondern die in die Körper eingeschrieben sind, sich im Habitus ausdrücken, wie Pierre Bourdieu argumentiert: *„Der Habitus ist das Körper gewordene Soziale“* (Bourdieu/ Wacquant 1996: 161).

Die Frage nach dem Umgang mit diesen Unterschieden ist also eine grundlegende: *„Es gehört zu den Leiden an der modernen Gesellschaft, dass sie die unantastbare Würde der Person rechtlich zusichert, die soziale Basis für eine respektable Lebenspraxis jedoch für große Gruppen in Frage stellt. Respekt ist in modernen Ungleichheitssystemen ein knappes Gut“*, schreibt Bernd Götz in Anlehnung an Richard Sennett (2004: 191). Die soziale Respektabilität ist an drei Quellen gebunden: *„[A]n die Entwicklung und Darstellung sozial angesehener Fähigkeiten und Leistungen; an das Vermögen, für sich selbst zu sorgen und der Gesellschaft Versorgungslasten zu ersparen; und schließlich an die Potenz, anderen etwas zurückzugeben – etwa in Form sozialer Mildtätigkeit, öffentlicher Mitwirkung in Institutionen und kultureller Kreativität.“* (ebd.) Die Kunst „Bildung von unten“ zu denken, so Götz, bestehe darin, *„die gängigen Beurteilungskriterien zurückzugehen, [...] um den produktiven Lebensleistungen von Menschen in erschwerten Lebenslagen gerecht zu werden. Respekt bekundet sich im Vorbehalt*

*gegen die gesellschaftlichen Respektabilitätszuschreibungen, aber auch im Bewusstsein, wie sehr sie die Lebensqualität bestimmen.“ (ebd.: 192)*

Eine Konsequenz aus diesen Überlegungen in der Sozialforschung ist, Menschen für deren Leben sich die Forscherin interessiert, als ExpertInnen ihrer Lebenswelt anzusprechen (vgl. Schön 1999: 81). Durch diese Sicht soll ein gleichberechtigteres Verhältnis hergestellt werden, und es lassen sich daraus Implikationen für das Forschungssetting ableiten, wie Elke Schön überzeugend an ihrer Studie mit Mädchen zeigt (vgl. ebd.: 82ff.). Michael Meuser und Ulrike Nagel kritisieren diese „*inflationäre Ausdehnung des ExpertInnenbegriffs*“ (2004: 327) als Machtverhältnisse verschleiern und sehen unter ExpertInnen nur jene AkteurInnen, die sich durch eine „*institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit auszeichnen*“ (Hitzler/ Honer/ Maeder 1994 in ebd.) und die Möglichkeit besitzen, ihre Orientierung zumindest partiell durchzusetzen.

Neben diesen Überlegungen waren meinen Erfahrungen während der ersten Interviews ausschlaggebend, mich auf eine andere Idee zu beziehen. Doris Schober von der Frauenberatungsstelle Salzburg schrieb mir von einer Sichtweise, die sie in ihrer Arbeit verwendet und die gut auf meinen Ansatz zu passen schien: das wertschätzende Reframing. Die Frauenberatungsstelle bietet Laufbahnberatung für Frauen an, deren methodisches Kernstück die Bilanz der Kompetenzen nach einer ressourcenorientierten Methode ist. Unter wertschätzendem Reframing versteht Doris Schober einen „*frauenfreundlicher Blick auf die Erzählungen der Frauen über ihr eigenes Leben.*“ Die Aufgabe der Beraterin ist es „*Lernerfahrungen und Kompetenzerwerb zu unterstellen, und mit den Frauen gemeinsam das aufzuspüren, was sie können und wissen. Dabei wird im Sinne der Entrivialisierung auf eine ganz einfache, einzelne Tätigkeit (und sei es Kochen) Bezug genommen und im Detail analysiert, was sie eigentlich können muss, um diese Tätigkeit auszuführen mit dem Ziel [...], eine Veränderung ihres Bezuges zu sich selbst zu erreichen, der von Wertschätzung, Selbstvertrauen und Lust auf Lernen geprägt ist.*“ (Schober 2006, Email vom 1.8.06)

Die Schwierigkeiten diese Idee umzusetzen, sowie möglichst gleichberechtigte Kommunikationsformen im Bewusstsein sozialer Ungleichheit zu finden, werden unter „*Reflexionen zum Forschungsprozess*“ reflektiert. Die Reflexion der durch die Forschungsinteraktion ausgelösten Irritationen und Gefühle sind auch Teil des Forschungsmaterials. Denn: Ich bin als Forscherin Teil der Forschung, ich kann mich nicht heraus nehmen, mein Blick ist nicht neutral. Forscherinnen sind Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihres Einflusses auf die Forschungssituation. Es ist daher wichtig, die eigene Position, aus der heraus geschrieben wird, offenzulegen. Donna Haraway nennt diese „*verkörperte*“ Objektivität „*situiertes Wissen*“ (1995: 73-97), worauf im nächsten Abschnitt noch eingegangen wird.

## ***2.2. Zum Bezug auf Frauen***

Meine Forschung bezieht sich auf Frauen, auf Bettlerinnen. Mir geht es darum über Wissen, Kompetenzen und Aneignungsprozessen von Bettlerinnen zu forschen. Die Entscheidung mich ausschließlich auf Frauen zu konzentrieren ermöglicht es, nicht nur die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, sondern auch zu differenzieren und das Spektrum an unterschiedlichen Bettel- und Lernmöglichkeiten aufzuzeigen. Diese Differenziertheit würde bei einer vergleichenden Studie zwischen Männern und Frauen leicht vernachlässigt werden, abgesehen davon, dass eine vergleichende Studie den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen würde. Außerdem zeigt sich bei den Lebensbedingungen und -weisen von Frauen noch immer eine Forschungslücke. Die aufgefundenen Studien zu BettlerInnen gehen bis auf eine (Valentinitsch 1997) auf geschlechtsspezifische Bedingungen und Formen nicht oder kaum ein.

Die Lebensweisen und Deutungen sowie die Texte von Frauen wurden im wissenschaftlichen Betrieb über lange Zeit hinweg marginalisiert, ignoriert, verunmöglicht, pathologisiert, einer männlichen Norm untergeordnet, missachtet, verdrängt, übersehen. Eine Reaktion feministischer TheoretikerInnen auf die Bewusstmachung der androzentristischen Sicht von Wissenschaft war, der männlichen Zuschreibungspraxis eine „eigene“ entgegenzusetzen, um Weiblichkeit und Frausein aus feministischer Sicht zu bestimmen. Diese Ansätze werden teilweise gegenwärtig als essentialistisch und biologistisch problematisiert und kritisiert; im Bezug auf Bildung etwa von Gesa Heinrichs (2001) oder Melanie Plößner (2005). Ein Ausweg wurde in der Einführung von Geschlecht als Analysekriterium gesehen, wobei Geschlecht unterschiedlich gedacht wird, etwa als Strukturkategorie oder als soziales Konstrukt, wie Gesa Heinrichs schreibt (vgl. 2001: 119).

Die Bezugnahme auf Frauen ist auch ein Prozess der Reproduktion binärer Geschlechterordnung und der Konstruktion von Frau. Wenn ich also durch die Straßen gehe auf der Suche nach Gesprächspartnerinnen für meine Forschung, dann selektiere ich nach dem gelernten Bild von Frauen und Männern.<sup>6</sup> Auf die Problematik der Reproduktion von Kategorien wird teilweise durch wissenschaftliche Argumentationen und politische Forderungen in Richtung der Auflösung von Zweigeschlechtlichkeit reagiert, was unter dem Begriff von Dekonstruktion<sup>7</sup> diskutiert wird.

Die kritische Infragestellung von Identitäten und Subjektpositionen, wie etwa Frau sein, darf aber nicht losgelöst von der Fragen nach sozialer, rechtlicher oder ökonomischer Gleichheit behandelt werden (vgl. Plößner 2005: 155). Nancy Fraser betont dies ebenfalls: „Für den

---

<sup>6</sup> und bin sehr irritiert, wenn mir das einmal nicht klar gelingt.

<sup>7</sup> Eine intensive Auseinandersetzung mit Dekonstruktion kann hier nicht geleistet werden. Darunter verstanden wird hier, vereinfacht gesagt, eine spezifische Zugangweise bei der es nicht um die Etablierung von „richtigen Lesarten“ von Texten (im weitesten Sinn verstanden) geht, sondern um die Öffnung möglicher Bedeutungen. Im Text fixierte Bedeutungen werden verschoben und erweitert (vgl. Schroeder 2003: 418).

*dekonstruktiven Feminismus ist das Ziel langfristig gesehen eine Kultur, in der hierarchische Genderdichotomien abgelöst sein werden von einem Netz vielfältiger, einander überschneidender Differenzen, deren Wirkungsmächtigkeit genommen ist und die veränderlich bleiben, [...] eine Kultur, in der laufend neue Konstruktionen von Identität und Differenz frei gebildet werden und rasch wieder dekonstruiert werden. Das allerdings ist nur auf der Grundlage einer ungefähren sozialen Gleichheit möglich.“ (Fraser 2001: 59f.)*

Die Spannung liegt also darin, sich angesichts gesellschaftlicher Ungleichheit auf die Kategorie „Frauen“ zu beziehen, gleichzeitig aber die damit einhergehenden Probleme offenzulegen, Brüche und Differenzen innerhalb der Frauen – in doppelter Bedeutung – nicht als Störung zu betrachten, die Unrepräsentierbarkeit dieser Kategorie einzugestehen und ihre Verflüssigung voranzutreiben. Oder wie Gesa Heinrichs schreibt: Geschlecht (in Bildungstheorien) einzuführen und gleichzeitig zu dekonstruieren (vgl. 2001: 215-231).

Die Dekonstruktion kann als Reflexionswerkzeug von Praxis dienen, nicht aber als neues Praxiskonzept, schreibt Melanie Plößner (vgl. 2005: 157). Die notwendigen Entscheidungen für Interaktionen und Interventionen im pädagogischen Handlungsfeld können durch Dekonstruktion nicht abgenommen werden bzw. bietet sie keine Richtlinie dafür an. Dasselbe gilt auch für Forschungspraxis und demnach auch für die vorliegende. Meine Arbeit befindet sich im beschriebenen Spannungsfeld: Sie bezieht sich auf die Kategorie Frauen, um geschlechtsspezifische Zeichen, Praktiken und Zuschreibungen sichtbar zu machen, und reproduziert damit aber auch die Kategorie Frau.<sup>8</sup>

Mit ihrem expliziten Bezug auf Frauen ist diese Arbeit ein Stück Frauenforschung, verfolgt aber gleichzeitig auch das Ziel der Dekonstruktion von Geschlecht. Dass die Arbeit der Frauenforschung zuzurechnen ist, sagt aber lediglich etwas über das Thema aus, nicht über die wissenschaftliche Positionierung.

### ***2.3. Zur feministischen Positionierung***

Ich ziehe den Begriff „feministische Forschung/ Theorie/ Wissenschaft“ dem von Frauenforschung oder Geschlechterforschung vor. Der Ausdruck feministische Forschung gründet nicht auf einer speziellen Eingrenzung von Subjekten und Objekten der Erkenntnis, sondern auf einem gemeinsamen Erkenntnisinteresse. Es geht, so Waltraud Ernst in

---

<sup>8</sup> Ein aus meiner Sicht gelungenes Beispiel wie in der Praxis – in diesem Fall nicht in der Forschungs- sondern in der Bildungspraxis – mit den beschriebenen Erkenntnissen und Spannungen umgegangen wird – in diesem Fall sprachlich -, findet sich in der Einladung der Frauenhetz zur Tagung „Nachrichten aus Demokratien. Feministische Positionen und Auseinandersetzungen“ (2006). Die Frauenhetz, ein Verein zur Förderung feministischer Bildung, Kultur, Politik, Forschung und Beratungsarbeit ([www.frauenhetz.at](http://www.frauenhetz.at), 30.12.07), wendet sich dabei an „Frauen allen Alters, aller Herkünfte und Geschlechter“. Diese Formulierung „Frauen aller Geschlechter“ ermöglicht gleichzeitig das Aufrechterhalten von Frauenräumen sowie die Öffnung und Pluralisierung des Begriffs Frauen (sich auf Frauen zu beziehen und den Begriff gleichzeitig zu dekonstruieren).

„Diskurspiratinnen“, nicht um die Thematisierung von Geschlecht, sondern um dessen Funktionalisierung für hierarchische soziale und epistemische Verhältnisse. Der Begriff der feministischen Wissenschaft könne sowohl dem Problem der epistemischen Spezifik als auch dem Problem der Entpolitisierung entgehen (vgl. 1999: 28f.). Das gemeinsame Erkenntnisinteresse feministischer Wissenschaft formuliert Waltraud Ernst als *„die Produktion von Wissen zur Aufdeckung und Transformation von epistemischen und sozialen Geschlechterhierarchien und von Wissen zur Emanzipation von Personen aus gegebenen Positionierungen in Geschlechterhierarchien. Durch die vielfältige Verknüpfung von Geschlechterhierarchien mit anderen sozialen Hierarchien sehen diese – epistemischen, politischen und moralischen – Prozesse für jede Person anders aus. Sie sind sowohl kollektiv als auch individuell. Mit ihrer Hinwendung zu Prozessen der Emanzipation stehen feministische Wissenschaften in einer langen Tradition von Wissenschaften, die bestehenden Herrschaftsverhältnissen kritisch gegenüber stehen.“* (1999: 32)

Hiermit ist also die Richtung bestimmt, eine mögliche. Waltraud Ernst zeigt mit Hilfe feministischer WissenschaftstheoretikerInnen auf, dass jeder Wissenschaft und Forschung ein derartiges Interesse innewohnt, dass sie also daran orientiert ist, Verhältnisse zu erhalten und abzusichern oder zu verändern.

## **2.4. Zum Begriff von Objektivität**

Die beschriebene Sicht greift das Konzept einer interessensfreien Objektivität an – ein wichtiger Verdienst feministischer Wissenschaftskritik und -theorie.

Waltraud Ernst charakterisiert das derzeit dominante Objektivitätsverständnis nach Lorraine Daston als aperspektivisch (vgl. ebd.: 98). Donna Haraway, auf die ich mich im kommenden Teil beziehe, spricht vom *„göttlichen Trick“*: *„alles von nirgendwo aus sehen zu können“* (1995: 81). Sie wendet sich gegen die Totalisierung, also den Glauben an die einzige richtige Sicht, ebenso wie gegen den Relativismus<sup>9</sup>, denn die *„Gleichheit der Positionen leugnet die Verantwortlichkeit und verhindert eine kritische Überprüfung“* (ebd.: 84). Sowohl Totalisierung als auch Relativismus leugnen die Relevanz von Verortung, Verkörperung und partialer Perspektive. *„Als Versprechen der Möglichkeit gleichen und vollständigen Sicht von überall und nirgends sind sie verbreitete Mythen einer die Wissenschaft begleitenden Rhetorik“* (ebd.).

Haraway plädiert dafür, *„zugleich die grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung stellen, eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden `semiotischen Technologien´ entwickeln und einem nicht-sinnlosen Engagement für Darstellung verpflichtet sein können, die einer `wirkliche Welt die Treue halten, einer Welt, die teilweise miteinander geteilte werden*

---

<sup>9</sup> etwa in Form des radikalen Sozialkonstruktivismus

*kann und unterstützend wirkt auf erdumgreifende Projekte mit einem begrenzten Maß an Freiheit, angemessenem materiellen Überfluß, einer Verminderung der Bedeutung von Leid und einem begrenzten Maß an Glück.” (ebd: 78f.)*

Die Autorin arbeitet die Kontextualität, historische Kontingenz und den interpretativen Charakter von Wissen heraus, und hebt mit der Konzeption des situierten Wissens die historische Spezifität und Verbindlichkeit von Wissen sowie dessen Verbundenheit mit einer Welt raumzeitlicher Körper hervor (vgl. Hammer/ Stieß in der Einleitung zu Haraway 1995: 22). Haraway spricht von einer *“verkörperten Objektivität” (“embodied objectivity”)*. Wissen ist immer auf spezifische Weise verkörpert. Sie meint damit aber nicht eine fixierte Lokalisierung in einem verdinglichten Körper, ob dieser nun weiblich oder etwas anderes ist (ebd. 88f.). Das heißt, Wissen ist nicht nur von den Praktiken, Apparaturen usw. abhängig, mit deren Hilfe es hervorgebracht wird, sondern auch von den *“Positionen”* die seine ProduzentInnen einnehmen, die aber weder durch ein Sein determiniert noch beliebig konstruierbar sind.<sup>10</sup>

Die Autorin spricht von Körpern im Prozess der Wissensproduktion als materiell-semiotischen Erzeugungsknoten (ebd.: 96), d.h. Körper sind niemals ausschließlich diskursiv hergestellt, sondern besitzen ihre eigene Dichte und Massivität. Ihre Grenzen unterliegen der Aushandlung. Sie sind Ablagerungen von Interaktionen und Beziehungen und existieren nicht vor dieser Relationalität (vgl. ebd.: 109). Die Objekte im Forschungsprozess sind nicht passiv, sondern beeinflussen die Wissensproduktion. Konsequenterweise versteht Haraway nicht nur Menschen als aktive Entitäten: Welt, Körper, Gene, Sprache usw. sind materiell-semiotische AkteurInnen. *„Darstellungen einer ‚wirklichen‘ Welt hängen folglich nicht von einer Logik der ‚Entdeckung‘ ab, sondern von einer machtgeladenen sozialen Beziehung der ‚Konversation‘“* (ebd.: 93f.). Das heißt Wissen ist das Ergebnis eines Interaktionsprozesses, in den die Aktivität aller Beteiligten, einschließlich die der Wissensobjekte, eingeht. Die Aushandlung von Wissen beschränkt sich nicht ausschließlich auf gesellschaftliches Handeln zwischen Menschen. Die Handlungsfähigkeit der Menschen ist nur eine mögliche, nicht aber die einzige Form produktiver Aktivität. Auch Wissensobjekte besitzen die Fähigkeit, Bedeutungen zu erzeugen, sind also performativ. Alle menschlichen und nichtmenschlichen AkteurInnen, die am

---

<sup>10</sup> Ich teile Ernsts Kritik an Haraway nicht, die das Konzept verkörperte Objektivität trotz seiner Vorzüge nicht für eine geeignete epistemologische Orientierung für feministische Wissenschaft hält, weil Haraway die Verbindlichkeit feministischen Wissens an Standorte der Unterdrückten binden würde (vgl. Ernst 1999: 148). Ich kann diese zwingende Bindung oder eine Determinierung der Positionen nicht erkennen. Haraway spricht nur davon, dass es keine Objektivität ohne Situierung und damit Verantwortung geben kann. Ihr Argument, dass mensch *“den eigene Standpunkt nicht an einen anderen Ort verlegen [kann], ohne für diese Bewegung verantwortlich zu sein”* (1995: 85) zeigt, dass sie die Positionierung als beweglich konzeptionalisiert und somit *“Emanzipationsprozesse aus gegebenen Positionierung in Geschlechterhierarchien”* aus ihrer Sichtweise gedacht werden können, wie Ernst fordert (1999: 142).

Wissensprozess beteiligt sind, ermöglichen oder beschränken aufgrund ihrer jeweiligen historisch und kulturell spezifischen Konstruktion den interaktiven Prozess der Aushandlung von Wissen (vgl. Hammer/ Stieß 1995: 20).

Diese Sichtweise kann auch als Ansatz zur Überwindung der Dichotomien wie Natur und Kultur gelesen werden; denn „[f]eministische Verantwortlichkeit erfordert ein Wissen, das auf Resonanz und nicht auf Dichotomie eingestellt ist.“ (ebd.: 88) Resonanz – was unter anderem „angeregtes Mittönen eines anderen Körpers [...] Widerhall, Anklang, Verständnis, Wirkung“ heißen kann (Fremdwörter-Duden 1997: 704) – erscheint mir auch als ein geeignetes Bild für einen möglichen Umgang mit der „Anerkennung der Handlungsfähigkeit der Welt im Wissensprozeß“ (Haraway 1995: 94).

Noch einmal zusammengefasst: Nur eine partiale Perspektive verspricht einen objektiven Blick (ebd.: 82). Feministische Objektivität handelt von begrenzter Verortung und situiertem Wissen und nicht von Transzendenz und der Spaltung in Subjekt und Objekt. Jeder Blick, jede Apparatur des Sehens, sei sie nun organisch und/oder technologisch hat einen Standort, einen Blickwinkel und eine begrenzte Reichweite. Auch kann niemand sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Keine Perspektive kann für sich in Anspruch nehmen, alle anderen Perspektiven zu bündeln oder in sich aufzunehmen und den gesamten Raum zu überblicken. Die partielle Sichtweise können sich verbinden und Haraway sieht die Möglichkeit ein Netz zu weben, das die machtförmig organisierten Positionierungen zu transformieren vermag, ohne gleichzeitig alle Differenzen in einem zentralen Standpunkt oder in einer Zentralperspektive aufzulösen (vgl. 1995: 86).

*“Positionierung ist daher die entscheidende wissensbegründende Praktik [...] Positionierung impliziert Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen. Politik und Ethik sind folglich die Grundlagen für Auseinandersetzungen darüber, was als rationales Wissen gelten darf. Das heißt, ob eingestanden oder nicht, daß Politik und Ethik die Grundlagen von Auseinandersetzung über Forschungsprojekte in den exakten und in den Natur-, Sozial- und Humanwissenschaften darstellen. Andernfalls ist Rationalität einfach unmöglich und nichts als eine aus dem Nirgendwo überallhin projizierte optische Täuschung.”* (ebd.: 87)

Die Überlegungen von Haraway haben aufgezeigt, dass wissenschaftstheoretische Kämpfe auf ethischen und politischen Positionierungen basieren und dass Wissen jeweils aus einer bestimmten Perspektive konstruiert wird. An einem Beispiel soll dies erläutert werden.

## 2.5. Zur Konstruktion von Wissen

Wenn ein Zusammenhang, eine Entität oder ähnliches als Konstruktion erklärt wird, wird damit oft assoziiert, dass dieser Zusammenhang oder diese Identität dann weniger real sei, schreibt Waltraud Ernst, die das für ein Missverständnis hält (vgl. 1999: 158). Vielmehr sei auf wissenschaftstheoretischer Ebene damit die Trennung zwischen Repräsentation und Intervention aufgehoben. Unter Intervention wird üblicherweise Eingriff verstanden, während Repräsentation Abbildung/ Darstellung meint. Ernst argumentiert, dass Repräsentationen ebenso wie Interventionen *„darstellend sind, in die Wirklichkeit eingreifen und materiell Effekte haben“* (ebd.: 161). Der Begriff Konstruktion umfasst beide Dimensionen wissenschaftlicher Tätigkeit und bringt deren Verwobenheit zum Ausdruck (ebd.). Wenn ich von Konzept spreche, dann meine ich eine bestimmte Konstruktion in diesem Sinne, also eine bestimmte inhaltliche Fassung eines Begriffs.

Eveline Christof u.a. gehen in ihrer detaillierten Studie zu *„Leben und Lernen [von Frauen] zwischen Wunsch und Wirklichkeit“* vom beschriebenen Wissenschaftsverständnis aus. Sie betonen das Wissen konstruiert wird und erklären das am Beispiel des Konzepts *„Strukturen“*: *Strukturen lassen sich „nicht einfach aus den je konkreten Erfahrungen von Frauen logisch ableiten oder von ihren Handlungsweisen `ablesen´ [...] Sie können nur aus einem gegebenen praktischen Feld (re-)konstruiert werden, denn es handelt sich um Konstruktionen, die Zusammenhänge formulieren, die theoretisch inspiriert sind und auf empirisch fundierten Grundlagen basieren.“* (Christof/ Forster/ Müller/ Pichler/ Rebhandl/ Schlembach/ Steiner/ Strametz 2005: 169)

Was heißt das? Die AutorInnen der erwähnten Studie erläutern die Suche und begründen die Wahl der zentralen Analysekonzepte: Begriffe wie Familie, Partnerschaft, Beruf, Kinder bzw. Freizeit könnten Strukturelemente sein, denn sie kommen in den Interviews vor und wecken dadurch den Anschein, besonders authentisch zu sein. *„Unsere Vorbehalte, sie für Analysen fruchtbar zu machen, besteht darin, dass solche Strukturelemente einen bestimmten machtvollen Blick auf die Gesellschaft reproduzieren anstatt ihn kritisch zu befragen. Auf diese Weise bringen noch so genaue Detailanalysen von Gesprächen keine neuen Erkenntnisse, sondern allenfalls die wissenschaftliche Übersetzung von Erfahrungen, die bereits zu Stereotypen geronnen sind. [...] Wir halten deshalb solche Begriffe als Elemente einer Strukturhypothese für untauglich, weil sie vorschnell zu einer Identifizierung mit der Argumentationslogik unserer Interviewpartnerinnen führen und gesellschaftliche Machtverhältnisse abbilden statt erklären.“* (ebd.: 175f.) Die AutorInnen wählen stattdessen die Konzepte Zeit, Sicherheit und Energie, die Verschiebungen und dadurch Verfremdung von scheinbar Selbstverständlichem ermöglichen; die Auskunft darüber geben, in welcher Weise Konfrontationsthemen (etwa die Vereinbarkeit von Familie und Beruf) von Frauen wahrgenommen und bewältigt werden. Sie fokussieren

damit die Widersprüche, Auslassungen und Probleme, die den Frauen selbst entgehen. Sie analysieren in welchen ökonomischen Formen – oder anders gesagt Praktiken – die Frauen mit Zeit, Sicherheit und Energie umgehen (Ökonomie der Knappheit, homöostatische Ökonomie usw.) und machen diese dadurch der Reflexion und Veränderung zugänglich (ebd. 176ff.).

Dieses Beispiel zeigt, dass jede Auswertung von Daten eine Konstruktion ist; und die Weise, in welcher sie erfolgt, eine mögliche Wahl, die Konsequenzen für die Ergebnisse und Schlussfolgerungen hat. Wissen ist welterschließend und handlungsorientierend, es eröffnet bestimmte Handlungsmöglichkeiten und verschließt andere.

Das Beispiel zeigt, dass es nicht darum geht, die „richtigeren“ Begriffe und Konzepte zu wählen, also die objektiveren oder die wahreren, wohl aber die „besseren“ in Bezug darauf, wie angemessen und verankert sie in den Daten sind und wie weit sie Veränderungen in die – ethisch und politisch begründete – Zielrichtung denk- und vorstellbar machen und ermöglichen.

### **3. Kompetenz**

Kompetenz ist derzeit einer der meist diskutierten Zielbegriffe der Aus- und Weiterbildung, sowohl auf nationalstaatlicher Ebene also auch EU-weit (vgl. Clement 2002: 29, Ertl 2005: 14). In den bildungswissenschaftlichen Publikationen werden am häufigsten folgende Fragen diskutiert: Was kann bzw. soll unter Kompetenzen verstanden werden? Wie können Kompetenzen unterteilt, erfasst und bewertet werden? Wie kann der Erwerb bzw. die Erweiterung von Kompetenzen gefördert werden (im Rahmen von Berufsbildung, im Rahmen von Weiterbildung am Arbeitsplatz...)?

Innerhalb dieser Arbeit steht diesbezüglich folgende Fragen im Mittelpunkt:

- \* Was wird in den Bildungswissenschaften, insbesondere in der Berufsbildung, unter Kompetenz verstanden?
- \* Wie kann die zunehmende Bedeutung des Konzepts erklärt und eingeschätzt werden?
- \* Welche Möglichkeiten bietet das Konzept für eine Untersuchung wie die vorliegende (im Vergleich zu anderen Begriffen)?

In einem ersten Teil skizziere und diskutiere ich die wichtigsten Charakteristika des Kompetenzbegriffs innerhalb der Bildungswissenschaften mit Schwerpunkt auf Publikationen aus der Berufsbildung. Anschließend biete ich mögliche Erklärungen für die zunehmende Bedeutung des Begriffs im Kontext aktueller ökonomischer und gesellschaftlicher Entwicklungen, die auf die Bildungswissenschaften wirken; sowie im Vergleich zu anderen Begriffen. Abschließend sollen die Bedeutungszunahme von Kompetenz und die Möglichkeiten des Begriffs – insbesondere für die vorliegende Arbeit – eingeschätzt werden.<sup>11</sup>

#### ***3.1. Zum bildungswissenschaftlichen Kompetenzkonzept***

Kompetenzkonzepte sind in verschiedenen Disziplinen und Kontexten von Relevanz; in der Biologie ebenso wie in den Rechtswissenschaften, in der Politik und den Politikwissenschaften, in den Sprachwissenschaften, der Immunologie und der Pädagogik. Der Fremdwörter-Duden gibt unter dem Begriff Kompetenz einerseits „Fähigkeit, Vermögen“ und andererseits „Zuständigkeit, Befugnis“ an (2001: 522). Das kleine Pädagogische Wörterbuch versteht unter Kompetenz ebenfalls die „Zuständigkeit für oder Fähigkeit zu einem bestimmten Handeln“ (1993: 215).

---

<sup>11</sup> Der Begriff Kompetenz(en) wird im Singular und im Plural verwendet, wobei der Singular auf die Kompetenzgesamtheit verweist und der Plural auf die Existenz von Teilkompetenzen. (Vgl. Erpenbeck/ Lutz von 2003: XVI)

In der Fachliteratur zu Berufsbildung wird der Kompetenzbegriff fast ausschließlich im ersteren Sinn verwendet, d.h. er wird als Vermögen von Individuen diskutiert<sup>12</sup>. Kompetenzen werden zumeist affirmativ als Zielperspektive gefasst. *“Kompetenz ist also ein Programm und kein Begriff”*, wie John Erpenbeck und Lutz von Rosenstiel schreiben (2003: XXXI). In dieser Funktion löst Kompetenz andere Begriffe wie (Weiter)Bildung, Leistung oder Qualifikation ab: In der Erwachsenenbildung wird vom Paradigmenwechsel von der Weiterbildung zur Kompetenzentwicklung gesprochen (vgl. Bootz/ Hartmann 1997). Die OECD hat mehrfach vorgeschlagen, den vieldeutigen Leistungsbegriff durch das Konzept der Kompetenz zu ersetzen (vgl. Weinert 2001: 27). Die kaufmännische Lehrplanreform 1994 ist ein Beispiel für die Abkehr vom Qualifikationsbegriff und die Hinwendung zur Leitidee der Handlungskompetenz (vgl. Ertl 2005: 14). Dieser Trend zur Orientierung an Kompetenz ist ein gesamteuropäischer, auch wenn die Begriffsverständnisse und Konzepte variieren.

In der von mir bearbeiteten Literatur wird häufig auf eine Definition von Franz E. Weinert Bezug genommen, auf die sich unter anderen Susanne Weber (2005: 9), Guido Franke (2005: 35) sowie auch Wikipedia, die freie Online-Enzyklopädie (2006)<sup>13</sup> beziehen. Weinert versteht Kompetenz als *„die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösung in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können“* (2001: 27f.).

Volker Heyse, John Erpenbeck und Lutz Michel, ebenfalls vielzitierte Autoren zum Thema Kompetenz, sehen sie als *“Selbstorganisationsdisposition, also als Anlagen, Bereitschaften, Fähigkeiten, selbst organisiert und kreativ zu handeln und mit unscharfen oder fehlenden Zielvorstellungen und Unbestimmtheit umzugehen”* (Heyse u.a. 2002: 11).

Diese beiden Definitionen von Weinert sowie Erpenbeck u.a. sollen als Beispiele aus der Bildungswissenschaft dienen. Auch Reichenbach nennt im *“Pädagogisches Glossar der Gegenwart”* diese beiden Autoren im Bezug auf Kompetenz an erster Stelle. Ich fasse im Folgenden Charakteristika von Kompetenz zusammen, die ich in der Fachliteratur explizit oder implizit gefunden habe und die sich zur Bestimmung des Begriffs – auch in Abgrenzung zu anderen – als zentral erwiesen haben

Einleitend sei noch erwähnt, dass Kompetenz – wie auch Lernen – ein *“Beobachterbegriff”* ist (Schmidt 2005: 171). Oder anders formuliert: Kompetenzen sind immer Zuschreibungen. Kompetenzen werden aus Sicht der Beobachterin formuliert. Die Beobachterin erkennt und

---

<sup>12</sup> Eine Ausnahme bildet Niekies Verständnis von Kompetenz im Rahmen von pädagogischer Professionalisierung: Er verbindet die Fähigkeit mit dem Bewusstsein von Verantwortung und der Zuständigkeit für bestimmte Aufgaben (2002: 16).

<sup>13</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Kompetenz> (14.5.2007)

bewertet Verhalten als kompetent. Kompetenz ist also ein theoretisches Konstrukt, wie etwa auch Lernen, Intelligenz oder Motivation. Das heißt der Kompetenzbegriff ist theorie-relativ, wie Erpenbeck und von Rosenstiel schreiben (vgl. 2003: XII): Seine Bedeutung und seinen Sinn erhält er nur innerhalb einer bestimmten Theorie. Für sinnvolles Reden über und empirische Beobachtung von Kompetenzen braucht es also ein taugliches Kompetenzmodell, das es der Beobachterin ermöglicht Kompetenz also solche wahrzunehmen, einzuordnen und dies auch zu begründen.

## **Zentrale Charakteristika des Kompetenzkonzepts**

### ***Subjektorientierung***

Kompetenzen sind an AkteurInnen gebunden. Mit Kompetenz wird also nicht primär ein bestimmtes Bündel an Anforderungen für eine bestimmte Tätigkeit bezeichnet, sondern Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen auf Seite der Subjekte. Kompetenz ist also eine subjektgebundene Kategorie (vgl. Arnold 1996: 269), bezogen auf eine handlungsfähige Akteurin. Die Kompetenzen können nicht vom Subjekt losgelöst werden. Laut Heyse u.a. können auch Teams, Unternehmen, Organisationen oder Regionen als kompetente AkteurInnen angesehen werden (vgl. 2002: 11 und Kellner 2000: 78). Diese Sicht entspringt den Theorien zum Lernen von Organisation, die etwa einen Betrieb als ein selbstorganisiertes, lernfähiges und relativ abgeschlossenes System ansehen. Überwiegend gehen die AutorInnen aber von Individuen als AkteurInnen aus. Subjektzentriert meint aber auch, dass nicht die Leistungsresultate im Vordergrund stehen, sondern das Potential, die Dispositionen, die die Leistungen hervorbringen. Als innere, psychische Voraussetzungen von Subjekten können Kompetenzen aber nicht direkt beobachtet werden.

### ***Handlungsorientierung***

Kompetenzen können nicht direkt beobachtet werden. Beobachtet werden können nur die Handlungen der Subjekte. "Kompetenzen werden erst in Handlungszusammenhängen und sozialen Kontexten sichtbar", schreibt Ute Clement (2002: 29). Der Kompetenzbegriff ist also eng mit dem Handlungsbegriff verbunden: Kompetenzen werden durch Handeln erworben, befähigen zum Handeln und drücken sich durch Handlungen aus (vgl. Erpenbeck/ von Rosenstiel 2003: XXIX).

Das Ziel von Kompetenzerwerb ist das Handeln-Können. In der Berufsbildung fungiert (berufliche) Handlungskompetenz zumeist als Überbegriff, als Hauptziel, das dann in Subkategorien geteilt wird, etwa in Sach-, Selbst- und Sozialkompetenz.

Obwohl der Handlungsbegriff für den Kompetenzbegriff zentral ist, wird selten explizit gemacht, wie er verstanden wird, kritisiert Alfred Langewand (vgl. 2004: 699).<sup>14</sup> Unterschieden werden bei Erpenbeck und Heyse geistige (z.B. Denk- und Wertungsprozesse), instrumentelle (etwa manuelle), kommunikative (z.B. Gesprächsführung) und reflexive (wie Selbsteinschätzung) Handlungen (1999: 157). In der Fachsprache wird für das sichtbare Handeln in Anlehnung an Noam Chomskys Sprachtheorie teilweise der Begriff Performanz verwendet (vgl. Schmid 2005).

### **Zukunftsorientierung**

Kompetenzen sind aber nicht mit den kompetenten Handlungen gleich zu setzen; sie sind mehr als diese: Sie sind Potentiale, die sich in Handlungen realisieren.

In der pädagogischen Fachsprache werden Kompetenzen als Dispositionen für zukünftige Performanz bezeichnet: *“Der Kompetenzbegriff ist ein Dispositionsbegriff. Er umschreibt im Handeln aktualisierbare, sozial-kommunikative, aktionale, persönliche Handlungsdispositionen, die nicht direkt prüfbar, sondern nur aus der Realisierung der Disposition erschließbar sind.”* (Bernien 1997: 33 in Hof 2002: 155) Mit Performanz sind also die beobachtbaren Handlungen gemeint. Unter Disposition verstehen Erpenbeck und Heyse mit Adolf Kossakowski *“die Gesamtheit der bis zu einem bestimmten Handlungszeitpunkt entwickelten inneren Voraussetzungen zur psychischen Regulation einer Tätigkeit.”* (1999: 135) Kompetenzen sind also erwartete Handlungspotentiale, *“geschätzte Qualität des Handelnskönnens”* (vgl. Schmidt: 2005: 171-173) und demnach auf die Zukunft gerichtet. Die Kompetenz kann nur aufgrund der aktuellen Performanz eingeschätzt werden. Das beinhaltet also einen Vertrauensvorschuss: die Erwartung, dass AkteurInnen in Zukunft kompetent handeln (ebd. und Hof 2002: 155).

Schmidt bezeichnet Kompetenz als die *“Einheit der Differenz von Disposition und Performanz”* (2005: 173). Das drückt aus, dass zwischen Performanz und Disposition ein Spannungsverhältnis besteht: Die Handlungsdispositionen zeigen sich in der jeweiligen Performanz, sie können sich aber nie erschöpfend zeigen. Sie sind immer mehr als das, was sich zeigt. Es bleibt etwas Unkalkulierbares und Unbestimmbares, etwas, das nur vermutet werden kann. Sie sind *“mit einem Risiko behaftet”*, wie Burkhard Lehmann schreibt (2002: 120), da weder die Anforderungen zukünftiger Situationen und Probleme noch der Umgang damit genau vorhersagbar sind.

---

<sup>14</sup> In Abgrenzung zu anderen Formen menschlichen Tuns, kann Handlung nach Max Weber als jenes menschliche Verhalten angesehen werden, *“wenn und insofern als der oder die Handelnde mit ihm einen subjektiven Sinn verbindet”* (Weber 1972: 1 in Langewand 2004: 699). Zum Unterschied von Handlungen und Praktiken siehe Habitus und Kompetenz.

## ***Orientierung an Selbstorganisation***

Auch wenn sich Kompetenz im Handeln zeigt, heißt das nicht, dass jeder Handlung Kompetenz zugeschrieben wird. Als Unterscheidungskriterium gilt der Grad der Komplexität eines Problems bzw. einer Situation (vgl. Franke 2005: 35, 59-61; Clement 2002: 29). Die Kompetenzen sollen ihre TrägerInnen befähigen, Probleme auch dann zu lösen, wenn die Komplexität der Handlungssituation und des Handlungsverlaufs keine nach Plan verlaufenden Lösungsprozesse zulässt (vgl. Schmidt 2005: 171). Komplexe Handlungssituationen und -verläufe sind nicht vorhersagbar, es geht also um den Umgang mit einer unbekanntem Zukunft. Erpenbeck u.a. fordern in Anlehnung an Weinert, das Kompetenzkonzept nur im Bezug auf komplexe Anforderungen zu verwenden, die tatsächlich selbstorganisiertes Handeln erfordern (1999); Kompetenz soll so von anderen Begriffen und Konzepten, wie Fähigkeit und Qualifikation abgegrenzt werden.<sup>15</sup>

Komplexe, unvorhersagbare und sich verändernde Probleme können nicht mit standardisierten Verfahren gelöst werden. Als zentrales Element von Kompetenz gilt also die Selbstorganisationsdisposition zur *„koordinierte[n] Anwendung verschiedener Einzelleistungen [oder Einzelfähigkeiten M.T.] an Hand eines für den Probanden jeweils neuen Problems.“* (Wikipedia 2006)<sup>16</sup>. Selbstorganisation als wichtiges Element von Kompetenz wird von vielen bildungswissenschaftlichen AutorInnen betont (vgl. Kauffeld 2002: 132; Erpenbeck/Heyse 1997: 312): *„Kompetenz bringt im Unterschied zu anderen Lernresultaten, zu Konstrukten wie Können, Fertigkeiten, Fähigkeiten die als Disposition vorhandenen Selbstorganisationspotenziale eines Individuums zum Ausdruck.“* (Erpenbeck/ Heyse 1999: 23).

Was wird unter Selbstorganisation in diesem Kontext verstanden? Der Selbstorganisationsbegriff, der hier gemeint ist, bezieht sich vorwiegend auf Individuen, aber etwa auch auf Unternehmen als selbstorganisierende Systeme.<sup>17</sup> Dabei wird in der Bildungswissenschaft zumeist auf die Theorie der Autopoiese von Francisco Varela und Humberto Maturana verwiesen, wie etwa bei Erpenbeck und Heyse, die sich mit Selbstorganisationstheorien als Grundlage von Kompetenzkonzepten beschäftigen (vgl. 1999: 129-136). Selbstorganisationstheorien beschreiben, allgemein gesagt, die spontane und irreversible Bildung von Strukturen, etwa chemischen, physikalischen, sozialen oder geistigen Strukturen. Spontan sind diese Strukturbildungen insofern, als sie sich in keiner Weise auf

---

<sup>15</sup> Besonders Erpenbeck und Mitautoren versuchen auf verschiedene Weise immer wieder, diese Abgrenzung zu betonen, etwa auch dadurch, dass sie zwischen konvergent-anforderungsorientierten und divergent-selbstorganisativen Handlungssituationen unterscheiden wie im Abschnitt 1.1.2. noch ausgeführt wird. Diese Betonung der Komplexität und Selbstorganisation scheint notwendig, um das Neue, dass der Kompetenzbegriff bringt, hervorzuheben bzw. seine Eignung für die aktuellen Anforderungen, die ja, wie es so heißt „immer komplexer werden“ zu betonen.

<sup>16</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Kompetenz> (14.5.2007)

<sup>17</sup> Selbstorganisation wurde und wird auch in anderem Verständnis verwendet, nämlich auf Kollektive bezogen und meint eine Organisationsform, die von den Beteiligten ausgeht und weitgehend unabhängig von Institutionen und Fremdbestimmung ist.

äußere Bedingungen kausal zurück führen lassen. Als allgemeine Charakteristika von selbstorganisierten Systemen lassen sich Komplexität, Selbstbezug und zunehmende Autonomie angeben (vgl. ebd. 138f.).

Jede Selbstorganisation von Individuen ist aber eingegrenzt, d.h. durch Parameter mitbestimmt, die das gesellschaftliche Systemverhalten insgesamt charakterisieren, nämlich durch Werte. Erpenbeck und Heyse sehen Werte als Ordner individuellen und sozialen Handelns. Sie sind unerlässlich für selbstorganisierende Individuen und ein zentrales Element von Kompetenz, weil sie *“das Handeln in eine offene Zukunft hinein, unter prinzipieller Handlungsunsicherheit ermöglichen”* (ebd.: 138).

### ***Ganzheitliche Orientierung***

Kompetenz umfasst also neben den kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten auch die notwendigen Einstellungen, oder anders gesagt die Werte; sowie die Bereitschaften, also den Willen. Der Kompetenzbegriff beinhaltet eine ganzheitliche Perspektive auf das Individuum, in dem Sinne, dass beim Lernen bzw. beim Kompetenzerwerb nicht nur die kognitiven Prozesse als bedeutsam angesehen werden, sondern etwa auch der Wille und die Verinnerlichung von Werten (vgl. ebd. 26). Kompetenzerwerb zielt also auf Persönlichkeitsentwicklung. Während Qualifikation auf unmittelbare tätigkeitsbezogene Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten verengt ist, bezieht sich Kompetenz auf die ganze Person, verfolgt also einen *“ganzheitlichen”* Anspruch und öffnet das sachbezogene Lernen gegenüber der Notwendigkeit einer Wertevermittlung (vgl. Behrmann 2006: 38). *“Kompetenzen werden von Wissen fundiert, durch Werte konstituiert, als Fähigkeiten dispositioniert, durch Erfahrungen konsolidiert, auf Grund von Willen realisiert.”* (Erpenbeck/ Heyse 1999: 162).

### ***Lernorientierung***

Kompetenzen sind etwas Gelerntes (vgl. Frey 2006: 133). Kompetenzentwicklung setzt also eine Vielzahl von Lernprozessen voraus, kann aber selbst nicht gelehrt, wohl aber gefördert werden (vgl. Schmidt 2005: 174). Aus diesem Grund erhält der Begriff auch im Rahmen von selbstgesteuertem/selbstorganisiertem Lernen<sup>18</sup> – Konzepten, die durch konstruktivistische Theorien inspiriert wurden – an Bedeutung bzw. befördern sich die Konzepte von selbstgesteuertem/selbstorganisiertem Lernen und Kompetenz gegenseitig (vgl. Arnold/ Milbach 2002: 13). Die Lerntheorien insbesondere innerhalb der Erwachsenenbildung orientieren sich zunehmend an der konstruktivistischen Sicht, dass nichts gelehrt werden kann, wohl aber Lernprozesse gefördert und angeregt werden können. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Lernenden selbst den Akt der Konstruktion von Wissen zu vollziehen wird

---

<sup>18</sup> Zum Begriffverständnis von selbstgesteuertem und selbstorganisiertem Lernen siehe Arnold und Milbach 2002: 13-28. Selbstgesteuertes und selbstorganisiertes Lernen ist zu unterscheiden von selbstbestimmtem Lernen. Während erstere Formen durchaus fremdbestimmt sein können (d.h. die Ziele und Inhalte werden nicht von den Lernenden ausgewählt), betont zweiteres die freie Entscheidung der Lernenden über Ziele und Inhalte.

betont. Der Kompetenzbegriff mit seinen hier beschriebenen Charakteristika kommt dieser Sichtweise sehr gelegen.

Die Lernorientierung wird also vielerorts betont, etwa von Schmidt (2005: 174), der sich aber gleichzeitig auf die obige Definition von Heyse u.a. bezieht, die neben Fähigkeiten und Bereitschaften auch Anlagen anführen. Manche AutorInnen beziehen also explizit "Anlagen", also den Verweis auf Vererbtes in ihr Begriffsverständnis mit ein, es wird aber nicht näher darauf eingegangen. Der Dispositionsbegriff von Erpenbeck und Heyse, der oben zitiert wurde, vermeidet jedenfalls diese als Anlageausstattung zu verstehen. Es scheint also unterschiedliche pragmatisch orientierte Umgangsweisen mit der Anlage/Umwelt-Frage zu geben, sie spielt aber in der Kompetenzdiskussion keine bedeutende Rolle. Überwiegend wird auf Kompetenz als etwas Gelerntes verwiesen, wobei betont wird, dass dabei dem Lernen durch Tun eine bedeutende Rolle zukommt.

Dass Kompetenzen gelernt werden, heißt aber nicht, dass die jeweiligen Lernprozesse bewusst ablaufen. Kompetenzen haben, so Ute Clement, einen "*hohen Anteil an informell angeeignetem und nicht-expliziten Wissen*" (2002: 10), wobei der Begriff Wissen hier zu kurz greift: auch Fertigkeiten, Fähigkeiten, Wille und Werte als Grundlage von Kompetenzen können angeeignet werden, ohne dass wir uns dessen bewusst sein müssen.

Kompetenzen sind im Sinne ihrer Orientierung auf Lernen unabschließbar. Kompetenzerwerb ist allein unerschöpflicher Prozess, der nie als ganz abgeschlossen bezeichnet werden kann, weder qualitativ noch quantitativ. Kompetenzerwerb ist also prinzipiell unendlich ausdehnbar.

### **Unterschiede in den Definitionen**

Als relevante Orientierungen des Kompetenzbegriffs haben sich also bisher folgende herausgestellt: Subjekt- Handlungs- und Zukunftsorientierung, Orientierung an Ganzheitlichkeit, Selbstorganisation und Lernen.

Diese Aspekte lassen sich auch in den oben angeführten Definitionen von Weinert sowie Heyse und Mitautoren in unterschiedlicher Gewichtung finden. Die beiden Definitionen unterscheiden sich aber in folgenden Fragen:

- \* Woran kann Kompetenz erkannt werden?
- \* Zum Umgang womit soll Kompetenz befähigen?

Weinerts Kompetenzbegriff ist auf "bestimmte Probleme" bezogen, während Heyse u.a. von einer völligen Offenheit und Unbestimmtheit sprechen. Damit zusammenhängend unterscheiden die Definitionen die Frage nach dem Erfolg des kompetenten Handelns: Während bei Weinert Kompetenz zu erfolgreicher Problemlösung führt, fehlt bei Heyse u.a. die Orientierung an erfolgreichem Handeln: Der selbstorganisierte und kreative Umgang mit unscharfen oder fehlenden Zielvorstellungen steht im Mittelpunkt.

Während also Weinert vom Umgang mit bestimmten Herausforderung ausgeht und Kompetenz als ihre erfolgreiche Bewältigung ansieht, meinen Heyse u.a. den Umgang mit Unbestimmtheit, dessen Kompetenz sich weniger im Was des Ergebnisses sondern im Wie des Umgangs zeigt. Diese Unterschiede sollen im Folgenden diskutiert werden.

### ***Kompetenz: Ergebnis- oder verfahrensorientierte Bewertung?***

Woran kann also Kompetenz erkannt werden? Je offener der Begriff Kompetenz gefasst wird, desto größer ist die Gefahr, dass er zu einer programmatischen Leerformel wird. Um dies zu verhindern, plädieren Norbert Vogel und Alexander Wörner im Kompetenzdiskurs für eine “realistische Wende” im Sinne einer Entkoppelung vom faktisch eintretenden Handlungserfolg: Sie fordern eine verfahrens- und erfahrungsorientierte Auffassung anstatt einer ergebniszentrierten. Ob eine Person kompetent handelt, wird also nicht am Erfolg ihrer Handlungen abgelesen, sondern daran, wie die Person mit den jeweiligen komplexen Herausforderungen umgeht. So könne das Kompetenzkonstrukt von seiner populärwissenschaftlichen Degeneration zu einer Leerformel bewahrt werden (vgl. ebd. 85).

Auf die Ausgangsdefinitionen angewandt, heißt das: Weinert vertritt eine ergebnisorientierte Sicht von Kompetenz (problemlösungsorientiert), während das Begriffsverständnis von Heyse u.a. verfahrensorientiert ist (selbstorganisiert und kreativ handeln).

Eine erfolgsorientierte Sicht lässt außer Acht, dass nicht sämtliche Aspekte in einer komplexen Situation vom kompetenten Individuum gesteuert werden können. Bei der Realisierung von Kompetenz im Handeln spielen auch die jeweiligen Rahmenbedingungen eine Rolle. Das kompetente Individuum kann soziale und komplexe Situation nicht umfassend steuern; der Erfolg der Performanz hängt also nicht alleine vom kompetenten Individuum ab. Die *“Realisierung von Kompetenz in messbaren Leistungen [ist] abhängig von den aktuellen Bedingungen der Umsetzung.”* (Clement 2002: 29)

Dazu gehört etwa der Aspekt der Durchsetzbarkeit des Handelns: Macht- und Legitimationsaspekte kommen ins Spiel, die im Kompetenzdiskurs oft übersehen werden, wie Schmidt feststellt (vgl. 2005: 178). Wer fähig zur Problemlösung in einer bestimmten komplexen Situationen ist, muss deshalb noch lange nicht die Zuständigkeit, Befugnis und Ermächtigung haben – also die Kompetenz in der anderen Wortbedeutung –, um diese Problemlösung auch durchzusetzen. Da Kompetenz den Blick auf das Subjekt richtet, muss sie von “äußeren” Faktoren unterschieden werden, wobei dies angesichts der Interdependenzen schwierig bleibt.

Aufgrund der vielfältigen Einflüsse, die den Erfolg einer Problemlösung beeinflussen, sind verfahrensorientierte bzw. kombinierte Ansätze der Kompetenzbeobachtung und -bewertung zu bevorzugen. Nichtsdestotrotz kann ein ergebnisorientierter Zugang, bei dem gelingendes Verhalten auf die jeweils zugrunde liegenden Kompetenzen untersucht wird, spannend und

zielführend für Forschungsprojekte sein, vorausgesetzt es wird dadurch der Blick auf andere relevante Faktoren nicht verstellt.

### ***Kompetenz: Zielorientiertes oder zieloffenes Handeln?***

Zum Umgang womit soll Kompetenz befähigen? Weinerts Definition beinhaltet den Bezug auf bestimmte Probleme in variablen Situationen. Auch Ute Clements Begriffsverständnis von Kompetenz beinhaltet den Bezug auf eine bestimmte Aufgabe: Der Kompetenzbegriff versuche ihrer Ansicht nach, dem *“Sachverhalt der Befähigung für eine bestimmte Aufgabe in seiner hohen Komplexität gerecht zu werden.”* (Clement 2002: 29)

Heyse u.a. sprechen hingegen nur von Unbestimmtheiten. In eine ähnliche Richtung tendiert Schmidt, wenn er schreibt, dass es bei Kompetenz um den Umgang mit Kontingenz geht (vgl. 2005: 168f.) oder Erpenbeck u.a., wenn sie als zentral für Kompetenz ansehen, eine „offene“ Zukunft nicht nur adaptiv sondern produktiv und kreativ zu bewältigen (vgl. 1999: 23).

Der Unterschied liegt also darin, wie klar das Ziel und wie bestimmt die Aufgabe ist. Erpenbeck und von Rosenstiel fassen diesen Unterschied mit Begriffen. Sie unterscheiden konvergenz-anforderungsorientierte Handlungssituationen, die direkt auf die Erfüllung äußerer Anforderungen, Vorgaben und Ziele gerichtet sind, und divergent-selbstorganisative Handlungssituationen, die teilweise oder gänzliche ziel- und ergebnisoffen sind (vgl. 2003: XXVIII). Sie wollen den Kompetenzbegriff nur im Bezug auf divergent-selbstorganisative, also zieloffene, Handlungssituationen anwenden. Der Unterschied ist aber in ihren Beschreibungen weniger eindeutig als die Begriffe suggerieren und diese Aufteilung ist zur Bestimmung von Kompetenz nicht zielführend. Die oben erwähnten Charakteristika wie Orientierung an Selbstorganisation reichen zur Bestimmung von Kompetenz und ihrer Abgrenzung zu anderen Begriffen aus. Wenn die erwähnte Unterscheidung also nicht als bedeutend angesehen wird, ist dann die Frage in der Überschrift dieses Abschnittes obsolet?

### **Kompetenz als Relation**

Wichtiger als die Unterscheidung der zwei Typen von Handlungssituationen ist die Aussage, dass Kompetenz auf Handlungssituationen bezogen ist. Es macht keinen Sinn zwischen Anforderungsorientiertheit und Subjektorientiertheit zu unterscheiden, denn: Kompetenz als Disposition ist eine Befähigung ZU etwas, ist eine Ressource zum Umgang MIT etwas, ist also bezogen auf etwas. Kompetenz drückt also eine Relation aus: Das Verhältnis zwischen den Anforderungen einer Situation und den Möglichkeiten des Umgangs damit. Kompetenzen sind die persönlichen Ressourcen, die eine Akteurin in einer bestimmten Situation mobilisieren kann, sind ihre Handlungsmöglichkeiten im Bezug auf eine bestimmte Herausforderung. Die Kompetenz eines Menschen, als *“Konstellation verschiedener Fähigkeiten, Potenzen und Möglichkeiten”* wird *“in Abstimmung mit den entsprechenden Erwartungen eines Tätigkeitsbereichs”* bestimmt, schreibt Kerstin Ziemen (2002: 66).

Kompetenz beinhaltet aber noch eine weitere Relation: Das Verhältnis zwischen der beobachteten Performanz und dem Rückschluss auf Kompetenzen, also der Einschätzung und Bewertung dieser durch die Beobachterin. Wenn einer Person aufgrund einer bestimmten Performanz Kompetenz zugeschrieben wird, ist das die Bewertung einer Beobachtung. Kompetenz drückt also immer eine Relation aus. Diese muss konkretisiert werden, wenn Kompetenzen mehr als eine Leerformel sein sollen, wenn sie förderbar und beobachtbar sein sollen.

Ein pädagogisches Konzept zur Konkretisierung dieser Relationen soll im Folgenden vorgestellt werden: Dieter Euler, der vor allem die Konkretisierung von Lernzielen für den Unterricht im Blick hat, schlägt vor, Kompetenzen – er bezieht sich auf Sozialkompetenzen – an Situationstypen zu binden (vgl. 2006: 200ff.): Wer etwa mit seinen KollegInnen im Verein Konflikte gut lösen kann, dem gelingt das nicht notwendigerweise auch in anderen Situationen unter anderen Rahmenbedingungen. Hier ist das Problem des Transfers angesprochen: Damit ist einerseits die Übertragung von Kompetenzen aus der Lern- in die Anwendungssituation sowie die Übertragung zwischen verschiedenen Anwendungssituationen gemeint. Transfertheorien zufolge, die hier nicht näher ausgeführt werden können, ist das Gelingen von Transfer situationsabhängig, also von Faktoren abhängig die in der Situation, der Person und der Interaktion liegen. Von Bedeutung ist neben anderen Faktoren die Ähnlichkeit der Lern- und der Anwendungssituation (vgl. Weyringer 2001: 18-31).

Statt von der Konfliktlösungskompetenz zu sprechen, ist es also sinnvoll Eingrenzungen vorzunehmen: Konflikte mit KollegInnen klären, Konflikte mit Vorgesetzten klären, Konflikte mit KlientInnen klären usw.<sup>19</sup>

Neben dem Bezug auf Situationstypen muss, laut Euler, eine Klärung über die Wertausrichtung der Kompetenz erfolgen (vgl. 2001ff.). Werten werden im Bezug auf Kompetenz große Bedeutung zugemessen. Werte sind die "*Ordner des Handelns*" (Erpenbeck 1999: 14f.) oder anders ausgedrückt: Wenn Kompetenz heißt, dass die eigenen Fertigkeiten, Fähigkeiten, Einstellungen und das Wissen koordiniert und selbstorganisiert eingesetzt werden, dann liegt "*in der Intentionalität der Fähigkeitssteuerung der prinzipielle Wertbezug kompetenten Handelns*" (Vogel/ Wörner 2002: 87).

Das heißt aber auch, dass es kein neutrales kompetentes Verhalten und keine neutrale BeobachterIn gibt. Der Begriff Kompetenz und seine Unterteilungen sind also ohne Angabe der Wertausrichtung nur positive Leerformeln.

---

<sup>19</sup> Euler unterscheidet auch noch weiter zwischen Sach- bzw. Beziehungskonflikten. Diese Einteilung erscheint mir aber nicht sinnvoll, da ich davon ausgehe, dass in einem Konflikt jeweils mehrere Ebenen von Bedeutung sind, dass die Beziehungsebene etwa meist auch eine Rolle spielt.

(Handlungs)Kompetenz als Überziel wird häufig unterteilt in Sozial-, Selbst- und Sachkompetenz (teilweise wird Methodenkompetenz noch extra angeführt).<sup>20</sup> Bei wichtigen Kompetenzen, auf die sich vordergründig TheoretikerInnen und PraktikerInnen verschiedenster wissenschaftlicher und politischer Positionen und Einstellungen einigen können, bleiben Wertausrichtung häufig unreflektiert. Euler zeigt am Beispiel von Sozialkompetenzen, wie unterschiedlich diese ausgelegt werden können: In der individualistischen Auslegung sind sie Ressourcen zur Entwicklung persönlicher Vorteile. Sie sind sie demnach Ausdrucksform von Individualismus und subjektiver Erfolgsorientierung. In sozialorientierter Ausprägung können Sozialkompetenzen als ein kollektives Gut von Gesellschaften bzw. sozialen Einheiten gefasst werden. Sie manifestieren sich beispielsweise in an sozialen Normen des solidarischen Miteinanders ausgerichtetem Handeln, das sich individuell auf Vertrauen als Voraussetzung von Kooperation stützt. Sozialkompetenzen werden in diesem Kontext *“als Gegenströmung zu egozentrischem Individualismus und ‘bürgerlicher Verantwortungslosigkeit’ verstanden.”* (Euler 2006: 189)

Die geforderten Sozialkompetenzen stehen oft im Widerspruch zu den Rahmenbedingungen: Zum Beispiel wird Kooperation eingefordert, während die MitarbeiterInnen gleichzeitig im Wettbewerb stehen (“Besser sein im Team”) (vgl. Euler 2006: 189). In (Aus)bildung führt das dazu, dass der offizielle und der geheime Lehrplan einander widersprechen: Etwa werden Kooperation und Gruppenarbeit gefordert, aber nur die, die sich als besondere Individuen hervortun, bekommen Anerkennung. Kritikfähigkeit gilt als Ziel, wird aber sanktioniert, wenn sie sich gegen Aussagen oder Handlungen von Lehr- oder Autoritätspersonen richtet. Edmund Kösel und Helios Scherer verweisen anhand von Beobachtungen in Hochschulseminaren ebenfalls auf die Widersprüche von postulierten Lernzielen und den “paradoxen Verhaltenerwartungen” von Alltagssituationen in den Universitäten (vgl. 2006: 151).

Wenn also Kompetenzen als “wertbestimmt” bezeichnet werden, soll das zum Ausdruck bringen, dass die Anwendung von (Sozial)Kompetenzen in spezifischen Situationstypen einer grundlegenden Werthaltung folgt. Davon zu unterscheiden ist die *“(einem Handlungsbegriff immanente) Zielgerichtetheit, die sich auf die engere Absicht des jeweiligen Handelns bezieht.”* (Euler 2006: 200) Kompetenzen müssen also konkretisiert werden, wenn sie als Lernziele, für Forschung und Kompetenzmessung geeignet sein sollen. Euler schlägt vor, sie auf Situationstypen zu beziehen und ihre Wertausrichtung anzugeben.

In diesem Sinne bezeichnet er Handlungskompetenzen als *“Verhaltensmöglichkeiten eines Menschen, die zumindest auf mittlere Sicht konstant bleiben und insofern dem Handeln eine*

---

<sup>20</sup> Erpenbeck und von Rosenstiel unterscheiden personale, fachlich-methodische, sozial-kommunikative und aktivitäts- und umsetzungsbezogene Kompetenzen. Letztere wurden laut Erpenbeck den Autoren zufolge hinzugefügt, weil sie in den empirischen Studien immer wieder auf Personen gestoßen sind, deren andere Kompetenzen zwar eher mäßig waren, deren Qualität aber darin lag, dass sie “Durchbeißer” waren, die gesetzte Ziele mit großer Hartnäckigkeit zu erreichen strebten (Erpenbeck/ Heyse 2003: XVIf.)

*gewissen Kontinuität verleihen. Sie charakterisieren in diesem Sinne nicht einmalige, situationsspezifische Verhaltensweisen, sondern Dispositionen für ein stabiles, regelmäßiges Handeln in bestimmten Typen von Situationen.*” (Euler 2006: 200)

Der Bezug auf Situationstypen macht den Kompetenzbegriff fassbarer und bricht das große Versprechen, das damit verbunden ist, auf konkretere Einheiten herunter. Der Unterschied zu Qualifikation bleibt aber klar: Während Qualifikation die funktionale Entsprechung zwischen Arbeitsplatzanforderung und Ausbildungsziel beschreibt, soll Kompetenz die Potenziale situationsadäquater Handlungsmöglichkeiten in sehr viel weiter gesteckten Feldern umfassen (vgl. Clement 2002:7). Zudem sind mit Qualifikation eher klar umrissene Tätigkeiten gemeint, während Kompetenz zwar auf bestimmte Situationen oder Tätigkeitsfelder bezogen sind, diese aber selbstorganisiert, ohne vorgegebenen Plan bewältigt werden müssen.

Beatrice Hungerland und Bernd Overwien sprechen etwas allgemeiner vom selbständigen Handeln im *“jeweiligen Bezugsrahmen”* (2004: 10). Offen bleibt die Frage, wie diese Situationstypen bzw. die Bezugsrahmen sinnvoll gefasst und unterschieden werden können.

### **Zusammenfassung**

Als zentrale Aspekte des Kompetenzbegriffs im bildungswissenschaftlichen Diskurs, über die weitgehend Einigkeit besteht, können also angesehen werden:

Subjekt-, Handlungs- und Zukunftsorientierung, Orientierung an Ganzheitlichkeit, Selbstorganisation und Lernen.

Bootz und Hartmann führen in ihrem Artikel *“Kompetenzentwicklung statt Weiterbildung?”* im Bezug auf Arnold folgende fünf Punkte als wesentliche Merkmale von Kompetenz an: Subjektbezogen, ganzheitlich (auf die ganze Person bezogen), die Selbstorganisationsfähigkeit des Lernenden anerkennend, Öffnung in Richtung Wertevermittlung, Vielfalt von prinzipiell unbegrenzten individuellen Handlungsdispositionen (vgl. 1997: 3). Etwas anders geordnet und gewichtet decken sich diese Punkte mit den von mir zusammengefassten und skizzierten Charakteristika.

Neben den Aspekten, über die weitgehend Einigkeit besteht, gibt es unterschiedliche Konzeptionen im Hinblick darauf, woran sich kompetente Performanz zeigt und wie abstrakt oder konkret der Bezug von Kompetenz auf die jeweiligen Anforderungen gefasst werden soll. Es wurde herausgearbeitet, dass ein verfahrensorientierter oder gemischter Ansatz der Kompetenzbewertung aus pragmatischen Gründen einem zielorientierten vorzuziehen ist, dass letzterer aber – etwa in Forschungssetting – auch sinnvoll sein kann. Weiters wurde argumentiert, dass Kompetenzen in Bezug gesetzt werden müssen, um sie förder- und beobachtbar zu machen. Dazu wurde der Ansatz von Euler vorgestellt, der sie nach Situationstypen und im Bezug auf ihre Wertausrichtung differenziert. Diese Konkretisierung

schließt ein Verständnis von Kompetenz, das diese als Disposition zum Umgang mit Unbestimmtheiten sieht, nicht aus. Auch der Umgang mit Kontingenz ist nur in bestimmten Situationen beobachtbar und kann deshalb auf Situationstypen bezogen werden. Es bleibt die Frage, wie diese jeweils sinnvoll gefasst werden (können).

Die beschriebenen Aspekte des Kompetenzbegriffs in der Bildungswissenschaft zeigen jedenfalls, dass sich ein eher *“psychologisches Verständnis”* durchgesetzt hat, das Kompetenz als Merkmal einer Person ansieht, wie Christiane Hof schreibt (2002: 156, vgl. auch Nieke 2002: 15, Erpenbeck/ Heyse 1999: 164). Die dem Begriff inhärenten Relationen werden oft weder explizit thematisiert noch systematisch einbezogen.

Hof unterscheidet das psychologische von einem sozialwissenschaftlichen Verständnis, welches danach fragt, *“wer eigentlich die Standards festlegt, die ein Handeln als Kompetenz erscheinen lassen”* (2002: 156). Im sozialwissenschaftlichen oder vielleicht besser gesagt im soziologischen Verständnis von Kompetenz – innerhalb der Pädagogik würde es vielleicht als gesellschaftskritische Sicht bezeichnet werden – steht das Verständnis von Kompetenz als Relation im Vordergrund. Im nächsten Abschnitt soll dies näher erklärt werden.

### ***3.2. Soziologische Ergänzungen***

Ich beziehe mich im Folgenden neben Werken von Pierre Bourdieu und MitautorInnen vor allem auf die aufschlussreichen Arbeiten von Kerstin Ziemer und Louis Henri Seukwa. In *“Das bislang ungeklärte Phänomen der Kompetenz”* (2002) untersucht Ziemer das Kompetenzkonzept theoretisch sowie empirisch im Bezug auf *“Kompetenzen von Eltern behinderter Kinder”*. Seukwa bietet in *“Der Habitus der Überlebenskunst”* (2006) ebenfalls eine theoretische Auseinandersetzung mit Kompetenz sowie eine empirische Untersuchung, die sich auf *“das Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien”* bezieht. Beide AutorInnen beziehen sich, obwohl sie bildungswissenschaftliche Arbeiten schreiben, nicht auf die bisher erwähnten Diskurse um Kompetenz. Sie setzen sich stattdessen differenziert mit der Begriffsgeschichte (beginnend bei der Sprachtheorie von Noam Chomsky) sowie unterschiedlichen psychologischen Theorien (Jean Piaget, Lev S. Wygotsky, Wolfgang Jantzen u.a.) auseinander und integrieren soziologische Begriffswerkzeuge von Pierre Bourdieu (Feld, Kapital, Habitus). Letztere Konzepte sollen nun auch im Folgenden mit dem Kompetenzkonzept verbunden werden.

#### **Kompetenz und Wert(e): Kompetenz als Kapital**

Wie bereits ganz zu Beginn des Kompetenzteils angesprochen wurde, ist Kompetenz ein Beobachterbegriff, so formuliert es Schmidt aus konstruktivistischer Sicht (vgl. Schmidt 2005: 171). Das heißt, dass Kompetenzen zugeschrieben werden müssen. Es hängt also vom jeweiligen Kontext ab, was überhaupt als Kompetenz angesehen wird.

Wissen, Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen verdanken ihren Kompetenzstatus dem Wert, der ihnen in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext zuerkannt wird. (Höhere) Fähigkeiten werden dann zu Kompetenzen, wenn sie ihren Wert durch soziale Anerkennung erhalten. Selbst wenn sie, einmal erworben, als Fähigkeiten des Individuums gelten, sind auf diese Weise ihre Bedeutung und ihr Sinn untrennbar mit dem der Gesellschaft verbunden, die für sie die Kriterien festlegt (vgl. Seukwa 2006: 24, 96): In der PISA-Studie etwa wird von Grundbildung gesprochen und zu dieser Lesekompetenz, sowie grundlegende mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenz gezählt. Die Begründung dafür lautet, dass diese notwendig für die gesellschaftliche Teilhabe und Weiterentwicklung seien (vgl. PISA-Konsortium 2003: 17). Es wird somit ausgewählten Kompetenzen Wert verliehen und die Auswahl im Bezug auf die als zentral angesehenen Anforderungen einer bestimmten Gesellschaft begründet, also legitimiert.

*“Der Wert einer Kompetenz ist nicht den geistigen Strukturen an sich oder ihrem Produkt (Performanz) konsubstanziell, sondern das Resultat eines Aufwertungsprozesses, der aus ihr eine legitime Kompetenz macht.”* (Seukwa 2006: 97) Mit Wert ist aber keine ethische Norm gemeint, sondern das *“Ergebnis einer Legitimationsarbeit”* (ebd.), durch die etwas zu einem Begehrten oder Begehrten wird. Die Wertvorstellungen der Gesellschaft bzw. der jeweils relevanten Subsysteme sorgen für den notwendigen Mehrwert, der bestimmte individuelle Fähigkeiten zu Kompetenzen macht.

Schmidt spricht vom selben Zusammenhang und drückt ihn in seiner konstruktivistischen Sprache folgendermaßen aus: Kompetente AkteurInnen und ihre BeobachterInnen und BewerterInnen bilden zusammen das Kompetenzsystem mit seiner spezifischen Kompetenzkultur. Dieses Kompetenzsystem ist die konstitutive Instanz zur Herstellung und Darstellung von Bewertungskriterien und Performanzerwartungen sowie der Motiv- und Zielbestimmungen. Die Ordnungsbildung orientiert sich also zum einen an der bestehenden Kompetenzkultur, zum anderen muss die Initiation, Durchführung und Bewertung solcher Herstellungsprozesse sozial durchgesetzt und im Konfliktfall legitimiert werden (vgl. Schmidt 2005: 174, 179).

Schmidt spricht an, dass die Bewertung von Kompetenzen in einem bestimmtem Rahmen stattfindet, dem Kompetenzsystem, das bereits eine bestimmte Kompetenzkultur hat, die die Bewertung beeinflusst. Diese kann aber auch verändert werden, wenn es AkteurInnen gelingt, ihre Kriterien durchzusetzen und zu legitimieren. Was Schmidt nicht anspricht sind die Bedingungen unter denen die Ordnungs- und Herstellungsprozesse passieren. Der Kampf um den (Mehr)wert bzw. um dessen Legitimität findet unter den Bedingungen von ungleichen Machtverhältnissen und ungleichem Zugang zu Ressourcen statt. Nicht immer haben diejenigen, die beobachtet werden, die Möglichkeit auf die Bewertungsmaßstäbe Einfluss zu nehmen, mensch denke etwa an SchülerInnen im Schulsystem.

Pierre Bourdieu bezieht die gesellschaftlichen Bedingungen von Wertungsmechanismen in seine soziologischen Analysen ein. Auch wenn es Bourdieu nicht vorrangig um die Bewertung von Kompetenzen geht, lassen sich viele Bezüge zur Kompetenzfrage herstellen. Bourdieu verwendet unter anderem ökonomische Metaphern: Er spricht vom Kapital und vom Markt, auf dem um den Wert gefeilscht wird. Unter Kapital können jene Ressourcen verstanden werden, die eine Person innerhalb eines Feldes/ eines Marktes zur Verfügung hat, um Einfluss und Macht auszuüben (Zum Feldbegriff siehe unten).

Bourdieu unterscheidet ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. Mit ersterem meint er materielle Ressourcen wie Geld und Eigentum. Unter sozialem Kapital wird die Summe aller Macht und Ressourcen gefasst, die durch Beziehungen mobilisierbar sind (vgl. Bourdieu/Waquant 2006: 151f.). Für den Aufbau und das Aufrechterhalten dieses Kapitals ist ständige Beziehungsarbeit in Form von Austauschprozessen notwendig. Die Beziehungen werden durch gegenseitiges Kennen und Anerkennen immer wieder bestätigt und können mehr oder weniger institutionalisiert sein (vgl. Bourdieu 1983: 193).

Das kulturelle Kapital kann in institutionalisierter, objektivierter und inkorporierter Form vorliegen (vgl. ebd.: 184). Mit institutionalisiertem kulturellem Kapital sind Titel und Berufsabschlüsse gemeint. Objektiviert in Form von Kunstwerken, Büchern, technischen Geräten etc. kann diese Kapitalsorte von einer Person auf andere übertragen werden, jedoch nur als juristisches Eigentum. Die Aneignung der Kulturgüter erfolgt über das inkorporierte kulturelle Kapital. Damit sind kulturelles Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten gemeint, die dann den Genus eines Gemäldes oder den Gebrauch einer Maschine erst ermöglichen (vgl. 1983: 188). Das inkorporierte Kulturkapital wird zum großen Teil durch (familiäre) Sozialisation erworben und manifestiert sich in Sprache und Geschmack, kulturellen Vorlieben und Abneigungen, Umgangsformen und Denkweisen. Es erscheint als Persönlichkeitsmerkmal. Die Inkorporierung von Kapital kostet Zeit, die von der Person selbst geleistet werden muss. Inkorporiertes kulturelles Kapital kann also nicht in kurzer Zeit an andere weitergegeben werden.

Hier zeigt sich eine erste Verbindung zum Kompetenzbegriff: Auch der Erwerb von Kompetenzen braucht Zeit, die Kompetenzen sind eng an die Person gebunden und erscheinen als Persönlichkeitsmerkmale. Kompetenzen können als inkorporiertes kulturelles Kapital angesehen werden.

Jedes Kapital ist akkumulierte Arbeit, schreibt Bourdieu (vgl. 1983: 183). Die Arbeit des Kapitals in objektivierter, also materielle Form, muss aber nicht unbedingt vom jeweiligen Akteur selbst geleistet werden Dies ist nur beim inkorporierten Kapital der Fall. Die Voraussetzungen für diese Inkorporation, den Aneignungsprozess, sind ausreichend Zeit und eine Distanz zur Notwendigkeit. Nur wer es sich von seinen Existenzbedingungen her leisten

kann, Distanz zu ökonomischen Zwängen zu schaffen, nur wer auf (akkumulierte) Arbeit von anderen zurückgreifen kann, etwa auf die der Ehefrau oder die von Billigarbeitskräften oder objektiviert in Form von Erbschaften, kann sein kulturelles Kapital pflegen.

Als zusätzliche Kategorie entwickelt Bourdieu den Begriff des symbolischen Kapitals. Als symbolisch kann das Kapital bezeichnet werden, das mehr Bedeutung erhält als unmittelbar zu erkennen ist. Die Bedeutung als Kapital ist nicht sogleich sichtbar, sondern nur durch die Analyse der Beziehung zu entschlüsseln (vgl. ebd.: 89). Die anderen Kapitalsorten nehmen die Form von symbolischem Kapital an, wenn sie über Wahrnehmungskategorien wahrgenommen werden, die ihre spezifische Logik anerkennen bzw. die Willkür verkennen, der sich ihr Besitz und ihre Akkumulation verdankt (vgl. Bourdieu/ Waquant 1996: 151). Aber auch die durch Rechtssprechung und Gesetzesanwendung bescheinigten Identitäten (als Bürger, Wählerin, Eigentümerin, Steuerpflichtiger usw.) und Verbindungen (als Ehe, Verein, Gewerkschaft u.a.) gehören in das Feld des symbolischen Kapitals. Symbolisches Kapital ist also Kapital an sozialem Prestige, Ansehen, Ehre, Renommee. Im weitesten Sinn, schreibt Bourdieu, ist es *“Kredit, also eine Art Vorschuß, Diskont, Akkreditiv, allein vom Glauben der Gruppe jenen eingeräumt, die die meisten materiellen und symbolischen Garantien bieten.”* (Bourdieu 1993b: 218)<sup>21</sup>.

Hier wird eine weitere Verbindung zu Kompetenz deutlich: Während Kapital die äußeren und inneren Ressourcen umfasst, die eine Akteurin mobilisieren kann, werden unter Kompetenzen innere Ressourcen, Dispositionen verstanden, und zwar nur jene, die sozial anerkanntes Verhalten hervorbringen. Auch die Zuschreibung von Kompetenz beinhaltet einen Vertrauensvorschuss, ebenso wie die Zuerkennung von symbolischem Kapital. Auch Kompetenzzuschreibung funktioniert nur innerhalb einer bestimmten Bewertungslogik, die für Außenstehende nicht unbedingt nachvollziehbar erscheinen muss. Kompetenzen können also auch als symbolisches Kapital angesehen werden.

Die Anerkennung von Kompetenzen und damit das Wirksamwerden von symbolischem Kapital ist stets an die Anerkennung anderer soziale AkteurInnen gebunden, ihre (Nicht)Zuerkennung zeigt die soziale Position der Akteurin in einem bestimmten Feld an (vgl. Ziemen 2002: 118): Felder können als spezifische “Spielräume” angesehen werden, in denen SpielerInnen bestimmte Spielregeln befolgen. Die SpielerInnen verfolgen ihre Interessen und setzen ihre Ressourcen ein. Felder sind also auch Kraft- und Kampffelder. Das Kapital ist die Ressource, die es erlaubt Macht oder Einfluss auszuüben, es sind die Karten im Spiel. Karten haben unterschiedlichen Wert je nachdem welches Spiel gespielt wird. Die Hierarchie der Kapitalsorten variiert also in den einzelnen Feldern (vgl. Bourdieu/Waquant 1996: 128, Ziemen

---

<sup>21</sup> Die Zurschaustellung des symbolischen Kapitals ist einer der Mechanismen, die dafür sorgen, dass Kapital zu Kapital kommt (vgl. ebd.)

2002: 82). Felder, also Spielräume, sind etwa die Wissenschaft, die Kunst, die Politik, der Sport usw., die wiederum in Subfelder unterteilt sein können. Ein Feld und seine Grenzen können durch die in ihm wirksamen Kapitalsorten und die Grenzen ihrer Wirkung bestimmt werden. Neben den Kapitalsorten wird das Feld von der *illusio* bestimmt. Das ist das Interesse, das die AkteurInnen im Spiel treibt bzw. der Glaube an die Sinnhaftigkeit des Spiels. Zur *illusio* des wissenschaftlichen Feldes gehört etwa, dass ein nach außen hin gezeigtes Interesse an materiellem Profitstreben verpönt ist. Hingegen kann es für eine Unternehmerin, die Teil des ökonomischen Feldes ist, unverständlich sein, warum trotz schlechter Bezahlung und ungünstiger sonstiger Bedingungen Menschen ihre Energie in wissenschaftliche Projekte stecken (vgl. Hertlein 2006: 40).

Zurück zu Kompetenz: Wenn Kompetenz symbolisches Kapital und damit Kredit, also Vorschuss ist, müssen die AkteurInnen für diesen Vorschuss Sicherheiten in Form von anderen Kapitalsorten bieten können. Das heißt, dass all jene, die viel ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital besitzen – eben das Kapital, das im jeweiligen Feld besondere Bedeutung hat – viel eher Kompetenzen zugeschrieben bekommen, während umgekehrt alle, die wenig von diesem Kapital besitzen, als weniger kompetent erscheinen.

Kompetenz als Kapital im Bourdieuschen Sinne anzusehen, erhellt den Vorgang der Bewertung, d.h. der Zuerkennung von Kompetenz: Dieser erweist sich zum ersten als feldabhängig oder allgemeiner gesprochen als kontextabhängig. Zum zweiten steht Kompetenz als Kapital mit den anderen Kapitalsorten in Zusammenhang. Die Verfügung über anderes Kapital befördert die Zuerkennung von Kompetenz, ganz nach dem Sprichwort: Wer hat dem wird gegeben. Wer hingegen wenig wertvolles Kapital vorzuweisen hat, bleibt in der Wahrnehmung eher unkompetent.

### **Kompetenz und Herkunft: Kompetenz als Habitus**

An dieser Stelle soll nun explizit darauf eingegangen werden, dass der Erwerb von Kompetenzen das Ergebnis eines ständigen, niemals abgeschlossenen Konstruktionsprozesses ist, der sich zwischen dem Individuum und seiner soziokulturellen Umwelt abspielt (vgl. Seukwa 2006: 102). Die Lebensbedingungen, d.h. die vorgefundenen materiellen und kulturellen Existenzbedingungen von AkteurInnen bedingen gleichzeitig die Chancen und Grenzen der Entwicklung des Wahrnehmens, Denkens und Handelns (vgl. Ziemen 2002: 75). Auf diesen Aspekt soll im Folgenden mit Hilfe eines weiteren Begriffs von Bourdieu eingegangen werden: dem Habitus.

Als Dispositionssystem von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata (vgl. ebd.: 76) dient der Habitus der Hervorbringung von Praktiken und der Orientierung in der Welt. Der Habitus ist also ein System von Grenzen, dessen was zu denken, zu fühlen, zu wollen und zu tun im Bereich des Vorstellbaren liegt. Dies bedeutet aber keine völlige Determination.

Bourdieu versucht die Dualität von Determiniertheit und Freiheit aufzuheben. Der Habitus ist ein generatives Prinzip, das vielfältige Praxen hervorbringt. Der Habitus wird also durch Mitspielen erworben und stets durch Wiederholen erneuert.<sup>22</sup>

Der sozialisierte Körper, also das was man Individuum nennt, ist nicht das Gegenteil von Gesellschaft sondern eine ihrer Existenzformen. Es gibt demnach keine vorsoziale Subjektivität. Individuum und Welt stellen sich in der sozialen Praxis gegenseitig her (vgl. Engler 2004: 224). Als Produkt der Geschichte ist der Habitus ein offenes Dispositionssystem, das mit neuen Erfahrungen konfrontiert und von ihnen beeinflusst wird.

Bourdieu kennzeichnet den Habitus als ein *“System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, der alle vergangenen Erfahrungen integrierend, [...] es ermöglicht, unendlich differenzierte Aufgaben zu erfüllen. Als Ergebnis der Verinnerlichung der äußeren Strukturen reagiert der Habitus auf die Anforderungen des Feldes weithin kohärent und systematisch.”* (Bourdieu/ Waquant 2006: 39)

Der Habitus ist also ebenso wie Kompetenz eine Disposition, die den Umgang mit verschiedensten Aufgaben und Anforderungen innerhalb eines Feldes ermöglicht.

Habitus und Kompetenz-Konzepte ähneln einander, auch wenn sie unterschiedlich verwendet werden. Kompetenz beinhaltet, wie oben ausgeführt, eine Wertung: Kompetenzen sind wünschenswert. Damit eine Performanz als kompetent klassifiziert wird, muss sie als positiv eingeschätzt werden. Der Habitusbegriff ist hingegen wertneutraler und wird für Verhaltensdispositionen unabhängig von ihrer Bewertung verwendet, d.h. Habitus als Disposition zu einem bestimmten Lebensstil wird sowohl für AkteurInnen mit hohen wie auch mit niedrigem Status verwendet. Die Erscheinungsformen des Habitus´ sind von den Kompetenzen nicht zu trennen. Der Habitus geht immer in die Performanz ein, und da die Kompetenz aus der Performanz geschlossen wird ist sie also immer vom Habitus geprägt.

Wenn also der Unterschied zwischen Kompetenz und Habitus die Bewertung ist, dann kann schlussgefolgert werden, dass Kompetenzen positiv bewertete Aspekte des Habitus´ sind bzw. ein positiv bewerteter Habitus. Der Habitus kann also in einem bestimmten Feld mehr oder weniger kompetent erscheinen oder anders gesagt: Nicht jeder Habitus wirkt kompetent.

Die Bedeutung des Habitus´ wird in der Diskussion um Kompetenzen (und Schlüsselqualifikationen) zwar gelegentlich erwähnt, etwa bei Edmund Kösel und Helios Scherer (2006: 148), aber nicht systematisch mitgedacht und einbezogen. Das Habitus-Konzept im Kompetenzdiskurs mitzudenken, führt dazu, Nicht-Intendiertes und in den Körper Eingeschriebenes, also alles das, was dem Bewusstsein nicht zugänglich ist einzubeziehen: Das

---

<sup>22</sup> Hier lässt sich eine Verbindung zum Konzept des Doing Gender ziehen, das im Bezug auf Geschlecht davon ausgeht, dass dieses immer wieder hergestellt werden muss. Auch Hertlein zieht eine Verbindung zwischen dem Habitus-Konzept und dem der Performativität (2006: 33).

Habitus-Konzept bezieht sich auf Praktiken. Im Gegensatz zu Handlungen, schreibt Thomas Alkemeyer, setzt die Verwendung des Begriffs Praktiken kein autonomes, intentionales Subjekt voraus. Praktiken entstehen *“situativ im Dazwischen von Akteuren und ihrer jeweiligen materiellen-symbolischen Umgebung, d.h. innerhalb von Relationen und Kräfteverhältnissen. An ihrer Entstehung sind somit unterschiedliche Entitäten beteiligt: Menschen, Körper, Architektur, Räume, Zeitstrukturen, Artefakte, wie Möbel, technische Werkzeuge usw. [...] Während man also Handlung nach dem Wozu und Warum befragt, stehen in der Untersuchung von Praktiken die Fragen im Zentrum, wie sie von den beteiligten Entitäten gemacht werden und was sie am Laufen hält”* (2006: 122f.). Diese Unterscheidung hat Konsequenzen für die Forschung: *“Nach einer Handlung fragt man am besten Akteure, weil eben ihre Sinnstiftung im Zentrum steht, Praktiken haben eine andere Empirizität: Sie sind in ihrer Situiertheit vollständig öffentlich und beobachtbar“* und weniger bewusst zugänglich (ebd).

### **Zur doppelten Sozio-Kontextualität von Kompetenz**

Die letzten beiden Abschnitte kontextualisieren Kompetenz, einerseits im Bezug auf die Aneignung andererseits im Bezug auf die Bewertung: Das Soziale verdoppelt seine Bedeutung bei der Bestimmung dessen, was Kompetenzen sind: Sie sind zunächst Ausgangspunkt und Ressource für die Ausbildung der Fähigkeiten, Fertigkeiten, der Einstellungen und des Wissens, welche die Kompetenzen begründen (im Sinne von Habitus); dann Raum oder Rahmen, in dem der Sinn und der Wert von Kompetenzen produziert und legitimiert werden (im Sinne von Kapital) (vgl. Seukwa 2006:103). Um jegliche Abstraktion zu vermeiden, fordert Seukwa, müssen Kompetenzen als Forschungsobjekte notwendig in Beziehung zu dem soziokulturellen Kontext ihrer Konstruktion als Leistungen generierende Fähigkeit und ihrer Konstitution als einen sozialen Wert darstellende Fähigkeit gesetzt werden (vgl. ebd.: 103).

### **3.3. Zusammenfassung**

Als Schlussfolgerung aus den ergänzenden Ausführungen füge ich den Aspekten von Kompetenz, die ich im Abschnitt *“Zentrale Charakteristika des Kompetenzkonzepts”* herausgearbeitet habe, noch einen hinzu: die sozio-kontextuelle Orientierung, die auf das Verhältnis von Kompetenz zum jeweiligen sozio-kulturellen Kontext verweist. Dabei ist dieser von zweifacher Bedeutung, einerseits als Kontext für die Aneignung von Kompetenzen und andererseits als Kontext für die Performanz und ihre Bewertung, aufgrund derer die Einschätzung über vorhandene Kompetenzen erfolgt.

Kompetenz ist also formal gesehen ein theoretisches Konstrukt, das eine Relation ausdrückt. Inhaltlich kann es aus bildungswissenschaftlicher Sicht durch folgende Merkmale charakterisiert werden:

Subjektorientierung, Handlungsorientierung, Zukunftsorientierung, Orientierung an Selbstorganisation, ganzheitliche Orientierung, Lernorientierung, sozio-kontextuelle Orientierung.

Aus diesen Merkmalen kann eine Begriffsdefinition formuliert werden: Kompetenz ist ein sozial anerkanntes und durch Lernen erweiterbares Aktionspotential von AkteurInnen, das diesen ermöglicht in komplexen Situationen innerhalb eines bestimmten Tätigkeitsfeldes auf Basis ihrer Fähigkeiten, Fertigkeiten, ihrer Werte, ihres Wissens und Willens selbstorganisiert zu handeln. In einem Satz formuliert klingt dies aber auch nicht klarer und einfacher als die oben erwähnten Definitionen. Es war auch nicht Ziel dieser Arbeit, eine eigene Definition zu erstellen. Ziel war es, herauszufinden, wie in der Bildungswissenschaft mit Schwerpunkt auf die Berufsbildung Kompetenz verstanden wird, was dabei gesagt wird und was vernachlässigt wird. Im nächsten Abschnitt soll nur eine Erklärung dafür gegeben werden, warum über dieses Etwas, über Kompetenz, derzeit soviel gesagt wird.

### ***3.4. Zur zunehmenden Bedeutung des Kompetenzbegriffs***

Nachdem eine inhaltliche Klärung des Begriffs vorgelegt wurde, soll nur der Rahmen erweitert werden und die Frage Platz finden, warum der Kompetenzbegriff seit Beginn der 1990er Jahre an Bedeutung gewinnt; nicht nur innerhalb des pädagogischen sondern auch des (bildungs)politischen und des profitorientierten wirtschaftlichen Feldes, die einander jeweils gegenseitig beeinflussen.

Wie kann die zunehmende Bedeutung des Begriffs erklärt werden? Die Frage kann in dieser Arbeit nicht umfassend behandelt werden. Da sie aber zu Einordnung und Einschätzung der Kompetenzdiskurse von Bedeutung ist, habe ich zwei Thesen formuliert, anhand derer die Frage exemplarisch beantwortet werden soll. Die erste These ist weiter gefasst und bezieht sich auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, während sich die zweite auf die Bedeutungszunahme innerhalb der Bildungswissenschaften konzentriert.

***These 1: Der Kompetenzbegriff wird aktuellen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen und Anforderung wie Flexibilisierung und Individualisierung gerecht.***

Elke Gruber analysiert in *“Beruf und Bildung – (k)ein Widerspruch?”* (2001) aktuelle gesellschaftliche Modernisierungsprozesse und ihren Einfluss auf Bildung anhand von Leitbegriffen. Der Kompetenzbegriff wird den Anforderungen dieser Entwicklungen gerecht, so die hier vertretene These. Sie soll exemplarisch an den Leitbegriffen Individualisierung und Flexibilisierung diskutiert werden.

Die Bewegungskraft, der momentan gesellschaftlich zentrale Bedeutung zugeschrieben wird, ist die ökonomische Entwicklung, die durch kapitalistisches Wirtschaften, Profitdenken, Markt- und Konkurrenzprinzip und technologische Rationalität gekennzeichnet ist. Diese Prinzipien übertragen sich fortschreitend auch auf andere Lebensbereiche, wie etwa die Bildung. Dieser

Prozess wird als Ökonomisierung bezeichnet. Die Logik der profitorientierten Ökonomie wird zur dominanten Logik, etwa auch im Privatbereich: Die alltägliche Lebensführung wird verbetrieblicht, d.h. etwa rational geplant, an Effizienz ausgerichtet.<sup>23</sup>

Was bedeutet in diesem Zusammenhang Individualisierung? In Modernisierungstheorien wird das Phänomen Individualisierung in historischer Perspektive benutzt, um die Veränderungen zu beschreiben, die seit der Überwindung von ständisch-feudalen Hierarchien in Gang sind und sich in Richtung einer Freisetzung des Menschen mit dem Ziel der rechtlichen Frei- und Gleichstellung bewegen. Darüber hinaus wird der Individualisierungs-Begriff für aktuelle Entwicklungen verwendet, um die zunehmende Loslösung der Individuen aus festen sozialen und institutionellen Bindungen (Ehe, Kirche, Lebensberuf, Großfamilie...) zu beschreiben. Elke Gruber spricht von der Relativierung des bürgerlichen Lebensentwurfs, welches zwar auch in den vergangenen Jahrzehnten nicht für alle Bevölkerungsgruppen Realität war, das aber eine starke Orientierungs- und Normierungsfunktion hatte. Im Bezug auf die Arbeitsverhältnisse stellt Dieter Kirchhöfer eine veränderten Funktion und Stellung des Subjekts Arbeitskraft fest, die er mit Gerd G. Voß und Hans J. Pongratz als Herausbildung eines neuen Typs der Arbeitskraft, den Arbeitskraftunternehmer nennen (vgl. 2000: 25), der dadurch charakterisiert ist, dass er alle Funktionen eines Unternehmers zu übernehmen hat, wie Kontrolle, Organisation, Vermarktung – bezogen auf seine Arbeitskraft. Diese Veränderungen, so Kirchhöfer, führen zu einer gleichzeitigen Ent- und Begrenzungen der Lebensführung, etwa im Bezug auf Zeit, Raum, Mittel, soziale Formen, Biographie. Im Bezug auf letzteres stellt er fest, dass sich die Biographien einerseits entgrenzen, also brüchiger werden und durchgehenden Berufsbiographien seltener werden. Andererseits konstatiert er eine Begrenzung in dem Sinn, dass die Arbeitsbiographie eine “stillen Dominanz” gegenüber anderen Lebensbereichen einnimmt (vgl. Kirchhöfer 2000: 18).

Wie wirkt sich die Individualisierung auf Lernen und Bildung aus? Wenn von der Individualisierung des Lernens gesprochen wird, ist damit aus bildungspolitischer Sicht ein Paradigmenwechsel gemeint, der im Memorandum zum lebenslangen Lernen der Europäischen Kommission von 2001 vollzogen wird: Wenn der selbstverantwortliche Lernende mit seinem Bedarf an Kompetenzentwicklung im Zentrum steht, so ist damit ein Rückzug der staatlichen Fürsorge im Bildungsbereich ausgesprochen. Dieser Rückzug – und hier liegt auch die Verbindung zur Ökonomisierung – bewirkt, dass Aus- und Weiterbildung zunehmend marktförmig organisiert werden. Das Individuum ist für seine berufliche Karriere (employability) und deren Vorbereitung selbst verantwortlich, während den Bildungsinstitutionen die Rolle von Lernunterstützerinnen zukommt (vgl. Stahl 2005: 30). Der

---

<sup>23</sup> Der Begriff Ökonomisierung wird oft ungeachtet der historischen Verhältnisse zwischen Bildung und Ökonomie verwendet. Laut Elke Gruber ist das Eindringen von Ökonomischem in die Sphäre der Bildung nicht neu (siehe These 2); es können allenfalls neue Qualitäten in der Orientierung von Bildung an Ökonomie ausgemacht werden (2002).

Staat ist zwar weiterhin für die Grundbildung verantwortlich, die aber keine Garantie mehr für einen gesicherten Arbeitsplatz bietet. Für das (erfolgreiche) lebenslange Lernen ist das Individuum zuständig. Bildungsabschlüsse sind weiterhin eine wichtige Voraussetzung, sie reichen aber alleine nicht aus. Der Bildungswettbewerb verschärft sich also, gleichzeitig sind die Bildungstitel weniger wert. Das zeigt sich etwa an der Zunahme von Assessment Centers, der Notwendigkeit von Zusatzqualifikationen usw. Das institutionalisierte kulturelle Kapital in Form von Bildungstitel allein reicht nicht mehr aus, das richtige inkorporierte kulturellen Kapital, also das habitualisierte Wissen gewinnt an Bedeutung (vgl. Reinprecht 2005: 132) und findet im Begriff Kompetenz eine adäquate, scheinbar neutrale, leistungsbezogene Bezeichnung.

Neben Individualisierung ist Flexibilisierung ein weiterer Leitbegriff von Modernisierungsprozessen, wie Elke Gruber schreibt. In seiner Uneindeutigkeit ist er zur Bezeichnung unterschiedlicher Entwicklungen in verschiedenen Bereichen geeignet, wird aber gleichzeitig auch programmatisch verwendet. Gemeint ist damit Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit, Mobilität und Zukunftsorientierung (vgl. Gruber 2001: 86).

Ein Beispiel dafür ist die Flexibilisierung im Bereich der Erwerbsarbeit. Damit sind unterschiedliche Entwicklungen gemeint, die sich etwa auf die Arbeitsorganisation, die Arbeitszeit, die Dauer von Beschäftigungsverhältnissen beziehen. Beispiele dafür sind etwa flexiblere Arbeitszeiten oder der Austausch von Stammbeschafteten durch mindergeschützte Arbeitsverhältnisse (freie DienstnehmerInnen, Werkverträge, Heimarbeit, Leiharbeit Schwarzarbeit...), bei denen die ArbeitnehmerInnen größere Risiken zu tragen haben, aber oft nicht die selben ArbeitnehmerInnenschutzrechte genießen wie etwa Anspruch auf bezahlten Krankenstand, auf Weihnachts- und Urlaubsgeld usw. (vgl. Görgens 1999: 345f.)

Die Anforderungen am Arbeitsplatz wandeln sich schneller, gleichzeitig bleiben immer weniger Menschen ihr Leben lang an ein und demselben Vollzeit-Arbeitsplatz (was auch bisher für einen kleinen Teil der Frauen in Österreich die Realität war), sondern so genannte Patchworkbiographien und a-typische (prekäre) Beschäftigungsverhältnisse nehmen zu (vgl. Gruber 2001: 216f.). Das hat zur Folge, dass Flexibilität als Ziel von Bildungsprozessen an Bedeutung gewinnt und gleichzeitig auch von Bildungsangeboten eine Flexibilisierung gefordert wird.

Flexibilisierung von Bildung oder besser gesagt von Lernen soll etwa durch die Konzentration von beruflicher Bildung auf Schlüsselqualifikation an Stelle von fachlichen Qualifikationen erreicht werden; weiters durch Modularisierung von Ausbildungen, durch das Einbeziehen und Fördern von informellen Lernprozessen und damit verbunden durch zunehmende Output-anstelle von Inputorientierung bei Lernprozessen. Für alle diese Entwicklungen eignet sich der

Kompetenzbegriff, besonders durch seine Orientierung auf das Subjekt, auf Selbstorganisation, Ganzheitlichkeit und Lernen.

Das derzeitige Bildungssystem ist stark abschlussorientiert und kommt einem flexiblen Bedarf kaum entgegen: Teilqualifizierungen oder informell erworbene Kompetenzen werden nicht anerkannt und können kaum für einen Berufsein-, um- oder –aufstieg genutzt werden (vgl. ebd.). Der Kompetenzbegriff wird der Tatsache gerecht, dass Wissen und Können nicht nur in formalisierten Ausbildungssituationen erworben werden, sondern sich Menschen auch auf informellem Weg relevante Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen (vgl. Clement 2002: 29). Auf Basis von Kompetenzkonzepten ist eine Zertifizierung möglich, die outputorientiert ist und deshalb den Vergleich unabhängig von Ort, Zeit und Art und Weise des Erwerbs möglich macht. Das kommt etwa dem Interesse der Europäischen Union an einer Harmonisierung und gegenseitigen Anerkennung nationalstaatlicher Ausbildungen zugute. Ein ergebnisorientiertes System, bei dem Kompetenzen gemessen werden, eignet sich zum Vergleich besser als die derzeitigen eingabeorientierten Systeme (vgl. Gruber 2001: 219).

Nicht mehr ein einmal erworbener Beruf garantiert also einen sicheren Arbeitsplatz, sondern individualisierte Kompetenzbiographien, die flexibel an die jeweiligen Erfordernisse der Erwerbsarbeit angepasst werden, sollen die Employability garantieren.

Die erste These zur zunehmenden Bedeutung des Kompetenzbegriffs bezog sich also auf ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen (die unter dem Begriff *neoliberal* gefasst werden können) und ihre Auswirkungen auf Bildung und Lernen. Sie erklärt aber nicht die zunehmende Bedeutung des Begriffs innerhalb der Bildungswissenschaft, wenn diese nicht nur als reaktiv sondern auch als gestaltend angesehen wird.

***These 2: Der Kompetenzbegriff stellt eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Allgemeinbildung und Berufsbildung, von Bildung und Qualifikation, von Persönlichkeitsbildung und Ausbildung dar.***

Eine Grundfrage berufspädagogischer Theoriebildung ist – klassisch formuliert – die Frage nach dem Verhältnis von Allgemeinbildung und Berufsbildung, zwischen dem Ziel der Emanzipation und dem der Anpassung, zwischen Bildung und Qualifikation. Diese Frage stellen PädagogInnen und TheoretikerInnen seit den ersten Ansätzen einer Theorie beruflicher Bildung in der Aufklärungspädagogik. Seither fallen die Antworten unterschiedlich aus: In Ablehnung des utilitaristischen Charakters der Aufklärungspädagogik wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Bildungstheorie des Neuhumanismus entwickelt, die der Allgemeinbildung den Vorrang gibt. Andere Ansätze, wie die neue kritische Berufsbildungstheorie der 60er und 70er Jahre, traten für eine Verbindung von Persönlichkeitsentwicklung und fachlicher Qualifikation ein. Im 21. Jahrhundert, so die These von Elke Gruber, stellen weiterhin „*Bildung und Qualifikation, Brauchbarkeit und Vollkommenheit die Pole dar zwischen denen sich*

*Bildungsprozesse abspielen. Diese Pole weisen den dialektischen Charakter von Bildung aus, wonach Bildung immer zugleich Mittel der Anpassung aber auch Voraussetzung zur Überwindung von Abhängigkeiten ist.“ (Gruber 1997: 284). Trotz dieses dialektischen Charakters und der prinzipiellen Unentscheidbarkeit lassen sich aber Tendenzen ausmachen: „Seit der Qualifizierungsoffensive Anfang der 80er Jahre erlebt die Bildung [...] derzeit einen neuen Schub in Richtung Verzweckung. Ein Beispiel dafür ist die berufliche Weiterbildung, die sich technologisch ermöglichen und ökonomisch für notwendig erklärten Sachzwängen unterzuordnen hat. Sie bekommt damit die Rolle einer Anpassungsbildung vor allem in Richtung der Arbeitsmarkterfordernisse. Legitimiert wird diese Art der Bildung durch das so genannte Humankapitalkonzept, das besagt, dass Bildung ein Investitionsgut darstellt, welches sich individuell, betrieblich und gesellschaftlich rentieren muß, indem es kurz- oder langfristig Gewinn verspricht.“ (Gruber 1997: 280)*

Gleichzeitig zur Ausrichtung an Verzweckung von Weiterbildung ist zu beobachten, dass die berufliche Aus- und Weiterbildung mit Elementen des humanistischen Bildungsdenkens angereichert wird, wie etwa Persönlichkeitsbildung, Selbstkompetenz oder Reflexionsfähigkeit (vgl. Reichenbach 2006: 250). Unter dem Begriff Schlüsselqualifikationen zusammengefasste berufsübergreifende Basisqualifikationen sind aber vor allem auf eine flexible Anpassung an wechselnde Arbeitserfordernisse ausgerichtet und sollen helfen dem Problem der raschen Entwertung von berufsspezifischen Qualifikationen zu entkommen. Ursache für diese Umorientierung in der Berufsbildung ist die ökonomisch-technologische Entwicklung, die keine verlässlichen Aussagen über die Zukunft der benötigten Berufsqualifikationen zulassen. Zentral wird die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen, die von allen gefordert wird, während gleichzeitig nicht allen gleichermaßen berufliche Weiterbildung angeboten wird (vgl. Gruber 2001: 280-283).<sup>24</sup>

Der Terminus Schlüsselqualifikationen stellte sich aber als missverständlich heraus. Er suggeriert, es gäbe einen Schlüssel zu erwerben, eine Art formale Fähigkeit, die inhaltsunabhängig anwendbar wäre (vgl. Reetz 2006:44). Zudem sind Schlüsselqualifikationen an der optimalen Anpassung und Leistungsfähigkeit der Arbeitskraft orientiert.<sup>25</sup>

*“Dieser markt- und verwertungsbezogenen Bestimmung des Bildungsauftrags setzte die Schule mit dem Kompetenzbegriff eine personenbezogenen Sichtweise entgegen“ (Weinert 2001: 224).* Weinert schätzt hier die gestalterische Rolle der Pädagogik – in diesem Fall “der Schule” sehr optimistisch ein. Ohne aber die Frage klären zu können, wer dem Kompetenzbegriff wie zum

---

<sup>24</sup> Laut einer Untersuchung des Österreichischen Instituts für Berufsbildungsforschung von 1990 ist die Teilnahme an beruflicher Weiterbildung umso höher, je höher die Qualifikations- und Hierarchieebene der MitarbeiterInnen ist (ÖIBF 1990: 1 ff. in Gruber 1999: 280):

<sup>25</sup> Oskar Negt hat ein anderes Verständnis von Schlüsselqualifikationen entwickelt, dass sich auf konkrete Inhalte bezieht, wie etwas der Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität oder ökologische und geschichtliche Kompetenz (1999).

Durchbruch verhalf, kann festgestellt werden, dass er sich zunehmend durchsetzt ohne die anderen Begriffe ganz abzulösen: Wenn der Begriff Schlüsselqualifikationen weiter verwendet wird, so werden diese oft als Kompetenzen ausformuliert wie etwa bei Günter Pätzold und Elmar Wortmann (2006: 155).

Das Kompetenzkonzept hat den Vorteil, dass es weniger anforderungs- und nachfrageorientiert, sondern stärker subjektzentriert ist (vgl. Overwien 1999: 33). Es lässt dadurch mehr pädagogischen Gestaltungsspielraum und ermöglicht eine Öffnung über die Verwendungszusammenhänge von Berufs- und Weiterbildung hinaus. Durch konstruktivistische Theorien befördert, wird das Subjekt als aktiver und kreativer Konstrukteur einer bedeutungsvollen Welt angesehen, wobei die "Entwicklung seiner Kompetenzen als selbstregulierter Ausdifferenzierungsprozess" moduliert wird. Außerdem scheint der Begriff auf Ganzheitlichkeit zu verweisen – ein wichtiger Wert aus dem Bildungsdiskurs -, in dem, wie oben bereits erwähnt, sowohl deklaratives, prozedurales, persönlichkeitsbezogene Kompetenzen sowie Lernfähigkeit einbezogen werden (vgl. Reichenbacher 2006: 250).

Sogar Frank Michael Orthey (2004: 48-58), der unter dem Titel "*Kompetenz: Ein Begriff für das verwertbare Ungefährere*" gegen den Begriff polemisiert, kann dem Konzept unter bestimmten Bedingungen etwas abgewinnen: Er plädiert für "*Kompetenzentwicklung als Ansatz biografieorientierten Lernens*" (ebd.: 56), bei dem nicht mehr die Beruflichkeit, sondern der Lebenslauf der Lernenden zur zentralen Referenz wird. Subjektivität und Persönlichkeit stehen im Mittelpunkt eines Bildungsprozesse, der auf Biografie-reflexion und –gestaltung gerichtet ist. Die reflexiv angelegte Kompetenzentwicklung ist ein nicht-triviales Veränderungsmodell, d.h. auch wenn Reflexivität im Dienste von Rationalisierung gefordert und betrieben wird, beinhaltet sie die Möglichkeit, sich gegen den ursprünglich angesteuerten Verwendungskontext zu wenden (vgl. ebd.:56f.).

Der Kompetenzbegriff steht also zwischen Qualifikation und Bildung, "*zwischen Persönlichkeitsbildung und Ausbildung*" (Clement, 2002: 8). Auch wenn er gegenwärtig überwiegend im Kontext von betriebswirtschaftlichen Anforderungen diskutiert wird, kann er auch außerhalb dieser Bereiche nutzbar gemacht werden. Seine Orientierung am Subjekt, an Ganzheitlichkeit, an Lernen und Selbstorganisation rückt ihn in die Nähe von Bildung. Er entbehrt aber auch die Reste von emanzipatorischem Anspruch, die im Bildungsbegriff noch enthalten sind. Erpenbeck und Heyse meinen, der Bildungsbegriff – "*verwaschen und mit historischen Bedeutungslasten überfrachtet*" – werde den neuen Anforderungen ohnehin nicht gerecht (1999: 164). Der Kompetenzbegriff ist neutraler und auch leichter zu operationalisieren. Die Bildungswissenschaft hat damit einen Begriff, der eine Neuorientierung innerhalb der Disziplin ermöglicht und der gleichzeitig in anderen Bereichen ebenfalls konsensfähig ist. Der Kompetenzbegriff schlägt eine Brücke zwischen bildungswissenschaftlichen Ansprüchen – wenn diese schon nicht an Emanzipation orientiert sind, dann doch zumindest am

Gestaltungsspielraum der eigenen Disziplin interessiert – und propagierten ökonomischen Erfordernissen.

### ***3.5. Schlussfolgerungen für diese Arbeit***

Die aktuellen Diskurse um Kompetenz orientieren sich überwiegend an den Erfordernissen der Erwerbsarbeit und an der Frage, wie die (informelle) Aneignung von Kompetenzen gefördert und gemessen werden kann. Indem ich Betteln als Beruf bzw. als Erwerbsarbeit interpretiere, folge ich also dem Ansatz, Kompetenzerwerb im Rahmen von Erwerbsarbeit zu erforschen. Ich konzentriere mich auf die Kompetenzen, die für das Betteln als relevant erkannt werden bzw. die in Vorbereitung auf diese Tätigkeit oder währenddessen erworben werden. Mir geht es darum ein vorhandenes Spektrum aufzuzeigen und nicht darum, zu quantifizieren und Grade oder Stufen von Kompetenz einzuführen.

Ich verwende den Begriff aber auch dafür, Handlungsweisen und die dazu notwendigen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen von Bettlerinnen sichtbar und beschreibbar zu machen, wie etwa die Komplexität der Herausforderungen, mit denen sie konfrontiert sind. Ich beziehe mich dabei auf andere Studien, die einen ähnlichen Ansatz vertreten und mit Hilfe des Kompetenzbegriffs Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen von Menschen sichtbar machen, die kaum über formale Bildung(sabschlüsse) verfügen und deren Wissen und Kompetenzen daher weitgehend unbeachtet und wenig geschätzt bzw. sogar negativ beurteilt werden, weil sie den dominanten gesellschaftlichen Werthaltungen entgegen stehen (siehe “Dominante Diskurse”).

Während sich die bereits erwähnten Studien von Seukwa und Ziemer detailliert mit dem Kompetenzkonzept beschäftigen, verwenden andere Arbeiten, die sich mit dem Kompetenzerwerb von Marginalisierten beschäftigen, den Begriff, ohne seine genaue Bedeutung zu klären.

Elke Schön etwa untersucht in ihrer Studie das selbstorganisierte<sup>26</sup> Handeln von Mädchen im städtischen öffentlichen (Frei)Raum (1999). Sie erforschte die sozialräumlichen Erfahrungen und deren Bewertung durch die Mädchen, ihre Handlungspotentiale, gruppenspezifischen Unterschiede, Bedürfnisse und Wünsche und schlägt als neue Perspektive für die Mädchenforschung und -politik vor, deren sozialräumlichen Kompetenzen wahrzunehmen. Die Studie ist ein Beispiel dafür, wie Frauen/Mädchen als Expertinnen ihrer Lebenswelt angesehen und ihr Wissen und ihre Kompetenzen sichtbar gemacht werden können. Darüber hinaus zeigt die Autorin auf, dass die informellen Netzwerke der Mädchen Segmente enthalten, die gesellschaftliche Zuweisungen im Geschlechterverhältnis sprengen.

---

<sup>26</sup> Hier ist mit dem Begriff Selbstorganisation kollektive, von Institutionen unabhängige Organisation gemeint.

Auch das Projekt ANAKO *“Analysen der Kompetenzprofile von Prostituierten als Voraussetzung für die sozio-professionelle Integration in den ersten Arbeitsmarkt”* (Leopold/ Czajka/ Siebold 2001) operiert mit dem Kompetenzbegriff, ohne ihn näher zu definieren. Wie die Forschung von Schön hat ANAKO das Ziel, die Frauen als handelnde und erkenntnisgewinnende Subjekte zu betrachten und ihre Kompetenzen sichtbar zu machen. Dabei war auch zentral, dass die Sexarbeiterinnen ihre vorhandenen Kompetenzen selbst erkennen konnten. Als Methode wurden also Trainings (3 Blöcke zu je 3 Tagen) zum Nachweis von der in der Sexindustrie erworbenen Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen durchgeführt, die durch Forschung begleitet wurden. Ausgangspunkt des Projektes war die Annahme, dass in der Prostitution eine Vielzahl von Kompetenzen erworben werden, die auch in anderen Tätigkeitsbereichen wie beispielsweise dem Dienstleistungssektor angewandt werden können. Es wurde davon ausgegangen, dass die Prostitutionstätigkeit spezifische Anforderungen wie Disziplin, Kenntnisse über sexuell übertragbare Erkrankungen und entsprechende Präventionsmaßnahmen, Kundenorientierung, Verhandlungsgeschick etc. stellt. Im Training wurde – für die Sexarbeiterinnen selbst oft überraschend – eine Vielzahl an Kompetenzen sichtbar, wie etwa Teamfähigkeit und soziale Kompetenz, Flexibilität, Verhandlungskompetenz, Disziplin, Lernfähigkeit u.a.

Eine Zwischenstellung im Bezug auf die Explizitheit des Kompetenzbegriffs nimmt der Sammelband *“Kompetenzanforderungen und Kompetenzerwerb im informellen Sektor“* ein, der empirische Studien zur Berufsbildung im informellen Sektor in afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Ländern enthält. In diesem findet sich zwar keine Abhandlung über den Kompetenzbegriff, auf seine Bestimmung wird aber nicht gänzlich verzichtet. Boehm schreibt im einleitenden Artikel, dass Kompetenzen *“die Summe der Fertigkeiten, Fähigkeiten und Verhaltensweisen bezeichnet, die notwendig sind, um eine bestimmte Tätigkeit auszuüben.”* (1997: 16) Er bevorzugt den Begriff gegenüber dem der Qualifikation, da letzterer unklar sei: Er beziehe sich teils auf formale Abschlüsse (in Anlehnung an das Begriffsverständnis von *“qualification”* im Englischen), teils auf tätigkeitsbezogene Fähigkeiten. Zudem wäre er in der deutschen Tradition mit festgelegten Berufsbildern verbunden, was im informellen Sektor nicht angemessen wäre (ebd.).

Boehm definiert also Kompetenz von den Anforderungen der Tätigkeit aus, also ähnlich einem Verständnis von Qualifikation, wie es in dieser Arbeit in Abgrenzung zum Kompetenzbegriff gekennzeichnet wurde. Er spricht von der Summe der Fertigkeiten, Fähigkeiten und Verhaltensweisen und vernachlässigt das notwendige Zusammenspiel dieser sowie die Bedeutung der Werte. Die Definition von Boehm entspringt einem Kontext, dem es weniger um ein genaues Begriffsverständnis geht, als um die empirische Erfassung von notwendigen bzw. vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten für die Ausübung einer bestimmten Tätigkeit und um

mögliche Konsequenzen für die Berufsbildungshilfe, also die Frage, wie der Erwerb der Kompetenzen unterstützt werden kann.

Das Begriffsverständnis meiner Arbeit befindet sich im Spannungsfeld zwischen diesem pragmatischen Begriffsverständnis und dem oben auf Basis von Fachliteratur entwickelten. Zu Beginn meiner Arbeit ähnelte mein Verständnis der praktisch orientierten Definition von Boehm: Ich ging von einer klar umrissenen Tätigkeit, dem Betteln, aus und wollte die dafür notwendigen bzw. im Prozess erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, das Wissen und die Einstellungen sowie ihren Erwerb erforschen. Diese Aspekte fasste ich unter dem Begriff Kompetenz.

Dieses anfängliche Verständnis wurde durch die Auseinandersetzung mit Fachliteratur erweitert und vertieft.

Die einzelnen Charakteristika, die in diesem Kapitel herausgearbeitet wurden, sollen hier im Bezug auf meine Untersuchung reflektiert werden:

**Kompetenz als Zuschreibung.** Eingangs wurde erwähnt, dass Kompetenz ein Beobachterbegriff ist, sie muss dem Individuum zugeschrieben werden. Der Ansatz meiner Arbeit ist es, Menschen Kompetenzen zuzuschreiben, deren Handeln normalerweise nicht als kompetent angesehen wird. Das ist einerseits der grundlegende Ansatz dieser Arbeit, andererseits untersuche ich die vorausgesetzten Kompetenzen unter anderem auch konkret durch die Methode der Beobachtung.

**Subjektorientierung.** Auch wenn ich, wie oben erwähnt, den Blick auf eine bestimmte Tätigkeit richte, nämlich das Betteln, stehen die Frauen im Mittelpunkt. Es geht mir nicht vorrangig darum heraus zu finden, welche Kompetenzen grundsätzlich für erfolgreiches Betteln erforderlich sind, sondern welche die Frauen als notwendig erachten, welche sie sich selber zuschreiben, welche sie im Prozess erwerben und welche ich an ihnen beobachte.

**Handlungsorientierung.** Die Beobachtungen beziehen sich, das versteht sich von selbst, auf die Handlungen der Bettlerinnen. Auch in den Gesprächen frage ich die Frauen überwiegend nach ihren Handlungen als direkt nach ihren Kompetenzen. Brandstetter und Kellner (2001), die an einer Studie zu freiwilligem Engagement und informellem Lernen beteiligt waren, stellen fest, dass den TeilnehmerInnen an Interviews – allesamt MitarbeiterInnen in Bildungsvereinen – schwer fiel, die Frage nach den erworbenen Kompetenzen zu beantworten. Wie viel schwerer, so meine Einschätzung, ist es für Frauen am unteren Ende der Statuspyramide, sich selbst Kompetenzen zuzuschreiben.

So empfiehlt sich im Gespräch der Umweg über die Handlungen, aus denen dann Kompetenzen geschlossen werden können.

**Zukunftsorientierung, Orientierung an Potentialen.** Meine Arbeit verfolgt auch die Perspektive, Anknüpfungspunkte für einen möglichen Umstieg der Frauen in andere Tätigkeitsfelder zu finden. Dieser Perspektive liegt ein Verständnis von Kompetenzen zugrunde, das sie als Potentiale sieht, die sich in einer bestimmten Performanz zeigen, aber Erwartungen für zukünftige zulassen.

**Orientierung an Selbstorganisation.** Während die Tätigkeit der Bettlerinnen auf den ersten Blick einfach und alles andere als komplex aussieht, stellt sie sich bei genauerer Betrachtung und unter Einbezug der Rahmenbedingungen als eine komplexe Anforderung dar. Die Frauen, die aus anderen Ländern nach Österreich kommen, befinden sich an einem ihnen fremden Ort, dessen Sprache, gesetzliche Regelungen und kulturelle Gewohnheiten sie nicht kennen, an dem sie sich ihre materiellen Grundbedürfnisse und teilweise noch die von Familienangehörigen organisieren müssen, den geeigneten Arbeitsort sowie die passende Arbeitszeit herausfinden müssen, Formen der Kommunikation mit den PassantInnen entwickeln müssen usw. Dabei sind sie ständig der Gefahr von Kontrolle und Strafe durch Sicherheitsorganen sowie der Gefahr von herabwürdigendem oder sogar gewalttätigem Verhalten von PassantInnen ausgesetzt. Die Bedingungen können sich dabei ständig verändern und sind teilweise schwer abzuschätzen (etwa Wetter, Tageszeit, Verhalten von Polizei und PassantInnen).

Diese komplexe Situation erfordert selbstorganisiertes Handeln. Die Frauen sind in der Situation auf der Straße oft auf sich allein gestellt und müssen ihre eigenen Bewältigungs- und Handlungsstrategien entwickeln.

**Ganzheitliche Orientierung.** In meiner Untersuchung werden sowohl Wissen, als auch Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen der Frauen in den Blick genommen.

**Lernorientierung.** Die Frauen – so die Annahme – lernen und erwerben ihre Kompetenzen vorwiegend durch Tun, wobei diese Prozesse oft nicht bewusst ablaufen.

**Sozio-kontextuelle Orientierung.** Um der sozio-kontextuellen Orientierung gerecht zu werden, sollen einerseits die Bedingungen beleuchtet werden, unter denen das Betteln und somit das Lernen in Wien passiert. Dies ist auch der Rahmen für die Bewertung des Handelns der Bettlerinnen. Da im Falle der Bettlerinnen ich als Forscherin, die Beobachterin und somit – gemeinsam mit den Frauen – auch die Bewerterin von Kompetenz bin, ist der theoretische Rahmen, in dem ich mich bewege, ebenso Kontext der Kompetenzkonstruktion.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Frauen bereits Kompetenzen aus ihren Herkunftsländern mitbringen. Der Kontext in den Herkunftsländern in denen der Kompetenzerwerb passiert, kann in dieser Arbeit leider nicht umfassend berücksichtigt werden, er soll aber in Form von Aussagen aus den Interviews einbezogen werden.

Wie dargestellt, bietet der Kompetenzbegriff also eine geeignete Basis für diese Arbeit. Die oben erwähnten Studien wurden einerseits vorgestellt, weil sie in ähnlicher Weise mit dem

Kompetenzbegriff arbeiten, andererseits habe ich sie ausgewählt, weil sie jeweils einen Faktor enthalten, der auch für meine Arbeit von Relevanz ist. Wie Seukwas Arbeit beschäftigt sich auch meine mit Kompetenzerwerb im Rahmen von Migration, auch wenn es sich bei den Bettlerinnen nicht um dauerhafte Migration handelt. Wie bei Schöns Arbeit geht es auch in dieser um Handeln und Lernen im öffentlichen Raum. Die Frauen üben eine Tätigkeit aus, die ihrem Erwerb dient, aber zumeist nicht als Arbeit angesehen wird. Sie befinden sich wie Sexarbeiterinnen dabei auf rechtlich und sozial unsicherem Boden bzw. fehlen ihnen die Mittel ihre Rechte durchzusetzen; ihre Rahmenbedingungen sind also prekär. Durch die fehlende Anerkennung fehlt zumeist auch das Bewusstsein für die eigenen Kompetenzen. Die Bedingungen des Bettelns und des dafür notwendigen Lernens ähneln denen von Erwerbsarbeit im informellen Sektor bzw. könnte das Betteln als Tätigkeit dem informellen Sektor zugerechnet werden, deshalb wurde der Sammelband hierzu angeführt. Die Faktoren Migration, öffentlicher Raum und prekäre Arbeitsbedingungen sollen bei der Analyse berücksichtigt werden.

## 4. Wissen

„Wissensaneignung und Kompetenzerwerb von Bettlerinnen“ steht im Titel dieser Arbeit. Die Wahl der Begriffe Wissen und Kompetenz ist also der Planung und Durchführung meiner empirischen Forschung vorausgegangen. Sie stellen die Blickrichtung dar aus der ich meine Forschung begonnen habe.

Der Begriff Wissen war in einigen pädagogischen Wörterbüchern gar nicht zu finden, etwa im „Wörterbuch der Pädagogik“ von Winfried Böhm (2000). Auch die „Pädagogischen Grundbegriffe“ herausgegeben von Dieter Lenzen (2001) führen dazu keinen eigenen Eintrag, sondern verweisen auf die Einträge zu Intelligenz und Interdisziplinarität.

Das kleine Pädagogische Wörterbuch von 1993 versteht unter Wissen *„die von einer Person gespeicherten [...] und reproduzierbaren Kenntnisse, Erkenntnisse, Einsichten; Daten und Fakten über die Beschaffenheit bestimmter Wirklichkeitsbereiche. Mit Beschaffenheit sind z.B. Merkmale, Funktionen, Beziehungen, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, Ordnungen, Kategorien, Sinnzusammenhänge, Aufbau, System gemeint.“* (268)

In dieser Diplomarbeit wird Wissen als reproduzierbare, mit Bedeutung versehene (Er)Kenntnisse, Einsichten und Daten – als Positionen – bestimmt, während Kompetenzen Dispositionen meinen. Dieses Verständnis von Wissen schließt ein Wissen ein, das nicht absichtlich, auch nicht bewusst erworben wurde, das aber durch Reflexion erschließbar ist. Wissen ist also sprachlich ausdrückbar. Wissen, das wir haben ohne es zu wissen bzw. ohne es ausdrücken zu können (so genanntes „Tacit Knowledge“) fällt nicht in diese Definition von Wissen. Tacit knowledge geht aber in unser Handeln, etwa in die Art des Sprechens ein, in das WIE von Kommunikation ein. Indem WIE wir sprechen drückt sich unsere Sprach- und Kommunikationskompetenz aus. Dieses basiert einerseits auf Wissen, das wir reflektieren können, aber auch auf Wissen, das uns nicht bewusst zugänglich ist. Tacit knowledge ist also Teil von Kompetenz bzw. des Habitus. Ich sehe es aus Gründen der besseren Unterscheidbarkeit als Aspekt von Kompetenz während ich davon Wissen unterscheide, das expliziert werden kann.

Es kann auch vorkommen, dass Wissen vorhanden ist, es aber es nicht gelingt, dieses Wissen in Handeln umzusetzen. Martin Fischer sieht die Beziehung zwischen Wissen und Können (Kompetenz) als eine dialektische. Das heißt, dass es eine handlungsrelevante Beziehung zwischen Wissen und Können gibt und *„Wissen als Handlungsfolie fungiert, nicht aber sämtliche Elemente des Handelns determiniert“*; gleichzeitig kann gegenständliche Handeln potenziell zu einer Anreicherung von Wissen führen (2002: 59f.).

Kompetenz basiert also auf Wissen, aber nicht jedem kompetenten Handeln geht ein Denkkakt voraus. Kompetentes Handeln kann sogar dadurch gefährdet werden, dass versucht wird, das

handlungsleitende Wissen während des Handelns zu entschlüsseln, wie Fischer mit Verweis auf die Studien an Ärzten von Nicholas Boreham (1994 in ebd.: 57) bemerkt.

Ich unterscheide zwischen informell erworbenem Wissen und informellem Wissen. Ersteres bezieht sich ausschließlich auf den Prozess bzw. Ort der Aneignung von Wissen. „Informell erworben“ sagt aber nichts über die Beschaffenheit des Wissens aus. Es ist möglich sich formales – also institutionell anerkanntes, autorisiertes – Wissen etwa aus Lehrbüchern informell anzueignen. Die Kombination „informelles Wissen“ hingegen deutet darüber hinaus auf die Art des Wissens hin, also auf ein Wissen, das nicht in Lehrbüchern steht, das nicht institutionell anerkannt und autorisiert ist. Es kann zwar durchaus in Institutionen weitergegeben werden, steht aber nicht im Lehrplan. Informelles Wissen erhält seine Bedeutung und Relevanz genau dadurch, dass es kein offizielles Wissen ist, kein allgemein zugängliches.

## 5. Bedeutungen von Betteln

Im Brockhaus von 1980 wird betteln als „*öffentlich um Almosen bitten*“ definiert (in Lobingdorfer 2007: 18). Helfried Valentinitz zitiert das Österreichische Staatswörterbuch von 1896, indem sich ein Eintrag zu Landstreicherei und Betteln findet, der Betteln als das Erbitten von Gaben für den persönlichen Unterhalt an öffentlichen Orten bzw. von Haus zu Haus versteht (vgl. 1997: 175).

Von der Etymologie her leitet sich der Terminus „betteln“ von dem mittelhochdeutschen Wort „betelen“ ab. Das Stammwort „beteläre“ (Bettler) war anfänglich eine Täterbezeichnung, deren Semantik auf Fehler, Gebrechen, Unglück verwies, und einen Ausdruck für einen unglücklichen Zustand bezeichnete. Interessant erscheint weiters, dass betteln und bitten auf dieselbe Wortwurzel zurückgehen (vgl. KLUGE 2002: S. 166).

Zentral für Betteln sind Bitthandlungen um Almosen. Im Folgenden werden drei Perspektiven auf Betteln vorgestellt.

### 5.1. Betteln als historisch alte Praktik

BettlerInnen hatten und haben sozial-historisch unterschiedliche Bedeutung, dementsprechend wurden und werden sie unterschiedlich behandelt. Ein historischer Abriss zur Geschichte des Bettelns findet sich bei Christian Loibingdorfer für Europa und Nordamerika (2007: 21-26) und bei Helfried Valentinitz speziell für bettelnde Frauen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert (1997). Dieter Bindzus und Jérôme Lange gehen auf die Geschichte der Repression gegen BettlerInnen ein.<sup>27</sup> Im Rahmen meiner Arbeit würde eine Rekonstruktion der geschichtlichen Entwicklung des Bettelns zu weit führen. Um die Unterschiede im Umgang mit BettlerInnen zu veranschaulichen greife ich daher nur zwei Beispiele heraus: Doris Schmid und Christian Loibingdorfer betonen wie andere Autorinnen, dass BettlerInnen im Mittelalter zum Stadtbild gehörten. Aus religiöser Motivation wurde ihnen ein Almosen gewährt, denn dieses versprach Seelenheil. Zudem wurde Armut nicht als Schande angesehen. *„Ein Bettler bettelte nicht nur, sondern betete auch für seinen Spender. Er gab also seinem Wohltäter etwas zurück und hatte so eine gewisse Aufgabe. [...] Sie alle [Bettler, Henker, die Prostituierten, die Latrinenwäscher oder die fahrenden Künstler M.T.] trugen etwas zur Gemeinschaft bei – und lebten trotzdem am Rande der Gesellschaft, ohne jegliche Möglichkeit, dies zu ändern.“*<sup>28</sup>

Aus bildungswissenschaftlicher Sicht interessant ist, dass die Repression von BettlerInnen in der Neuzeit unter anderem humanistisch begründet wurde, wie Dieter Bindzus und Jérôme

---

<sup>27</sup> <http://www.jurawelt.com/aufsaeetze/straf/3554> (26.7.06) in etwas anderer Form erschienen in: Zeitschrift Juristische Schulung (JuS) entnommen aus JuS 06/96 S. 482 ff, überarbeitet und ergänzt 02/2000

<sup>28</sup> <http://www.br-online.de/wissen-bildung/collegeradio/medien/geschichte/bettler/> (26.7.06)

Lange erläutern<sup>29</sup>: Johann Ludwig Vives (1492—1540) begründete seine Forderung nach einem Bettelverbot in seiner Schrift „De subventione pauperum“ damit, dass in jedem Menschen eine natürliche Freude an der Arbeit angelegt sei, die durch Untätigkeit „verschüttet“ werden könne und durch angemessene Arbeit – auch bei Kranken oder Alten – beseitigt werden könne. Hierbei setzte Vives generell zunächst auf Freiwilligkeit. Den Arbeitsunwilligen dagegen wollte er durch Behandlung in einer Zwangsarbeitsanstalt bestrafen und zugleich auch erziehen.

Die erwähnten AutorInnen gehen – ausgenommen Helfried Valentinitich – auf den Einfluss des Geschlechts nicht ein. Valentinitich´ Artikel „*Bettlerinnen in Österreich (16. bis 18. Jahrhundert)*“ rekonstruiert die Situation von Bettlerinnen unter anderem an zwei Fallstudien sowie im Vergleich zu bettelnden Männern (vgl. dazu „Exkurs: Vergleich zu Studien über Bettlerinnen in der frühen Neuzeit“).

## **5.2. Betteln als Zeichenproduktion**

„*Ein Bettler ist eine Person, die durch Gestenprogramme, Kommunikationsstrategien, Manipulation und Verführung eine finanzielle oder sächliche Zuwendung zu erhalten versucht*“, definieren Rocco Mangieri und Francisco Vicente Gómez aus semiotischer Sicht (2003: 175). Der semiotische Blick fokussiert also die Inszenierungen der BettlerInnen. Die Autoren systematisieren sie nach optischen, akustischen, kinesischen<sup>30</sup> und proxemischen<sup>31</sup> Aspekten und analysieren den Körper des Bettlers als „*zentralen Ort der Realisierung konventioneller Kodes der Kleidung und Bewegung, als Ort der Erfindung von neuen Zeichen und Zeichenfunktionen, als individuellen Leib und als gesellschaftliche und kulturelle Einheit im Kontext anders inszenierter Körper*“ (ebd.). Sie betrachten die Bettler – Frauen werden nur in der Gestalt der Zigeunerin explizit erwähnt (vgl. ebd.: 178) – als Zeichenproduzenten, als Sender, die Zeichen, Eindrücke und Wirkungen produzieren und Zeichenfunktionen und Affekte mobilisieren. Sie verwenden bekannte Zeichen, verändern sie und erfinden neue. BettlerInnen sind Menschen, die sich selbst zum Zeichen machen und so zu Text werden (vgl. ebd.: 176). Die beiden Autoren unterscheiden zwischen den Körpern der Barmherzigkeit und den Körpern des Spiels. Erstere überzeugen „*durch die Mimesis der christlichen Ikonographie*“ (ebd.: 176): Die bettelnde Gestalt folgt einem gestischen und narrativen Programm, das sie aus den traditionellen Kodierungen des Schmerzes und der Barmherzigkeit bezieht, die das europäische Christentum auf der Grundlage der Evangelien etwa in seiner Malerei, Skulptur und Literatur entwickelt hat,

---

<sup>29</sup> <http://www.jurawelt.com/aufsaeetze/strafr/3554> (26.7.06) in etwas anderer Form erschienen in: Zeitschrift Juristische Schulung (JuS) entnommen aus JuS 06/96 S. 482 ff, überarbeitet und ergänzt 02/2000

<sup>30</sup> Kinesik ist die Wissenschaft, die sich mit der Erforschung non-verbaler Kommunikation beschäftigt (vgl. Duden 1997: 16)

<sup>31</sup> Unter Proxemik ist die kommunikative Dimension des menschlichen Raumverhaltens (z. B. körperliche Distanz zum Partner, Berührung, Körperhaltung, usw.).

etwa ähnlich einer Heiligenstatue oder etwa der Gottes Mutter Maria, die den toten Körper ihres Sohnes Jesus im Arm hält.

Der Körper des Spiels hingegen orientiert sich, laut Mangieri und Gómez, nicht an der christlichen Tradition sondern an visuellen Künsten und der Theaterpraxis. Zu dieser Gruppe zählen sie etwa BettlerInnen, die ein Instrument spielen. Vor allem aber gehen sie auf die bettelnden Statuen ein, die oft auf einem Podest stehend eine Figur aus Literatur oder visuellen Künsten darstellen und sich nur kurz bewegen, wenn eine Münze in ihr Behältnis geworfen wird.

Zwischen diesen Kategorien siedeln sie jene Bettler an, die ein Tier oder Kind mit sich führen. Wenn sie diese mitgeführten BegleiterInnen ostentativ lieblosen und mit ihnen spielen, dann erinnern sie an Darstellungen aus der bildenden Kunst. Liegen die Kinder oder Tiere bewegungslos, oft in Decken oder Kleidungsstücke eingerollt, auf dem Schoß oder in mitgeführten Körben und Schachteln, so verstärken sie den gedämpften körperlichen Rhythmus derer, die sie begleiten. Die Bewegungslosigkeit oder die gedämpften schleppenden Bewegungen legen die Folgerung nahe, dass die Körper am Ende ihrer Kräfte sind. Dies kann Sorge und den Wunsch zur Linderung der Not bei den PassantInnen aufrufen, verstärkt durch das „unschuldige Leid“ der kleinen Kinder und Tiere (vgl. ebd.: 180).

Außerhalb der Einteilung von Körpern des Spiels und der Barmherzigkeit siedeln die Autoren die „Stadtzigeuner“ an, die PassantInnen direkt ansprechen und teilweise auch Körperkontakt herstellen. Dieses Bild der „Stadtzigeuner“ bei Mangieri und Gómez ist problematisch, es ist ein ethnisiertes Bild und wird dazu abwertend gezeichnet. Es enthält rassistische Konnotationen: *„Sich nähernde Zigeuner [...] nehmen einen Gesichtsausdruck an, der Mitleid und Barmherzigkeit erheischt. Bei genauerem Hinsehen kann man jedoch erkennen, dass ihr Blick dabei die Merkmale von Stolz, Wildheit und Undurchdringlichkeit behält“* (ebd.: 182). Die Zigeuner werden als Täter konstruiert, ihre Handlungen als *„gezielte Invasion der Intimsphäre ihrer Opfer“* bezeichnet (ebd.).

Die Autoren sympathisieren eindeutig mit den Bettlern des Spiels, die sie auch Neubettler nennen und als ästhetisches Erlebnis einordnen. Soziale Hintergründe sind nicht Teil der semiotischen Untersuchung, die Autoren gehen aber von ähnlichen Lebenslagen der unterschiedlichen BettlerInnen aus, was ich bezweifle (siehe dazu auch „Habitus des selbstbewussten Leidens“): *„Klassische Bettler sind Zeichen von Schmerz und Leid. Neubettlern geht es vielfach nicht besser. Aber sie verleihen dem Betteln eine Leichtigkeit, die dieses Leid für ihr Publikum erträglich macht. Darin liegt ihr Erfolg.“* (ebd.: 189)

### **5.3. Betteln und Geben als Praktiken sozialer Hierarchisierung**

Die Soziologinnen Irmgard Kick und Romana Leichtfried analysieren in ihrer unveröffentlichten Arbeit zur „Wiener Bettelkultur“ *„Betteln als soziale Situation, als spezielle Form der Kommunikation, die im öffentlichen Raum evident wird und immer einen verbal oder nonverbal Fordernden, häufig einen Gebenden und einen Nehmenden aufweist.“* (Kick/Leichtfried 2003: 5). Sie fokussieren dabei nicht wie die Semiotik die Art und Weise der Kommunikation – also die Produktion und Rezeption von Zeichen und ihren Bedeutungen –, sondern gehen auf die sozialen Voraussetzungen und Wirkungen dieser ein. Dabei analysieren sie mit Gert Dressler Akte des Gebens als Praktiken, die sowohl Ausdrucksformen von sozialen Beziehungen sind als auch einen dynamisierenden Charakter auf diese haben. D.h. sie können sozialen Beziehungen verändern, intensivieren, in Frage stellen (2000: 13). Die Praktiken des Bettelns und Gebens drücken soziale Hierarchien aus und konstituieren sie. Der historische Anthropologe Dressler weist darauf hin, dass *„Geben meist keine isolierte einmalige Handlung ist, sondern ein Davor und Danach hat, das sich an einer Reziprozität orientiert“* (2000: 24). Je mehr man sich von der vollkommenen Wechselseitigkeit entfernt, die es nur bei relativer Gleichheit der wirtschaftlichen Lage gibt, nimmt zwangsläufig der Anteil von Gegenleistungen in Form typischer symbolischer Dankesbezeugungen, Widmungen, Achtungserweise, moralischer Verpflichtungen usw. zu, schreibt Bourdieu (vgl. 1999: 223). Dressler argumentiert ähnlich: Der Zwang zur Gegenseitigkeit konstituiere soziale Hierarchien und Abhängigkeiten mit, bestätige diese und baue sie aus – nämlich dann, wenn die nehmende Seite aufgrund fehlender Ressourcen nichts Adäquates zurückgeben kann, dann können Verhaltensweisen und Handlungen, die eine Unterordnung signalisieren, zu Objekten in Praktiken des Gebens werden: Dankbarkeit, Schuldgefühle, Ehrung oder Gefolgschaft usw. (2000: 24). *„[M]an besitzt auch in dem man gibt“*, schreibt Bourdieu (1999: 229). Wer nur an den ökonomischen Effekt asymmetrischer Tauschgeschäfte denkt, vernachlässigt leicht, *„welchen Effekt die zirkuläre Zirkulation hat, in der der symbolische Mehrwert erzeugt wird, nämlich Willkür zu legitimieren, indem sie ein asymmetrisches Kräfteverhältnis verdeckt.“* (ebd.) Geben kann also als Verwandlung von ökonomischen in symbolisches Kapital auf Seiten des Gebers gesehen werden. So werden ökonomisch begründete, aber mit einem moralischen Schleier verhüllte Abhängigkeitsverhältnisse und soziale Hierarchien geschaffen (vgl. ebd.: 224).

### **5.4. Schlussfolgerungen: Betteln als reziproke soziale Praktik**

Was verbindet die drei Perspektiven? Sowohl die historische als auch die semiotische und die soziologische Sichtweise ermöglichen, die Interaktion zwischen BettlerInnen und SpenderInnen unter dem Aspekt der Reziprozität zu betrachten. In historischer Perspektive wird auf ein christliches Weltbild verwiesen, in dem Almosengeben auch als Notwendigkeit für das eigene

Seelenheil angesehen wird und darüber hinaus die Gegenleistung der BettlerInnen im ausgebrochenen Segen oder deren Gebet besteht.

Aus semiotischer Perspektive können die Almosen als Zeichen der positiven Wertschätzung einer „guten Kommunikationsleistung“ angesehen werden: *„Mit ihren Gaben teilen die Adressaten dem Bettler mit, dass er eine hinreichende Wirkung erzielt hat: genug Mitgefühl, Mitleid und Barmherzigkeit und auch [...]: genügend Überraschung und Erstaunen bei der Begegnung mit dem Unerwarteten.“* (Mangieri/ Gómez 2003: 176). Die BettlerInnen sind also durch ihr Präsenz und ihre Handlungen AuslöserInnen bestimmter Emotionen bzw. ermöglichen sie den PassantInnen durch ihr Geben bestimmte Emotionen zu mobilisieren.<sup>32</sup>

Aus soziologischer Perspektive, aus einer Theorie von Geben als hierarchisierender Praktik, lassen sich bestimmte Erwartungen der Gebenden an die BettlerInnen ableiten, was die symbolische Gegenleistung betrifft. Durch diese lassen sich die Gebenden in ihrer sozialen Position – die gegenüber den BettlerInnen eine höhere ist – bestätigen.

## **5.5. Abgrenzungen und Eingrenzungen von Betteln**

Nachdem verschiedenen Bedeutungen von Betteln nachgespürt wurden, die auch in die Auswertung mit ein gehen, sollen geklärt werden, was in der vorliegenden Forschung unter Betteln verstanden wird.

In der zeitgenössischen Fachliteratur besteht keine Einigkeit darüber ob auch Straßenkunst als eine Form von Bettelei angesehen werden soll, wie Loibingdorfer schreibt. Während einige AutorInnen Straßenkunst als Form der Bettelei ansehen – etwa Mangieri/ Gómez (2003) wie oben beschrieben – betonen andere, dass die künstlerischen Darbietungen durch ihren Tauschcharakter, der Logik der Spende bzw. Schenkung entkommen würden (vgl. Loibingdorfer 2007: 19).

Ich beziehe mich auf BettlerInnen als Frauen, die ihren Lebensunterhalt ganz oder teilweise durch das Erbitten von Almosen an öffentlichen oder halböffentlichen Plätzen bestreiten. Für die Forschung grenze ich Betteln insofern ein, dass ich als BettlerInnen nur Frauen verstehe, die vorrangig betteln ohne Angebot von Waren oder Dienstleistungen (nicht also WahrsagerInnen, Augustin-VerkäuferInnen<sup>33</sup>, StraßenkünstlerInnen usw.). Die Abgrenzung ist schwierig, als Kriterium gilt, dass die Frauen eher als BettlerInnen denn als StraßenzeitungsverkäuferInnen etc. sichtbar sind, was zumeist einen Unterschied im Bezug auf Haltung und Positionierung

---

<sup>32</sup> Haben sie dadurch nicht einen ähnlichen Effekt wie Werbung, die mit Emotionen arbeitet?

<sup>33</sup> Der Augustin ist eine Straßenzeitung in Wien, die von und zugunsten von Menschen verkauft wird, die aus verschiedenen Gründen vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen sind (Obdachlosen, Langzeitarbeitslosen, AsylbewerberInnen u.a.). Vorrangiges Ziel ist aber nicht, die Marginalisierten „jobready“ zu machen, sondern ihren Ausbruch aus der Entmündigung zu fördern, so das Selbstverständnis. Die Zeitung erscheint 14-tägig. Pro Ausgabe werden – von ca. 450 zur Zeit aktiven VerkäuferInnen – zwischen 38.000 und 45.000 Exemplare verkauft (vgl.: [www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at), 8.11.07, unter „Idee“).

bedeutet: Eine Frau, die am Boden sitzend die Hand ausstreckt, ist von der Ferne als Bettlerin erkennbar auch wenn sie neben sich liegend oder in der anderen Hand einige Ausgaben einer Zeitschrift hat. Eine Frau hingegen, die stehend den PassantInnen eine Zeitung entgegenhält, ist eher als Straßenzeitungsverkäuferin wahrnehmbar. Der Unterschied liegt also darin, auf welche bekannten Zeichen – etwa im Bezug auf Optik, Akustik, Kinesik oder Proxemik – vorrangig zurückgegriffen wird.

Betteln sei hier auch abgegrenzt von den SpendenwerberInnen, die für gemeinnützige Einrichtungen Geld sammeln und etwa im Standard-Forum<sup>34</sup> in ihrer Wahrnehmung von PassantInnen mit den BettlerInnen verglichen werden. Auch diese Personen bestreitet ihren Lebensunterhalt (teilweise) durch das Sammeln. Das gesammelte Geld kommt ihnen aber nicht direkt zugute, sondern sie führen das Sammeln (oft in Form von Unterschriften für Daueraufträge) als Erwerbsarbeit aus.

## **5.6. Betteln als Arbeit?**

Betteln als Beruf? lautet die Frage im Titel dieser Diplomarbeit. Betteln als Beruf zu verstehen, hat zur Voraussetzung, dass Betteln als Arbeit angesehen wird.

Betteln mag auf den ersten Blick als eine einfache Tätigkeit oder auch als Nichts-Tun erscheinen (vgl. Mangieri/ Gómez 2003: 176). Betteln kann aber dem entgegengesetzt als Arbeit angesehen werden. Doris Schmid schreibt in ihrer Dissertation, dass diese Sichtweise in der Öffentlichkeit und in den Alltagstheorien der Mehrheit der Bevölkerung nicht internalisiert und daher unverständlich ist (vgl. 1993: 29). Dies zeigt sich auch daran, dass die Bettlerinnen von PassantInnen dazu aufgefordert werden, arbeiten zu gehen, wie sowohl Sina als auch eine Frau, die in Graz bettelt, erzählen.

Christian Loibingdorfer zitiert in seiner Diplomarbeit „Semiotik des Bettelns“ einschlägige Literatur und findet sowohl AutorInnen, die Betteln als Arbeit ansehen als auch solche, die es als Tätigkeit außerhalb von Arbeit betrachten (vgl. 2007: 20). Diejenigen, die Betteln nicht als Arbeit sehen, argumentieren dabei etwa mit der öffentlichen Meinung, wie etwa Rocco Mangieri und Francisco Vincente Gómez: Die BettlerInnen versuchen ihr Ziel durch *„eine Tätigkeit zu erreichen, die nicht als Arbeit angesehen wird, sondern durch Einsatz affektiver Strategien und ikonographischer Kodes. [...] Als Arbeit wird ausschließlich die Produktion und Distribution von Waren und Dienstleistungen anerkannt“* (2003: 175). Die öffentliche Meinung als Grundlage dafür, Betteln nicht als Arbeit anzusehen, scheint mir dürftig – abgesehen davon,

---

<sup>34</sup> Die österreichische Tageszeitung „Der Standard“ bietet auch eine Online-Ausgabe, die sich nicht mit der Printausgabe deckt. Auf der Homepage [www.derstandard.at](http://www.derstandard.at) ist es möglich, die einzelnen Artikel zu kommentieren, woraus sie oft längere Online-Diskussionen ergeben.

dass die öffentliche Einschätzung diesbezüglich ambivalent ist und zudem historisch gesehen unterschiedlich ausfällt (siehe vorhergehender und nächster Abschnitt).

Wie widersprüchlich die so genannte öffentliche Meinung ist, zeigt sich in der immer wieder erhobenen Forderung, etwas gegen das Betteln von Kinder zu unternehmen, da dies „Kinderarbeit“ sei (vgl. Leserbrief in Schmid 1993: 260). Auch im Standard Online-Forum verwenden die PosterInnen, egal welche Haltung sie zum Betteln einnehmen, Begriffe, die Betteln mit Arbeit assoziieren: „harte Arbeit“, „freies Unternehmertum“ (Posting auf www.derstandard.at 08.06.2006, 18:36) „importierte Arbeitskräfte, welche für kriminelle Banden Geld beschaffen“ (10.06.2006, 03:08), „Bettlerbosse“ (8.6.2006, 14:46).

Betteln ist eine Tätigkeit, die in Raum und Zeit organisiert ist und eine Einkommensstrategie darstellt. BettlerInnen müssen, um zu Geld zu kommen, ihre Zeit und Kraft, ihr Wissen, ihre Fertigkeiten und Fähigkeiten anwenden. Betteln bedeutet Mühe und Anstrengung.

Die interviewten BettlerInnen grenzen die Art ihres Gelderwerbs von kriminellen Formen ab und verwenden teilweise dazu eine Sprache, die Betteln als Erwerbsarbeit darstellt:

*“Es gibt Frauen, die es sehr schwer als Bettlerin haben. Für sie ist Betteln sehr schwer.*

*Mir war auch sehr schwer, jetzt habe ich mich daran gewöhnt, ich mache dieser Arbeit, weil ich nichts habe.” (Sb3)*

Fast alle Frauen betonen aber auch, dass sie gerne lohnarbeiten würden: *„Wir hätten gerne Arbeit, aber wie sollte ich Arbeit bekommen? Ich will so sehr hier arbeiten! Gott! auch die WC-s würd ich putzen! Aber ich kenne niemandem, und man sagt, dass / Ich habe noch Frauen gefragt, und man hat mir gesagt, man kann mich nicht einstellen denn ich habe nicht die Papiere. Ich habe hier keine Dokumente. Ich muss hier Dokumente haben. Und ich kann sie nicht bekommen.” (Ma3)*

Innerhalb meines Textes verstehe ich Arbeit als Tätigkeit mit der Menschen ihre Lebensgrundlagen<sup>35</sup> schaffen bzw. erhalten d.h. sich einen Anteil am „historisch gewachsenen gesellschaftlichen Reichtum“ sichern (Spehr 2004: 4). Mit Christoph Spehr sehe ich Reichtum immer als kollektiv geschaffen. Reichtum wird nicht von Individuen erarbeitet, denn diese bauen immer auf die Arbeit von anderen Menschen auf, nicht selten in Ausbeutungsverhältnissen. Der Reichtum ist also ein kollektiver, ein gesellschaftlicher Reichtum. Daher steht allen ein Anteil daran zu. Angesichts der historischen und gegenwärtigen wirtschaftlichen Verflechtungen, Abhängigkeiten und Ausbeutungsverhältnisse können die Grenzen dessen, was als „Gesellschaft“ gefasst wird, nicht am Nationalstaat festgemacht

---

<sup>35</sup> Lebensgrundlagen sind hier in einem weitem Sinn gemeint, neben materiellen und physischen Aspekten etwa auch psychische.

werden. „Alle“ können also nicht jeweils nur die StaatsbürgerInnen eines bestimmten Staates sei; alle sind grundsätzlich alle Menschen.

Nicht alle können (oder auch wollen) sich ihre Lebensgrundlagen durch die gängigen Formen von Erwerbsarbeit schaffen bzw. erhalten.

Das Begriffsverständnis von Arbeit, auf das ich mir hier beziehe, geht also über das von Erwerbsarbeit hinaus. Es begreift nicht bestimmte Tätigkeiten als Arbeit, sondern nimmt deren Bedeutung, also die Funktion einer Tätigkeit als Kriterium dafür, ob sie als Arbeit angesehen wird oder nicht: die so genannte Hausarbeit ist in diesem Begriffsverständnis inkludiert. Abhängig von ihrer jeweiligen Funktion können ebenso Subsistenz, Diebstahl, Tausch, Nachbarschaftshilfe, Ansuchen um Sozialhilfe oder eben Betteln als Arbeit angesehen werden.

Es kann demnach argumentiert werden, dass Betteln Arbeit ist. Loibingdorfer kommt unter Verweis auf andere AutorInnen sowie auf die Selbstwahrnehmung der von ihm untersuchten BettlerInnen in Montreal zu demselben Ergebnis (2007: 20).

Macht diese Sichtweise auch für die Betroffenen Sinn? Welche Konsequenzen entstehen daraus? Arbeit ist in der österreichischen Gesellschaft ein hoher Wert und ein Maßstab, an dem Personen gemessen werden. Die hier verfolgte Argumentation zielt darauf ab, die Mühen und Anstrengungen der BettlerInnen – eben ihre Arbeit – anzuerkennen. Das heißt gleichzeitig aber auch, die BettlerInnen den dominanten gesellschaftlichen Wertmaßstäben unterzuordnen und diese dadurch auch zu reproduzieren und legitimieren.<sup>36</sup>

Die Anerkennung ihrer Tätigkeit als Arbeit kann aber auch fatale Folgen für die BettlerInnen haben: Laut Polizeikommandant Gaschl brauchen BettlerInnen, die keine EU-StaatsbürgerInnen sind, eine „*Arbeitsgenehmigung oder einen dementsprechenden Sichtvermerk im Pass*“ um in Österreich betteln zu dürfen, denn Betteln wird aus taktischen Gründen nach dem Fremdegesetz als Erwerbsarbeit interpretiert. Hat der Bettler (die Bettlerin) das nicht, dann, so Gaschl; „*hat er gegen das Fremdegesetz verstoßen und dann wird er festgenommen.*“ (G3). Gaschl sieht das als eine strenge Auslegung des Fremdegesetzes, die aber so gehandhabt und auch teilweise mit Schubhaft belegt wird. BettlerInnen, die nicht EU-BürgerInnen sind brauchen also zum Betteln eine Arbeitsgenehmigung, die schwer zu bekommen ist; haben sie diese schon, brauchen sie wahrscheinlich ohnehin nicht mehr zu betteln. Dieses Beispiel zeigt, wie die Gesetzeslage gegen die unerwünschten BettlerInnen interpretiert wird bzw. nach gesetzlichen Grundlagen gesucht wird, die gegen die BettlerInnen angewandt werden können und damit auch gegen eine Gruppe, die sich juristisch kaum wehren kann.<sup>37</sup> Während also die BettlerInnen einerseits mit

---

<sup>36</sup> Zum Verhältnis von Pädagogik und neuzeitlichem Arbeitsethos siehe Ribolits, Erich (1995): Die Arbeit hoch? Berufspädagogische Streitschrift wider die Totalverzweckung des Menschen im Post-Fordismus. München/ Wien: Profil Verlag

<sup>37</sup> Wenn sie nicht so hartnäckige und bekannte österreichische Fürsprecher hat wie die BettlerInnen in Graz in der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg und Pfarrer Wolfgang Pucher.

der Aufforderung konfrontiert werden, arbeiten zu gehen wie Dana und Sina erzählen, aber kaum Möglichkeiten haben, eine Anstellung oder auch nur Schwarzarbeit zu bekommen, wird den Nicht-EU-Bürgerinnen unter den Bettlerinnen andererseits das Betteln mit der Begründung verboten, es wäre Erwerbsarbeit.

Indirekt anerkennt also diese Auslegung des Fremdenrecht das Betteln als Arbeit, nur aber um dies gegen die BettlerInnen ein zu setzen. Betteln, als eine Form von Arbeit derer, die keine oder keine adäquate Erwerbsarbeitsmöglichkeit haben, wird also mit verschiedenen teilweise recht zynischen Mitteln verwehrt bzw. zumindest erschwert, und somit auch eine Möglichkeit sich durch Betteln einen Anteil des gesellschaftlichen Reichtums zu erbitten.

Auch im Protokoll der Grazer Gemeinderatssitzung vom 21.9.2006, wird darüber verhandelt, ob Betteln Arbeit ist und zwar anhand der Frage ob BettlerInnen ihre Tätigkeit als Arbeit verstehen. Ein FPÖ Gemeinderat geht davon aus, dass das Betteln für die BettlerInnen Arbeit wäre und sieht das als sehr problematisch (dies ist ein zentrales Argument in der Begründung der Notwendigkeit eines Bettelverbots) während eine SPÖ Gemeinderätin, die BettlerInnen mit dem Argument verteidigt, sie würden das Betteln nicht als Arbeit ansehen.<sup>38</sup> Die Verbindung von Betteln und Arbeiten ist also eine heikle.

Schlussgefolgert kann werden, dass Betteln aus verschiedensten Perspektiven als Arbeit angesehen wird und werden kann. Dabei erweist sich der dominante gesellschaftliche Diskurs ebenso wie seine Effekte als widersprüchlich wie exemplarisch dargestellt wurde. Aus dem hier vorgeschlagenen Verständnis von Arbeit lässt sich Betteln darunter fassen, gleichzeitig wird aber problematisiert, dass diese Argumentation bzw. bereits die Frage, ob Betteln als Arbeit zu verstehen sei, im herrschenden Arbeitsethos (vgl. Ribolits 1995: 107) verhaftet ist, und außerdem für die Betroffenen problematische Konsequenzen haben kann.

## **5.7. Betteln als Beruf?**

In der ersten Konzeption meiner Diplomarbeit war Beruf als zentrales Analysekonzept geplant. Betteln als Beruf zu verstehen ist historisch gesehen nicht abwegig. So wurde etwa im Mittelalter Betteln zu den Berufen gezählt, wenn auch zu den „unehrlichen“, die kein Ansehen genossen.<sup>39</sup> Bettelei war „eine allgemein akzeptierte und durchaus legitime Form der individuellen Reproduktion“ (Erler 1994: 53). Es scheint in diesem Zusammenhang sogar gerechtfertigt, von der Entwicklung eines regelrechten „*Bettelhandwerks*“ zu sprechen, welches über ein spezifisches Alltags- bzw. Berufswissen verfügte (vgl. ebd.). Helfried Valentinitich unterscheidet in einem Artikel zu Bettlerinnen in Österreich im 16. bis 18. Jahrhundert zwischen

---

<sup>38</sup> Grazer Gemeinderatssitzung vom 21.9.2006, S. 70

Auf: [http://www.graz.at/cms/dokumente/10061041\\_410997/57815870/060921\\_dringliche\\_antraege2.pdf](http://www.graz.at/cms/dokumente/10061041_410997/57815870/060921_dringliche_antraege2.pdf) (30.12.07)

<sup>39</sup> vgl. Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Betteln> (18.04.06)

temporärem Betteln und Betteln als Beruf, wobei Beruf unter Anführungszeichen gesetzt wird (1997: 175).

Auf der Rombase der Universität Graz findet sich der Hinweis, dass in einigen – nach wie vor sehr traditionell lebenden Roma- und Sintigruppen wie den Kalderaš – Bettelei als eigener Beruf gilt, der vor allem von Frauen ausgeübt wird. Es muss keine soziale Notlage der Familie vorliegen, um Betteln zu gehen. Betteln wird nicht als entwürdigend empfunden und steht gleichrangig neben traditionellen Handwerksberufen. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass im Laufe der Geschichte viele Roma- und Sinti-Gruppen immer wieder zur Bettelei gezwungen waren. Durch die gegenwärtigen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Osteuropa stellt Betteln für viele Roma die einzig verbliebene Möglichkeit dar, ein Überleben zu gewährleisten.<sup>40</sup>

Die Frage „Betteln als Beruf?“ scheint in erster Linie eine Frage nach der Dauerhaftigkeit der Tätigkeit. Nicht in allen Begriffsverständnissen von Beruf hingegen ist die Dauerhaftigkeit als Kriterium enthalten:

Der Begriff Beruf geht laut Klaus Harney auf Martin Luther und den „*Ruf Gottes*“ zurück und wurde später säkularisiert und auf Erwerbsarbeit bezogen (vgl. 1999: 52). Arno Bammé, Eggert Hollinger und Wolfgang Lempert sehen den Ursprung in stabilen, ständisch aufgebauten Gesellschaften, wo er besonders auf das Handwerk bezogen war: „*Unter `Beruf` wurde ein typisches, festgefügtes Bündel von Verrichtungen, Qualifikationen, Orientierungen und Berechtigungen verstanden.*“ (1983: 120) Dieter Lenzen schreibt in „*Pädagogische Grundbegriffe*“ von der Schwierigkeit einer angemessenen Definition von Beruf und sieht als kleinsten gemeinsamen Nenner, die „*Definition von beruflicher Tätigkeit als jedes dauerhaft unter erwerbswirtschaftlicher Zielsetzung vollzogene menschliche Handeln*“ (2004: 181). Ergänzend zu den beiden Kriterien Dauerhaftigkeit und Erwerbsarbeit werden von anderen AutorInnen unterschiedliche Aspekte angeführt. Wolfgang Lempert etwa versteht „*Beruf als spezialisierte Tätigkeit, deren Ausübung die Ausbildung besonderer (sensumotorischer und intellektueller) Fähigkeiten und allgemeiner sozialer Orientierungen (z.B. Kooperationsbereitschaft) voraussetzt und langfristig, wenn auch nicht immer lebenslang, durch Einkommen vergütet wird.*“ (Lempert 1995: 343)

Lenzen verweist auf die Aspekte systematisiertes Wissen und gesellschaftsbezogene soziale Orientierung (vgl. 1999: 52) und Harney versteht Beruf als spezifische institutionelle Reproduktionsform des Arbeitsvermögens (vgl. 1999: 52). Winfried Böhm hingegen sieht Beruf als eine „*Kombination von Kenntnissen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, technischen Regeln und Verfahren*“, die für das „*Erbringen einer speziellen Leistung innerhalb einer arbeitsteilig*

---

<sup>40</sup> vgl. <http://romani.uni-graz.at/rombase/cgi-bin/art.cgi?src=data/ethn/work/prof.de.xml> (18.04.06)

*organisierten Wirtschaft*“ notwendig ist und die dem einzelnen Berufsinhaber die „*Grundlage für eine kontinuierliche Versorgungs- und Erwerbschance*“ bietet. (2000: 66).

Fast alle genannten Autoren erwähnen, dass der Aspekt der Kontinuität und Dauerhaftigkeit gegenwärtig nicht mehr zutrifft und der Berufsbegriff teilweise von anderen Begriffen abgelöst wird, etwa dem der Qualifikation. Besonders in der Ausbildung, also der Berufsbildung, ist er aber weiterhin relevant. Dauerhaftigkeit als Kriterium macht also wenig Sinn, wenn damit gemeint ist, wie lange eine bestimmte Person eine Tätigkeit ausübt. Dauerhaftigkeit macht aber dann Sinn, wenn damit Zusammensetzung und Formen der Tätigkeiten verstanden werden, die als Beruf gefasst werden, also im Sinne von Tradierung.

Auf Basis dieser Überlegungen macht es in doppelter Weise Sinn, Betteln als Beruf zu verstehen: einerseits wurde Betteln zu bestimmten Zeiten als Beruf angesehen, andererseits ist Betteln eine Tätigkeit, die auf historisch weit zurückgehende tradierte Formen verweisen kann.

In meinem Verständnis von Beruf findet sich dieses Verständnis von Dauerhaftigkeit in einem weitgefassten Begriff von Institutionalisierung. Wie oben erläutert verstehe ich Arbeit als Tätigkeit mit der Menschen ihre Lebensgrundlagen schaffen bzw. erhalten d.h. sich einen Anteil am „*historisch gewachsenen gesellschaftlichen Reichtum*“ sichern (Spehr 2004: 4). Beruf ist darüber hinaus eine spezifische institutionalisierte<sup>41</sup> Form von Arbeit sowie der Reproduktion des Arbeitsvermögens.

Institutionalisierung in diesem Sinn bedeutet aber nicht, dass die Frauen über ihren Beruf in sozialer oder rechtlicher Form abgesichert sind, doch zu mehr unter „Kontext: Zur Konstruktion des Raums“.

### **5.8. Zusammenfassung: Betteln und Kompetenz**

Betteln als Beruf anzusehen, kann also historisch und theoretisch begründet werden. Dennoch habe ich Beruf als zentrales Konzept für meine Forschung verworfen. Das Konzept Beruf, das ohnehin nur in den deutschsprachigen Ländern eine derart starke Bedeutung hatte bzw. hat, lässt sich aufgrund der Veränderungen des Erwerbsarbeitsfeldes oft nicht mehr ohne Probleme anwenden und wird durch andere ersetzt.<sup>42</sup> Von den „neuen“ Begriffen macht für meine Arbeit der Kompetenzbegriff am meisten Sinn. Die Analyse von Kompetenzen macht stärker

---

<sup>41</sup> Institution wird im folgenden Sinne verstanden: „Institution (v. lat. institutio = Einrichtung, Erziehung, Anleitung ist [...] eine mit Handlungs-Rechten, Handlungs-Pflichten oder normativer Geltung belegte soziale Wirklichkeit, durch die Gruppen und Gemeinschaften nach innen und nach außen hin verbindlich (geltend) wirken oder handeln. [...] Institutionen leiten das Handeln den gemeinsamen Handlungsrahmen und mit ihm verbundene Verpflichtungen. [...] Als kleinster gemeinsamer Nenner kann gelten, dass eine Institution ein Regelsystem ist, dass eine bestimmte soziale Ordnung hervorruft.“ (Auf: <http://de.wikipedia.org/wiki/Institution>, 02.06.06)

<sup>42</sup> Ich selbst weiß etwa nie, was ich bei Formularen im Feld „Beruf“ einfügen soll: Meine Hauptbeschäftigung derzeit ist Hausfrau und Mutter, über diese Tätigkeit bin ich auch versichert. Gleichzeitig bin ich aber Studentin und beziehe ein Stipendium und arbeite sporadisch als freie Mitarbeiterin für unterschiedliche ArbeitgeberInnen. Meine erste Berufsausbildung hingegen ist Sozialpädagogin. Was ist also mein Beruf?

Anknüpfungspunkte für verschiedenste Tätigkeiten sichtbar und ist nicht an institutionalisierte Formen gebunden. Darüber hinaus ist für die Bildungswissenschaft eine detaillierte Analyse der Aneignungsprozesse und -ergebnisse von Bettlerinnen ergebnisreicher als die Beantwortung der Frage, ob Betteln auch empirisch fundiert als Beruf angesehen werden kann oder nicht.

Beruf oder weiter gefasst Erwerbsarbeit verwende ich trotzdem als Interpretationsfolie für meine Forschung, wenn ich etwa von Arbeitsplatz, Arbeitskleidung etc. spreche.

*„Wenn die Gesellschaft vorurteilslos näher hinschaut, werden die ungewöhnlichen Kompetenzen dieser städtischen Außenseiter [der Bettler] für sie erkennbar“*, schreiben Mangieri und Gómez und stellen – ohne einer bildungswissenschaftlichen Perspektive zu verfolgen – einen Bezug zwischen Betteln und Kompetenz her (2003: 176).

Betteln ist eine Tätigkeit bei der die AkteurInnen ihre Bitte um Almosen kommunizieren, entweder direkt an bestimmte Personen oder unspezifisch an alle Anwesenden und Vorüberkommenden. Es muss den BettlerInnen gelingen durch sprachliche (gesprochene oder geschriebene Worte) oder nicht-sprachliche Zeichen (Gesten, Haltungen, Kleidung usw.) ihre Anliegen sichtbar und verständlich zu machen. Da sie sich oft in Durchgangsräumen aufhalten, wo die Menschen in Bewegung sind, müssen ihre Zeichen so klar sein, dass sie auch durch einen flüchtigen Blick verstanden werden können. Hier zeigen sich Anknüpfungspunkte für die Frage nach der notwendigen Kompetenz von BettlerInnen.

BettlerInnen können auf alte und bekannte Zeichen zurückgreifen und auf ihre noch immer bestehende Wirkung hoffen (etwa religiöse Zeichen oder religiöse Orte, die an die Pflicht der Armenhilfe erinnern) oder auch neue Zeichen produzieren, die durch Irritation, Überraschung usw. wirken (vgl. Mangieri/ Gómez 2003: 176). Aus der Theorie von Geben als reziproke und hierarchisierende Praxis lassen sich bestimmte Erwartungen der Gebenden an die BettlerInnen ableiten, was die symbolische Gegenleistung betrifft. Diese Erwartungen der Gebenden nicht zu enttäuschen, kann als eine weitere notwendige Kompetenzanforderung gesehen werden.

Darüber hinaus gilt es von den BettlerInnen noch mit zusätzlichen Aufgaben und Herausforderungen umzugehen und das dazu nötige Wissen und die erforderlichen Kompetenzen zu erwerben, damit erfolgreiches Betteln möglich ist. Doch dazu mehr im Teil II.

*“Ich sehe, dass die Hunde hier ist sehr gut behandelt werden, aber wir werden mit Gleichgültigkeit behandelt. Wenn ein Hund weint, gibt man ihm was zu essen, aber uns verpassen sie Tritte.”* (Interview mit Mara, Juni 2007)

## **Teil II**

### **Forschung**

## 6. Forschungsdesign

Zur Beantwortung der Forschungsfrage wurde eine Studie mit Methoden der qualitativen Sozialforschung durchgeführt. Dies bot sich an, da das Forschungsgebiet unter dem gewählten Blickwinkel wenig erforscht ist und der Schwerpunkt auf der Entwicklung von Kategorien und Erklärungsmodellen liegt, nicht auf der Überprüfung vorliegender Theorien.

In der Fachliteratur finden sich unterschiedlichste Einteilungen dessen, was in der qualitativen Sozialforschung als Forschungsdesign, Forschungsstil, Forschungsmethoden bzw. –methodologie oder Theorie qualitativer Forschung einzuordnen sei. Ist die Grounded Theory ein Forschungsstil oder ein Analysemodus, die Ethnographie eine Methode oder ein Forschungsdesign?

Nach der Unterscheidung von Basisdesigns nach Uwe Flick ist diese Forschung eine Momentaufnahme, d.h. eine Zustands- und Prozessanalyse zum Zeitpunkt der Forschung (vgl. 2000: 255). Die Forschung ist primär auf die Gegenwart fokussiert, im Gegensatz etwa zu Längsschnitt- oder Fallstudien. Darüber hinaus basiert das vorliegende Forschungsdesign bezüglich der Datengenerierung und -dokumentation auf der Ethnographie, die Analyse orientiert sich an der Grounded Theory. Ethnographie und Grounded Theory lassen sich gut kombinieren, dass sie beide Methodenkombinationen befürworten, sich für explorative Studien eignen und oft kombiniert werden.

### 6.1. Vorüberlegungen zum Forschungsprozess

*„Feldforschungsbeziehungen sind ein fragiles Gebilde. Die Beteiligten kommen eher zufällig zusammen und sie verbindet nur eine kurze Geschichte und es ist keine gemeinsame Zukunft absehbar. Sie beginnen einen komplexen Kooperationsprozess, für den es kaum Routinen gibt und dessen Entwicklung nicht im Detail vorhersehbar ist. Beide Seiten müssen sich aufeinander einlassen, ohne rechte Gründe und Sicherheiten für Vertrauen zu haben.“* (vgl. Wolff 2000: 348)

Forschung in so genannten Randbereichen der Gesellschaft sind noch darüber hinaus eine heikle Angelegenheit, schreibt Meike Heckt im Bezug auf ein Studie über afrikanische jugendliche Flüchtlinge (2003: 43). Entsprechend groß ist gewöhnlich das Misstrauen. Für die Betroffenen ist es oft nicht ratsam, offen über alle Lebensbereiche zu sprechen. Misstrauen ist für Menschen in dieser Situation eine Überlebensstrategie (vgl. ebd.). Heckts Überlegungen treffen auch auf die Bettlerinnen in Wien zum Zeitpunkt der Forschung zu. Die Frauen, die wir um ein Interview baten, müssen sich bei der Frage, ob sie uns vertrauen können, auf ihre Menschenkenntnis verlassen, sie hatten keine Sicherheiten für ihr Vertrauen. Es kann angenommen werden, dass

sie trotz der Bereitschaft mit uns zu sprechen, dennoch misstrauisch blieben, was sich auch auf ihre Aussagen auswirkt.

Zum erwarteten Misstrauen hinzu kommt, dass ich vermutete, dass die Interviews auch durch Rollen-überlagerungen geprägt sein würden. Zu den forschungsspezifischen Rollen von Forscherin und erzählender bzw. auskunftsgebener Person, so die Vermutung, würden die Frauen in ihrer Arbeitsrolle verbleiben und in mir und der Dolmetscherin auch potentielle Geberinnen sehen. Wir würden also in der Gesprächssituation nicht nur Gesprächspartnerinnen, also Interviewerin und Interviewte sondern auch Bettlerin und potentielle Spenderin sein.

Im Bewusstsein dieser Bedingungen stellt sich für mich zu Beginn der Forschung bereits die Frage, wie erstens der Aufbau von Vertrauen erleichtert werden könnte und wie ich zweitens – unter den zeitlich und finanziell eingeschränkten Rahmenbedingungen, die es nicht zuließen, jede Frau mehrmals zu treffen – zu verlässlichen Ergebnissen kommen könnte. Diese zweite Überlegung zeigt, dass ich auch meinerseits misstrauisch den Frauen gegenüber war, unsicher, ob sie mir die „Wahrheit“ erzählen würden.

Doris Schober von der Frauenberatungsstelle Salzburg, die mich auf das Konzept des wertschätzenden Reframings (siehe Forschungszugang) gebracht hatte, riet mir, den Kontakt zu den Frauen über Hilfs-einrichtungen zu suchen, da zu diesen dann bereits ein Vertrauensverhältnis bestehen würde. Da die ersten Anläufe diesbezüglich erfolglos blieben, entschied ich mich für den direkten Kontakt auf der Straße.

Es traf sich, dass meine jüngere Tochter zum Zeitpunkt der Forschung ein halbes Jahr alt war und noch gestillt wurde. Die Notwendigkeit, sie in meiner Nähe zu haben, nützte ich für den Forschungs-prozess: Der Vertrauensaufbau sollte durch ihre Anwesenheit erleichtert werden, da wir mit Kinder nicht als Polizistinnen in Zivil eingeschätzt werden würden. Sie war fast während des gesamten Forschungsprozesses dabei.

Im Bewusstsein um die – für Offenheit und Vertrauen erschwerend – Rahmenbedingungen, wollte ich mich auf Fragen konzentrieren, die sich auf die Situation des Bettelns in Wien beziehen und nicht auf die Gründe für das Betteln. Außerdem wolle ich so wenig wie möglich Fakten abfragen, sondern die Frauen erzählen lassen bzw. um ihre Einschätzungen bitten, etwa mit Fragen wie: Wie haben Sie ihre ersten deutschen Wörter gelernt? Was war ihr schönstes/schrecklichstes Erlebnis bisher in Österreich? usw. Aus meiner bisherigen Interviewpraxis hatte ich gute Erfahrungen mit fiktiven Fragen, die auch Teil dieses Interviewleitfaden waren: Etwa die Frage danach, was die Frauen einer anderen Frau aus ihrem Dorf raten würden, die ebenfalls zum Betteln nach Wien kommen wolle. Die erwähnten Fragerichtungen boten sich auch aus Sicht meines Forschungsinteresses heraus an.

Erwähnt wurden an anderer Stelle bereits, dass ich die Frauen nicht direkt nach Kompetenzen fragen würde, sondern nach ihrem Handeln, um daraus dann auf die Kompetenzen zu schließen (vgl. Abschnitt "Kompetenzteil. Schlussfolgerungen für diese Arbeit").

## **6.2. Datengenerierung**

Bei ethnographischen Forschungen begibt sich die Forscherin an die Orte, an denen sich die Personen, die sie erforschen will, aufhalten und nimmt an ihrem Alltag teil. Sie betreibt Feldforschung.

Für meine Forschung wurden Beobachtungen an öffentlichen Plätzen durchgeführt, auch stellte ich den Kontakt zu den Bettlerinnen direkt an ihrem Arbeitsplatz hergestellt. Ich begleitete sie aber nicht weiter durch ihren Alltag und traf sie etwa nie an ihrem Wohnort. Die Gespräche fanden in der Nähe des Arbeitsortes in einem Café oder Park, einmal auf einer Stiege in einer ruhigen Seitengasse statt. Teilweise hatten wir vorher Termine vereinbart, überwiegend aber entschieden sich die Frauen auf unsere Nachfrage hin spontan mit uns zu kommen. Die Gespräche hatten durch den Ortswechsel, das Aufnahmegerät und das Dolmetschen eher den Charakter eines Interviews und nicht den eines spontanen Gesprächs.

Christian Lüders spricht von einer „*längeren Teilnahme*“ als einem Kriterium von Ethnographie, was im Rahmen der Forschung für diese Diplomarbeit nicht möglich war. Weiters nennt er eine flexible Forschungsstrategie, d.h. das Anpassen der methodischen Zugänge an die jeweilige Situation und eine Kombination aus verschiedenen Erhebungsmethoden (vgl. 2000: 294), was auf meine Studie zutrifft. Das ethnographische Schreiben und Protokollieren als drittes Kriterium Lüders unterscheidet sich von anderen Formen der Datenaufzeichnung insofern, also es „*auf dem [von der Forscherin] nachträglich noch Erinnerung basiert*“ (ebd.: 396). Ethnographische Protokolle sind neben Interviewtranskripten Teil meines Datenmaterials.

Die Daten wurden durch teilnehmende Beobachtungen, ero-epischen Gesprächen, problemzentrierte Interviews und ExpertInneninterviews erhoben. Auch schriftlichen Materialien zum Thema (Zeitungsartikel, NGO-Berichte...) werden einbezogen.

### **Teilnehmende Beobachtung**

Während mit Interviews die Deutungen von Menschen erfasst werden können, eignen sich Beobachtungen dafür, Praktiken erfassen, also das was offen zutage (siehe Abschnitt „Soziologische Ergänzungen. Kompetenz und Herkunft“).

Teilnehmende Beobachtungen sind eine zentrale Methode von Ethnographie. Es gibt ein weites Spektrum an unterschiedlichen Beobachtungstechniken, die sich hinsichtlich ihrer

Strukturiertheit, der Transparenz, dem Grad der Teilnahme und der Natürlichkeit der Situation unterscheiden (vgl. Lamnek 1995: 254).

Für die vorliegende Forschung wurde die Beobachtung eher unstrukturiert durchgeführt, da sie vor allem im Stadium der Hypothesenkonstruktion eingesetzt wurden (ebd.: 250). Während der Beobachtungen im öffentlichen Raum nahm die Forscherin die Rolle einer Benutzerin desselben ein und deklarierte sich nicht als Forscherin.

## **Gespräche und Interviews**

**ExpertInneninterviews.** Bei ExpertInneninterviews steht die befragte Person als Funktionsträgerin im Zentrum der Aufmerksamkeit. Wer als ExpertIn in Frage kommt, hängt letztlich vom Forschungsinteresse ab. Der ExpertInnen-Status wird somit in gewisser Weise vom Forschenden verliehen, begrenzt auf die jeweilige Fragestellung, so argumentiert Barbara Friebertshäuser (2003: 517). Meuser und Nagel hingegen sehen nur solche AkteurInnen als Experte oder Expertin, die sich durch eine *„institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit“* auszeichnet und die Möglichkeit *„zur (mindestens partiellen) Durchsetzung seiner [oder ihrer M.T.] Orientierung hat“* (Meuser/ Nagel 2004: 326), siehe auch *„Forschungszugang“*. Letzterer Sichtweise folge ich in dieser Arbeit. ExpertInneninterviews werden anhand eines flexibel zu handhabenden Leitfadens geführt und eher thematisch, also nicht nach Gesprächssequenzen, ausgewertet.

In meiner Forschung spielten ExpertInneninterviews nicht nur, aber vor allem, in der Voruntersuchung eine wichtige Rolle, da ich wenig aktuelle Literatur zu meinem Forschungsthema finden konnte. Ich holte mir in den Interviews Tipps für den Feldzugang und Einschätzungen zu meinen Thesen und Fragen. Sie gaben weiters einen Einblick in die Sichtweisen und Bewertungen unterschiedlicher ExpertInnen zum Betteln und lieferten nützliches spezialisiertes Wissen (über Gesetze und deren Handhabung, Hilfsprojekte, hilfreiche schriftliche Quellen usw.). Es erfolgt aber keine gesonderte systematische Auswertung der ExpertInneninterviews.

**Ero-epische Gespräche und narrative Interviews.** Zur Datensammlung waren auch kürzere ero-epischen Gesprächen geplant, eine Methode, die Roland Girtler in seinen Studien über Randgruppen entwickelt hat (vgl. 2001: 147-168) und vertiefend vier bis fünf längere Gespräche, wobei ich mich dabei am narrativen Interview orientieren wollte. Mit Girtler lehne ich den Begriff des Interviews in diesem Zusammenhang ab, da er eher auf ein *„Abfragen“* hindeutet als auf Einlassen und Sich-Herantasten. Sowohl dem ero-epischen Gespräch wie dem narrativen Interview geht es aber um das selben: das Erzählen-lassen.

Die Forscherin nimmt sich einerseits zurück, was die Vorgaben betrifft, sie bringt sich aber andererseits selbst ein, um für das Gegenüber greifbarer zu werden und Vertrauen auf zu bauen. Letzteres gilt vor allem für das ero-epische Gespräch nach Girtler, der als einer der wenigen die

eingesetzten Interview- und Gesprächsverfahren in der Ethnographie reflektiert (vgl. Friebertshäuser 2003: 388) Der Begriff ero-episch verweist auf die altgriechischen Wörter „*Erotema*“ (Frage) bzw. „*eromai*“ (fragen, befragen, nachforschen) und „*Epos*“ (Erzählung, Nachricht, Kunde) bzw. „*eipon*“ (erzählen) (vgl. Girtler 2001: 150f.). Diese Gesprächsform knüpft an alltägliche Gesprächssituationen an. Durch das Einbringen der Forscherin, ev. auch Suggestivfragen, sollen weitere Erzählungen stimuliert werden (vgl. ebd.: 158-161). Das ero-epische Gespräch macht nur im Kontext von Feldforschung in Verbindung mit anderen methodischen Zugängen Sinn und lässt sich nicht als Interviewtechnik aus diesem Kontext herauslösen (vgl. Friebertshäuser 2003 :389). Die Idee des ero-epischen Gesprächs erwies sich hilfreich, wenn ich mit den Frauen kürzere Gespräche direkt an ihrem Arbeitsplatz führte, also in der Vor- und Nachuntersuchung.

Narrative Interviews zu führen stellte sich in der Hauptuntersuchung schnell als unmöglich heraus. Einerseits lag das daran, dass die nötigen Rahmenbedingungen dafür nicht vorhanden waren: Die Orte (Cafes oder Plätze im öffentlichen Raum) stellten keine ruhigen, sicheren Räume dar; auch war nicht genügend Zeit vorhanden, die Frauen wollten bald wieder an ihren Arbeitsplatz zurück und/oder hatten unruhige Kinder an ihrer Seite. Die Rahmenbedingungen waren dadurch verschärft, dass die Frauen in Angst vor der Polizei waren und uns weder kannten noch von bekannten Personen empfohlen bekommen hatten, es fehlte also auch an Vertrauen. Zu diesem mangelnden Vertrauen kam hinzu, dass manche Frauen gleichzeitig auch in ihrer Arbeitsrolle verblieben und in mir und der Dolmetscherin auch potentielle Geberinnen sahen (vgl. dazu auch Reflexionen zum Forschungsprozess). Durch das Dolmetschen und die anwesenden Kinder wurde der Gesprächsfluss auch immer wieder unterbrochen. Auch war es schwierig, den Frauen mein inhaltliches Anliegen verständlich zu vermitteln.

Eine Erzählung zu initiieren und in Gang zu halten war also schwierig. Die Gespräche wurden schließlich als problemzentrierte Interviews mit Leitfaden geführt.

***Problemzentriertes Interview.*** Das problemzentrierte Interview ist zumeist eingebettet in eine Methodenkombination mit Hilfe derer ein Problembereich gesellschaftlicher Realität von verschiedenen Seiten, also mit Hilfe unterschiedlicher Methoden, betrachtet und analysiert wird (vgl. Lamnek 1995: 74). Im Gegensatz zum narrativen Interview geht die Forscherin bereits mit einem vorläufigen theoretischen Konzept ins Feld, dass durch Literaturstudium, eigene Erkundungen im Forschungsfeld und Ermittlung von Fachwissens von ExpertInnen usw. aus den relevant erscheinenden Aspekten des Problembereichs entwickelt wurde. Trotzdem soll die Dominanz der Konzeptgenerierung durch die Befragte erhalten bleiben. Die Forschende teilt also ihr theoretisches Konzept nicht mit, es ist vorläufig und soll nicht „suggestiv“ beeinflussen. Die theoretischen Konzepte der Forscherin werden laufend durch die Interviews modifiziert, also durch die sie geprüft. Deduktion (theoretisch) und Induktion (empirisch) gehen Hand in Hand (vgl. Lamnek 1995: 75, 78). Die Forscherin bewegt sich also in einem Spannungsfeld

zwischen Offenheit – also Erzählen lassen – und (Vor)Strukturierung (Bezug zum Leitfaden, Nachfragen) und muss „zwischen den Äußerungs-interessen des befragten Subjekts (und damit auch dem Fluss des Gesprächs), der Struktur des Leitfadens sowie der begrenzten Zeit vermitteln“ (Flick 1991: 158). Die Schwierigkeit dieser Vermittlungsarbeit ist gut an den Transkripten der Interviews abzulesen, zusätzlich erschwert durch die Notwendigkeit des Dolmetschens (dazu siehe auch Reflexion des Forschungsprozesses).

Als Hilfsmittel dienen ein Leitfaden, um alle der Forscherin wichtig erscheinenden Themenbereiche abzudecken und fehlende nachzufragen, sowie ein Aufnahmegerät. Neben dem Transkript wird auch ein Postskript (Gedächtnisprotokoll) angefertigt, das Angaben über Gesprächsinhalte vor und nach dem Einschalten des Tonbandgerätes enthält, sowie Informationen zu den Rahmenbedingungen und der Wahrnehmung nonverbaler Zeichen (vgl. ebd: 77).

### **6.3. Analysemodus**

Als Analysemodus bot sich die Grounded Theory an, die eine entdeckende und kumulative Verfahrensweise ist. Sie eignet sich für Forschungsfelder, die bisher noch wenig erschlossen sind und bei denen die relevanten Kategorien schwer im Vorhinein festgelegt werden können und auch nicht sollen. Die Grounded Theory ist ein Verfahren, das qualitative Sozialforschung mit dem Ziel der Theoriebildung betreibt. Übersetzt kann von „in der Empirie verankerter und begründeter Theorie gesprochen werden“.

Die Grounded Theory ist offen für die Kombination unterschiedlichen Datenmaterials, wie es für diese Forschung vorgesehen ist: Beobachtungsprotokolle, Forschungstagebuch, Interviewtranskripte, ev. Literarisches/ Akten etc.; auch eigenes Kontextwissen wird einbezogen.

Die Grounded Theory ist ein Forschungsstil der gegenstandsbezogenen Theoriebildung, nach dem Forschung als kreatives Konstruieren von Konzepten und Theorie betrieben wird, die aber fortlaufend an den Daten kontrolliert werden. Ich beziehe mich bei meiner Darstellung der Grounded Theory auf Anselm L. Strauss und Juliet Corbin (1996) sowie Petra Muckel (2001). Schon nach der Erhebung der ersten Daten wird mit der Auswertung begonnen, also kodiert, d.h. über Kategorien und ihre Zusammenhänge Fragen gestellt und vorläufige Antworten gegeben (Hypothesen), die dann die Auswahl der nächsten Datenerhebung nahe legen. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht ausschließlich der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für das untersuchte Phänomen haben (vgl. Interview mit Strauss 2004).<sup>43</sup> Die Kategorien werden dimensionalisiert, d.h. ihre Eigenschaften und deren Dimensionen bestimmt, und Subkategorien

---

<sup>43</sup> Verfügbar auf: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-22-d.htm> (02.06.06)

gebildet. Strauss und Corbin schlagen vor nach ursächlichen und intervenierenden Bedingungen, Kontext, Handlungen und Interaktion sowie Konsequenzen zu kodieren (vgl. 1996: 76).

Das Theoretical Sampling ist das von der Grounded Theory vorgeschlagene Verfahren der Stichprobenauswahl. Es sieht vor, die Stichprobe für die jeweilige Forschungsfrage nicht vor Beginn der Untersuchung zu definieren, sondern sie im Prozess der Theorienentwicklung sukzessive zu bestimmen und in Abhängigkeit vom jeweiligen Stand der Theorienentwicklung so auszuwählen, dass sie die aktuellen Hypothesen bestmöglich zu überprüfen verspricht bzw. neue Erkenntnisse vermuten lässt – solange bis eine theoretische Sättigung erreicht ist. Dadurch sollen die entstehenden Kategorien gut in den Daten verankert und aus verschiedenen Perspektiven begründet werden. Beispiele werden als Vergleiche heran gezogen, d.h. es wird bestimmt zu welchem Punkt, welcher Eigenschaft, welcher Gruppe etc. als nächste Daten erhoben werden sollen, um Variationen heraus zu finden.

Muckel betont die Prozessorientierung der Forschung und das Prinzip des permanenten Vergleichs: *„Der gesamte Forschungsprozeß unter dem Paradigma der Grounded Theory ist so angelegt, daß alle Ideen für Kategorien (auch: Subkategorien und Dimensionen) unter dem Vorbehalt der Vorläufigkeit stehen. Entdeckt eine Forscherin bei ihren Textinterpretationen und Codierungen von Datenmaterial eine Kategorie, so wird diese einer permanenten Prüfung unterzogen. In Vergleichen mit anderen Datenausschnitten, aber auch mit Literaturquellen wird die vorläufige Kategorie in ihrer Gegenstandsangemessenheit und Begrifflichkeit überprüft und dadurch präzisiert und differenziert.“* (2001)

Der Forschungsprozess ist also ein Wechselspiel aus Datenerhebung, Kodieren im Sinne von verschriftlichtem Nachdenken und Analysieren, Ordnen, dem Formulieren des nächsten Erhebungsschwerpunkts und erneutem Datensammeln.

Die entwickelten Kategorien werden so überprüft, zunehmend auf einander bezogen und zur Schlüsselkategorie – die im Laufe des vorgeschrittenen Prozesses festgelegt wird – in Beziehung gesetzt, sodass eine gegenstandsbezogene Theorie entsteht. Bei einer Diplomarbeit sind jedoch konzeptioneller Dichte und Sättigung der Theorie nur begrenzt möglich.

Als Beispiel für eine bildungswissenschaftliche Untersuchung mit der Grounded Theory dient mir die bereits erwähnte Forschungsarbeit von Christof u.a. zu Frauen, ihren Lernherausforderungen und Schlussfolgerungen für die feministische Bildungsarbeit (2005). Diese Arbeit zeigt in gelungener Weise wie theoretische Analyse aussehen kann. Die AutorInnen erstellten unter Bezug auf existierende Konzepte und Theorien eigene Erklärungsansätze und Typisierungen (siehe auch “Zur Konstruktion von Wissen”).

## 7. Forschungsablauf

### 7.1. Voruntersuchung

So sehr ich überzeugt war zu bettelnden Frauen forschen zu wollen<sup>44</sup>, so sehr war ich auch unsicher darüber, wie ich meine Forschung anlegen und wie ich den Kontakt zu den Frauen aufbauen sollte. Deshalb führte ich vorbereitend Beobachtungen, erste Gespräche und ExpertInneninterviews durch.

#### **Ziel**

Ziel der Voruntersuchungen war:

*Erstens* meine eigene Unsicherheit und Angst vor der Kontaktaufnahme zu überwinden und Strategien zu entwickeln, wie ich die Kontaktaufnahme gestalten wollte.

*Zweitens* sollte mir die Voruntersuchung einen Überblick darüber verschaffen, an welchen Orten zu welchen Tageszeiten bettelnde Frauen anzutreffen sind.

*Drittens* diente sie dazu eine Einschätzung zu meiner ersten These zu bekommen, die besagt, dass ein Großteil der Frauen nicht-deutscher Muttersprache ist und auch wenig Deutsch spricht. Dies war aus forschungspraktischen Gründen wichtig, da ich mir in Folge eine Dolmetscherin organisieren musste.

#### **Durchführung**

*Beobachtungen.* Als ersten Schritt führte ich im Herbst 2005 gemeinsam mit einer Soziologie-Studentin Beobachtungen durch. Wir platzierten wir uns in der Nähe von Bettlern oder Bettlerinnen und nahmen unter dem Motto „hanging around“ Beobachtungen vor. Diese Form war ein niederschwelliger Einstieg ins Forschungsthema, wir brauchten uns selbst weder in das Geschehen zu involvieren noch hatten wir es – „getarnt“ als BenützerInnen des öffentlichen Raums, etwa als Wartende – notwendig unser Forschungsinteresse offen zu legen. Zu den Beobachtungen fertigten wir Protokolle an (Beispiel eines Beobachtungsprotokoll siehe Anhang 4).

*ExpertInneninterviews.* Internetrecherchen brachten mich auf ein Projekt mit Bettlern (nur männlichen), das in Graz von der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg durchgeführt wird und ich vereinbarte dort einen Interviewtermin mit Herrn Bachler (zuständig für Öffentlichkeitsarbeit), der mit sehr freundlicher Auskunft gab und mir auch eine Menge Material zum Kopieren zur Verfügung stellte. Auch der Initiator des Projekts Pfarrer Wolfgang Pucher war gerade in der Nähe war und erklärte sich ebenfalls spontan zu einem Gespräch bereit. Am Abend hatte ich

---

<sup>44</sup> zu den Gründen siehe Anhang 1

dann noch die Möglichkeit mit Herrn Eisner zu sprechen, Leiter des VinziNests, Notschlafstelle für Ausländer. Im VinziNest finden Männer, die in Graz betteln, einen Schlafplatz und eine warme Mahlzeit.

Auch Renata Erich vom Romano Centro war bereit mir als Expertin Auskunft zu geben und ich besuchte sie am 10.7.06 an ihrem Arbeitsplatz im Romano Centro.

**Erste Kontaktaufnahmen.** Ich versuche ab Winter 2005 erste Kontaktaufnahmen mit Bettlerinnen, mit denen ich aber nur sehr eingeschränkt kommunizieren konnte, da eine gemeinsame Sprache fehlt.

Ich führe ein etwa halbstündiges Gespräch mit einer deutschsprechenden aus Serbien kommenden Bettlerin, die mich vor der Haupt-Uni ansprach und die bereit war, mit mir in ein nahes Lokal zu kommen. Während dieses Gesprächs deklarierte ich mich nicht als Forscherin, sondern als Frau, die gerne helfen möchte.

**Datensammeln zu Orten und Zeiten.** Außerdem legte ich eine Tabelle mit Zeiten und Orten an, an denen ich (bzw. auch FreundInnen und Bekannte) Bettlerinnen angetroffen hatten (einen Ausschnitt davon siehe unter „Akteurinnen“).

## **Ergebnisse**

In dieser Voruntersuchung bestätigte sich die These, dass ein erheblicher Teil der Bettlerinnen nicht deutscher Muttersprache ist und viele auch wenig Deutsch sprechen und verstehen. Häufig schienen sie Rumänisch oder Ungarisch zu sprechen. Ich würde also mit Dolmetscherin arbeiten müssen.

Die Voruntersuchung brachte mir weiters eine Liste mit Orten, die häufig von Bettlerinnen aufgesucht wurden sowie einen ersten Eindruck meines Forschungsfeldes.

Durch die ersten Kontaktaufnahmen hatte ich die Sicherheit gewonnen, dass es Frauen geben würde, die bereit wären, mit mir zu sprechen, so dies nicht an sprachlichen Hindernissen scheitern würde. Auch die ExpertInneninterviews hatten mich darin bestätigt, Wolfgang Pucher hatte mir auch genau seine erste Kontaktaufnahme mit einem Bettler in Graz beschrieben:

*Also mit der Frau B. [Dolmetscherin] habe ich bei Meinleck am Hauptplatz, das ist heute der Billa einen Mann angedet der am Boden gehockt ist und gebettelt hat, das war der Herr B. und habe ihn gebeten ob er mit mir essen gehen würde, ins Gösserbräu und ob er/ Ich würde ihm dann Ersatz zahlen, was er sonst beim Betteln also was er verliert dadurch. Das Ergebnis war, dass er in einer Stunde erzählt hat, wie [...] sie zuhause leben, wie viel sie Geld haben, wie schlecht sie leben und wie das alles ist“ (Gespräch mit Wolfgang Pucher, 10.11.05: 1).*

Ich hatte – als wichtigstes Ergebnis der Voruntersuchung – die Hürde der Unsicherheit bzgl. der Kontaktaufnahme überwunden.

Meine ersten Erlebnisse und die Aufzeichnungen im Forschungstagebuch zeigten mir auch, wie stark die gängigen Vorurteile über Bettlerinnen auch meine Wahrnehmungen und Einschätzungen geprägt hatten (vgl. dazu Reflexionen zum Forschungsprozess).

## ***7.2. Hauptteil der Untersuchung***

Durch die Grounded Theory und ihre Strategie des Theoretical Samplings angeregt, waren Datenerhebung und –auswertung als abwechselnder Prozess geplant. Bedingt dadurch, dass ich eine rumänisch und ungarisch sprechende Dolmetscherin finden konnte, die für eine Woche aus Rumänien anreiste, fand der Hauptteil der Untersuchung doch geblockt Ende Juli und Anfang August 2006 statt. Gemeinsam mit der Dolmetscherin und meiner sechs Monate alten Tochter führte ich in dieser Zeit acht Gespräche mit Bettlerinnen.

Da ich auf den ersten Anlauf keine NGO oder soziale Einrichtung finden konnte, die von sich selbst behauptete, (zu wissen) ausländische Bettlerinnen als Klientinnen/ Besucherinnen zu haben<sup>45</sup>, entschied ich mich dazu, die Frauen auf der Straße an zu sprechen. Wir erklärten ihnen kurz unser Anliegen (Forschung zu Bettlerinnen) und fragten sie, ob sie bereit wären mit uns in ein nahe liegendes Cafe für ein Gespräch zu kommen. Teilweise informierten wir sie zu diesem Zeitpunkt auch darüber, dass wir ihnen das in dieser Zeit entgangene Geld ersetzen würden. Manche Frauen waren zwar grundsätzlich bereit, wollten aber zu einem anderen Zeitpunkt mit uns reden und wir vereinbarten Termine bzw. baten wir auch zwei Frauen um ein weiteres Gespräch. Zwar kamen die Gespräche nicht immer zum vereinbarten Zeitpunkt zustande, aber nur ein einziges Gespräch fiel ganz aus, weil wir die Frau nicht mehr antrafen.

Die Liste mit den bevorzugten Orten war nur wenig hilfreich, da aufgrund der Durchsagen der Wiener Linien gegen Betteln und stärkerer Polizeikontrollen kaum Frauen in den U-Bahnbereichen anzutreffen waren. Wir mussten uns also auf die Suche begeben. Wir fanden die Frauen dann vor allem in der Mariahilferstraße, an belebten Plätzen nahe dem 1. Bezirk und auf Märkten.

Sehr vorteilhaft erwies es sich, eine rumänisch und gleichzeitig ungarisch sprechende Dolmetscherin zu haben, dies waren auch fast ausschließlich die Sprachen, auf die wir trafen.

Zum Abschluss der Forschung luden wir die interviewten Frauen zu einem Picknick ein, zu dem zwei Frauen mit einem Kind erschienen.

---

<sup>45</sup> Angefragt wurden die Caritas Wien, das Tageszentrum Frauenwohnzimmer, sowie VinziRast und VinziBett in Wien. Es hätte noch die Möglichkeit gegeben, zu versuchen, den Kontakt über Essenausgaben oder mobile Busse mit medizinischer Hilfe zu suchen, ich entschied mich aber dann – aufgrund der Erfahrung der Voruntersuchung, dass Frauen bereit waren mit mir zu sprechen – für den direkten Kontakt auf der Straße.

### ***7.3. Nachuntersuchung***

Für die Nachuntersuchung führte ich noch ein Experteninterview mit dem Polizeikommandanten Josef Gaschl, der jene Polizeistation leitet, die für einen großen Teil der Mariahilferstraße zuständig ist. Da ich auch erfahren hatte, dass die Vinzenzgemeinschaft Eggenberg in Graz nun auch eine Notschlafstelle für ausländische Frauen eröffnet hatte (VinziSchutz), vereinbarte ich auch dort einen Termin, bei dem ich mit der Leiterin Sonja Klein sowie mit einigen Bewohnerinnen reden konnte.

Der Zufall wollte es, dass ich neun Monate nach dem Hauptteil der Untersuchung eine der Frauen, Mara, zufällig in einem Wiener Außenbezirk wieder traf. Wir freuten uns beide und vereinbarten, uns am nächsten Tag wieder zu treffen. In den folgenden zwei Monaten suchte ich sie noch einige Male bei ihren Stammpätzen auf und wir führten noch ein Gespräch mit Dolmetscherin. Mara suchte auch von ihrer Seite den Kontakt und rief mich zweimal an. Im Juni/ Juli 2007 verlief sich der Kontakt meinerseits aufgrund von Krankheit meiner Kinder und Urlaub, auch Mara meldete sich nicht mehr bei mir.

Weiters führte ich noch einige unsystematische Beobachtungen durch, besonders bezogen auf Haltung, Gestik, Mimik und verbale Äußerungen der Bettlerinnen bezogen.

### ***7.4. Zur Darstellung der Forschungsergebnisse: Betteln und Kompetenzerwerb***

Wie bereits erläutert, erfolgte die Analyse der Daten nach den Vorschlägen der Grounded Theory. Für die Darstellung der Forschungsergebnisse bot sich an, diese nach dem Kodierparadigma zu strukturieren, also zwischen ursächlichen Bedingungen, Kontext, intervenierenden Bedingungen, Phänomen, Handlungen und Interaktionen sowie Konsequenzen zu unterscheiden. Hinzu kommt noch ein Teil zur Vorstellung der Akteurinnen sowie eine erklärender Abschnitt zur Kompetenzanalyse.

Eine Anmerkung zur Darstellung der Interviews: Wie erwähnt wurden die Interviews mit Dolmetscherin geführt, wobei eine wörtliche Übersetzung der Aussagen während des Interviews aufgrund der Rahmenbedingungen (zeitlicher Druck, Anwesenheit von Kindern) und mangelnder Erfahrung der Beteiligten mit solchen Situation nicht möglich war. Die Fragen während der Interviews wurden nicht nur von mir gestellt, sondern auch die Dolmetscherin stellte Zwischenfragen und übersetzte oft nur zusammenfassend.

Bei der Darstellung der Interviews in den nächsten Teilen der Arbeit, sind die Aussagen der Frauen von Übersetzerinnen (nicht der Dolmetscherin) vom Rumänischen/ Ungarischen ins Deutsche übersetzt. Auch die Fragen der Dolmetscherin wurden ins Deutsche übertragen. Soweit auch die Interviewfragen im Folgenden wiedergegeben werden, folgen sie diesen ins

Deutsche übersetzten Formulierungen der Dolmetscherin. Die Interviews werden nur hinsichtlich ihres Inhalts ausgewertet, nicht im Bezug auf Bedeutung von Pausen, Intonation, Sprachstil usw., was angesichts des gewählten Analysemodus nicht notwendig erscheint und durch die Übersetzung auch schwer möglich und sehr aufwendig wäre (Transkriptionszeichen siehe Anhang 3).

## 8. Die Akteurinnen: Bettlerinnen ohne österreichische Staatsbürgerinnenschaft

In meiner Untersuchung konzentrierte ich mich auf solche Bettlerinnen, die „nur“ bzw. vorrangig betteln ohne Dienstleistungen (etwa Musizieren, Handlesen) oder Waren (Zeitungen, Blumen, kleine Stofftiere u.a.) anzubieten (Zur Eingrenzung von Betteln vgl. den entsprechenden Abschnitt). Zwei der interviewten Frauen verkauften die Zeitschrift Moment#<sup>46</sup>. Diese beiden Frauen standen aber nicht, wie es üblicherweise die AugustinverkäuferInnen machen, sondern saßen in derselben Haltung wie andere BettlerInnen. Sie hatten die Zeitschrift neben sich liegen oder in der Hand und streckten gleichzeitig ihre Hand für eine Spende aus. Sie trugen den entsprechenden Ausweis auf ihrer Kleidung, der aber in der Sitzhaltung und mit einem Kind an sich gelehnt nicht gut sichtbar war und auch weniger bekannt ist als der Ausweis des Augustin. Aus der Entfernung waren sie in ihrer Haltung (sitzend) und der Position (an der Hauswand) eher als Bettlerinnen denn als Zeitungsverkäuferinnen wahrnehmbar.

Unter den Bettlerinnen finden sich Frauen jeden Alters, sowohl jugendliche Frauen als auch alte Frauen, wie der Protokollausschnitt unten erkennen lässt. Ein Großteil der Frauen ist nicht deutscher Muttersprache und ein Teil von ihnen hat ein Kind bei sich.

Tag	Zeit	Ort	Personen	Wie? Was fällt auf?
Montag	8:00	Unterführung bei der Meidlinger Hauptstraße	Frau zw. 40 und 45 J.	kniend, eine Hand ausgestreckt in der anderen Hand ein Foto von einem Kind (Tochter nehme ich an) Muttersprache nicht Deutsch
Mi, 17.05.06	12.20	Spittelau, Ausgang U4 bei der WU	Ältere Frau (50 J.)	dunkel gekleidet, Kopftuch, sitzt im Rollstuhl, "Bitte" hat eine Plastikschele in der Hand mit Münzen
Regelm.		U-Bahnstation Friedensbrücke	eine junge Frau (ca. 20-25 J.) mit Kind (ca. 2-3 J.)	sitzt mit dem Kind auf den Stufen, nicht Deutschsprachig, sagt nichts. Sie scheint sich mit dem Vater des Kindes (?), einem Mann in ihrem Alter, abzuwechseln.
02.08.07		vor der U-Bahnstation Alserstraße im Freien	ältere Frau	mit Medikamentenpackung in der Hand, lehnt an der Wand

<sup>46</sup> Moment# ist die Gazette von SOS Mitmensch, die seit Dezember 2003 vierteljährlich in einer Auflage von 75 Tausend Stück erscheint, 15.000 Stück werden von KolporteurInnen gegen eine Spende von 2 Euro vertrieben, der Rest wird Tageszeitungen beigelegt oder liegt in Bildungs- und Kultureinrichtungen, bei Festivals usw. auf. Moment versteht sich als Medium gegen Rassismus und Diskriminierung, für Migration, Menschenrechte und Demokratie. Auf: <http://moment.sosmitmensch.at/> (23.11.07)

Diese Beobachtungen wurden im Rahmen der Voruntersuchung gemacht, zu der mir auch FreundInnen und Bekannte ihre Beobachtungen mitteilten. Erfasst wurden fast ausschließlich Frauen, die sich an einem bestimmten Ort aufhalten, also nicht umhergehen. Umhergehend sind mir nur jugendliche Frauen am Westbahnhof und bei der U-Bahnstation Neubaugasse begegnet sowie Frauen, die sich rund um bzw. in den Vorhallen der Hauptuniversität und des Neuen Institutsgebäudes (NIG) aufhalten.

Während der Forschungstage im Juli und August 2006 nahmen das Forschungsteam – bestehend aus der Dolmetscherin, meiner sechs Monate alten Tochter und mir – zu 12 Frauen Kontakt auf. Mit zweien davon konnten wir aufgrund einer fehlenden gemeinsamen Sprache nicht sprechen. Eine dieser Frauen sprach Slowakisch, die andere Bulgarisch.

Zwei Frauen wollten nicht mit uns sprechen, eine vertröstete uns auf den nächsten Tag, erschien dann aber nicht und eine andere ältere Frau erklärte sich zwar bereit, brach das Gespräch dann aber nach wenigen Minuten ab. Eine Frau war bereit mitzugehen, schien dann auch doch Angst zu bekommen und vereinbarte einen anderen Termin mit uns, an dem sie mit einer Verwandten kommen wollte. Am vereinbarten Tag erschien sie dann mit ihrem Mann und einem Kind und ich entschied mich dazu, das Interview mit ihr und ihrem Mann zu führen. Insgesamt erklärten sich sechs Frauen zu einem Gespräch mit uns bereit, mit dreien davon sprachen wir mindestens zweimal (Aufstellung über die Interviewpartnerinnen siehe Anhang 2).

Während der Zeit der Forschung ist uns an den Orten, die wir aufsuchten, keine bettelnde Frau mit österreichischer Staatsbürgerinnenschaft begegnet. Während der Voruntersuchungen traf ich auf zwei deutschsprachige Bettlerinnen, eine davon eine jugendliche Frau und eine Frau mittleren Alters.

Die interviewten Frauen waren zwischen 17 und ca. 45 Jahre alt und kamen – mit einer Ausnahme – aus ländlichen Gebieten in Rumänien und der Slowakei, wobei die slowakischen Frauen zu einer ungarisch sprechenden Minderheit in der Slowakei gehören. Eine dieser beiden Frauen sagte außerdem, dass sie Romni sei. Von den anderen Frauen wissen wir nicht, ob sie Romnia sind. Wir stellten nur einer Frau diese Frage, die sie ablehnend verneinte.

Bis auf die jüngste Frau, die (noch) kinderlos war, hatten alle mindestens zwei Kinder.

## 9. Ursächliche Bedingungen: Überlebensunsicherheit – soziale Ausschließung

Mit ursächlichen Bedingungen sind laut Strauss und Corbin jene Vorfälle und Geschehnisse gemeint, die zum Auftreten oder der Entwicklung eines Phänomens führen, also die zeitlich vorausgehenden Bedingungen (vgl. 1996: 79f.). Was sind die ursächlichen Bedingungen für das Betteln der Frauen in Österreich und somit auch für den damit verbundenen Wissens- und Kompetenzerwerb?

Ich stütze mich bei der Darstellung der Gründe, neben einigen Verweisen auf Literatur aus der Migrationsforschung, überwiegend auf die Aussagen der Frauen und zitiere auch teilweise längeren Interviewpassagen, da dieses eines der zentralen Thema in den Interview ist. Der Bezug auf die Erzählungen der Bettlerinnen hat auch den pragmatischen Grund, dass eine umfassende Untersuchung, die das Sozialsystem oder Bedingungen des Arbeitsmarktes im Herkunftsland usw. einbezieht, den Rahmen dieser Arbeit übersteigen würde.

An den Beginn stelle ich Zitatausschnitte aus den beiden Interviews mit Dana, in denen viele der Ursachen, aus der Sicht der Frauen als Gründe formuliert, angesprochen werden. Im ersten Abschnitt erzählt Dana, wie es ihr bei der Arbeitssuche in ihrer Herkunftsregion ergangen ist:

*„D: Ich bin gegangen, hab das Ansuchen eingereicht, und das Erste, was sie gesagt haben, war: Es gibt keinen Platz jetzt. Ich bin in der nächsten Woche wieder zurückgegangen und sie haben genauso gesagt: Es gibt keinen Platz. Dann bin ich in die andere Fabrik gegangen, weil es gibt zwei, dort haben sie gesagt, ich hab ja nur acht Schuljahre und so weiter. Und dann, dass ich keine Erfahrung habe und dass sie mich deshalb nicht aufnehmen und dann hab ich gefragt, was für eine Erfahrung brauch man in der Fabrik dafür um mit den Schraubenziehern/ oder wenn sie Tische machen diese Teile, du weißt schon/*

*I: Ja, ja.*

*D: Dann hab ich gesagt, ich kenn auch ein Mädchen, die keine Schulbildung hat und keine Erfahrung und arbeitet trotzdem. Im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass sie mich deshalb nicht aufgenommen haben, weil ich zwei Kinder habe und dann, wenn die Kinder krank sind oder mit ihnen irgendetwas ist, dass ich dann ausbleibe/ dort erwarten sie, dass ich von 30 Tagen 30 arbeite.*

*I: Am Samstag und am Sonntag auch?*

*D: Am Samstag und am Sonntag auch, ja und deshalb haben sie mich nicht aufgenommen.*

*I: Was glaubst du? Was würde dir gut liegen, wenn du arbeiten müsstest? Was wäre das was du dir vorstellen könntest, was du machen könntest und auch gern tun würdest?*

*D: Hm, in Geschäften würde ich auch gerne arbeiten.*

*I: Als Verkäuferin?*

*D: Als Verkäuferin oder auch als Putzfrau .. naja so Geschäfte oder solche „Anker“ oder so, verstehst du?*

*I: Mhm.*

*D: Ja das könnte ich mir schon vorstellen ... Dazu hätte ich schon Lust, das wäre schon besser als hier draußen zu sein ... in der großen Welt. [...] Ich habe eh schon öfter darüber nachgedacht . Aber es würde sehr viel kosten, ich müsste eine dreimonatige Schulung machen und ich bräuchte Papiere, das kann ich mir nicht leisten.*

*I: Ja.*

*D: Es kostet viel und dann würde ich lieber so arbeiten, dass ich so eine Bezahlung bekomme, mit der ich das ganze Monat auskomme.*

*I: Aha, sicher.*

*D: Weil bei uns zum Beispiel, die Friseurinnen und solche/ 100 bis 150 Euro in einem Monat, das sind 4000 bis 5000 Kronen, das ist mir zu wenig, weil der Strom dies und das und die Kinder.*

*I: Sicher.*

*D: Und in den Geschäften arbeiten sie aber schon/ manche haben ihre sechs bis sieben, das ist auch nicht immer sicher.“ (Db5f.)*

*„Jetzt bin ich eine Woche da, das sind in 5 Tagen 100 Euro für uns, dann ist es zu Hause besser, wir haben zwei Kinder mit denen ich lebe und ich muss sie erhalten. Und mit der Arbeitssuche ist das so eine Sache, ich habe es probiert, weil etwas spreche ich schon Deutsch, ich habe viel gelernt. Schwarz wollten sie mich nicht wirklich aufnehmen, zweitens hätte ich hier bleiben müssen monatelang, aber ich kann nicht hier bleiben, ich bin hier 4, 5 Tage und ich muss schon nach Hause fahren, manchmal auch 3 oder 2 Tage, es kommt darauf an. Ich rufe jeden Tag zu Hause an, ob es was gibt, ob sie krank sind, oder ob irgendetwas ist.“ (Da1)*

*„Wir sind schon ein Jahr getrennt, wir leben nicht zusammen, wir kommen nicht aus miteinander... Er hat sich sehr an den Alkohol gewöhnt, und ich habe das nicht gewusst und dann haben ich gedacht, bin ich lieber alleine. Es ist auch besser geworden, weil er nur das Geld von mir weggenommen hat und sich nur vergnügen gegangen ist.“ (Da7)*

Dana spricht hier mehrere Gründe fürs Betteln in Österreich an: Arbeitslosigkeit und Diskriminierung bei der Arbeitssuche, fehlende Hilfe durch den Vater der Kinder, fehlende Ausbildung/ Schulbildung, geringer Lohn und das Lohn- und Wohlstandsgefälle zwischen der Slowakei und Österreich.

Die angeführten ursächlichen Bedingungen sind eng miteinander verflochten und berühren unterschiedliche Ebenen von Ursachen. Durch die Erläuterung der Ursachen wird eine – wenn auch fragmentarische – Antwort auf folgende Fragen gegeben:

\* Warum betteln die Frauen?

\* Warum kommen sie nach Österreich?

\* Warum kommen sie zum Betteln nach Österreich?

Wenn auch nicht jede der beschriebenen Bedingungen auf alle Frauen zutrifft, so ist doch bei allen eine Verbindung aus mehreren dieser Gründe die Ursache für das Betteln in Österreich.

### **9.1. Armut**

Armut wird allgemein verstanden als existenzielle Notlage durch einen Mangel an materiellen Gütern (vgl. Sellach 2004: 414). Als absolut arm gilt, wer nicht über genügend Mittel für das physische Überleben verfügt. Als relativ arm werden Menschen bezeichnet, deren Ressourcen – gemessen an den durchschnittlichen in der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Ressourcen – unterhalb einer gesellschaftspolitisch definierten Armutsschwelle liegen (vgl. ebd.). Mit der Festlegung dieser Armutsschwelle wird gesellschaftspolitisch entschieden, welcher Grad an Ungleichheit hingenommen wird. Unter Ressourcen werden in einer EU-Definition von 1984 nicht nur materielle verstanden: Arm sind Personen, Familien und Gruppen, die *„über so geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist“* (zit. n. Sellach 2004: 414).

Alle Frauen beschreiben eine Situation von Armut bzw. akuter Geldnot als Grund dafür, nach Österreich zum Betteln (oder Arbeiten, was aber nicht klappt) zu kommen. Sie brauchen Geld für das tägliche Überleben, für die monatlich anfallenden Kosten, für größere Anschaffungen (Wiederaufbau eines Hauses, Möbel) oder zur Rückzahlung von Schulden.

*„Es war eine Frau, von ihr habe ich Geld bis am 10-ten oder 15-ten des Monats, wann bei uns man Geld bekommt, ausgeliehen. Und sie hat mir gesagt: „Ich nehme dich mit mir dort, Gott soll dir helfen!“ Und sie hat mich mitgenommen, sie hat mir Geld gegeben, weil ich nichts gehabt habe, 150 Euro, danach hat sie mich und die Kindern mitgenommen. Ich musste Ihr das Geld zurück zahlen. Jetzt kann ich hier noch drei Wochen bleiben und ich habe kein Geld für die Rückfahrt und kein andres Gel/“ (Ma1)*

Die Frauen erzählen zwar, dass sie staatliche Gelder (für die Kinder) bekommen, diese reichen aber nicht zum Überleben:

*“Wir müssen betteln (kodulni), weil wenn wir nicht betteln, haben wir in der Slowakei keine Möglichkeit zu leben. Das was wir bekommen, ist für die Kinder zu wenig.“ (L2)*

Die Frauen beschreiben auch die Überlebensstrategien, die sie angewandt haben, bevor sie nach Österreich kamen:

*„Nur, dass wir zu Hause das Geld noch schwerer beschafft haben, weil zu Hause, wenn wir kein Geld hatten, sind wir in den Wald gegangen, um Holz zu stehlen und das haben wir verkauft oder wir sind (...) gegangen, oder Himbeeren pflücken, weil das kaufen sie bei uns (...) was wir konnten, was sich ergeben hat, daraus haben wir bisschen Geld gemacht.“ (Da8)*

*“E (Ehemann): Aber wir haben keine Arbeit daheim [...] Es sind Wälder, es sind Berge bei uns.. es gibt viel so Rohstoff.. also Holz.*

*B: Ja.*

*E: Und, was soll ich arbeiten... da ich operiert bin, kann ich nichts heben.[...]*

*I: Wenn Sie daheim sind – wie, wer macht was, wie teilen Sie sich auf?*

*H: Ich mache Besen... Besen... Ich war mit Brennesseln am Markt.*

*I: Aha.*

*E: Pilze, wenn Sie sie kennen, Pilze.*

*I: Ja.*

*E: Genau. Und, von dem was wir dafür bekommen, kaufen wir Essen/*

*H: Die Nachbarn haben mir geholfen, bei der Hausarbeit/*

*E: Beim Waschen/*

*H: Beim Putzen... manchmal haben sie mir auch Essen für die Kleinen gegeben. Das Wasser hat mir mein Haus genommen.*

*I: Aha, ja, das Hochwasser/*

*H: Wir haben nichts mehr gehabt... schlimm. Wir haben von (..) ein Gewand verlangt. Wir kamen mit den vielen nackten Kindern, wir haben nichts gehabt und die Frauen haben uns gegeben.*

*E: Ich habe zwei Esel gehabt.*

*I: Aha.*

*E: Du weißt was das ist – Esel?*

*I: Na sicher ! [lacht]*

*E: So also... von denen haben wir uns noch ernährt und die hat das Wasser mitgenommen.*

*I: Aha.*

*F: Ein Zicklein habe ich auch gehabt, welches ich hätte groß füttern können, aber das Wasser hat es mir weggenommen“ (H2f.)*

Zur Armut hinzu kommen Naturkatastrophen. Helena und ihr Mann erzählen, dass ihr Haus durch das Hochwasser zerstört wurde.

*E: Wir haben gewohnt/...Wie soll ich Ihnen das sagen/... so am Rand/ am Bachufer hatten wir das Haus.*

*H: Eine Hütte hatten wir.*

*E: Ja, und dann kam das große Wasser, ein großes, ganz starkes Wasser und hat alles mitgenommen was auf der Bachseite war.*

*I: Ja, ja, ja, ja, ja.*

*H: Dieses Jahr war ein wirklich großes Wasser, sehr großes Wasser.*

*I: Ja.*

*E: Und, ich weiß nicht ob Sie es vielleicht auch im Fernsehen gehört haben oder so in G., Richtung F.*

*B: Ja.*

*H: Es wurde im Fernsehen gezeigt.*

*E: Ja, dort, und/...*

*I: Dort kommen Sie her?*

*E: Ja, genau aus F.“ (H3)*

Auch Sina erzählt, dass ihre Familie das Haus (im Hochwasser?) verloren hat:

*„S: Da wo wir unser Haus verloren und ich war/ oh Gott, wo sollen wir bleiben? Was sollen wir tun? Wie sollen wir damit zurecht kommen? Wo werden wir wohnen? Viele Nächte haben wir in den Wälern geschlafen, in den Büschen, so/ am Bahnhof. Gott, was wird mit uns passieren? Ich habe viele kleine Brüderchen. Sie haben geweint. 'Schwester, ich bin hungrig, ich bin durstig. Mir ist kalt.' Ich hab gedacht, ich werd verrückt vor Schmerz. Ich habe mich schrecklich gefühlt, weißt du.“ (Sa4f.)*

Das Wort „arm“ wird direkt nur von Sina und Mara ausgesprochen. Beide verwenden das Wort, um eine Gemeinsamkeit mit einer anderen Bettlerin herzustellen.

Sina erzählt davon, dass sie Freundschaft mit einer Frau in ähnlicher Situation geschlossen hat:

*„Ich habe ein Mädchen mit einem Kind/ eigentlich hat sie zwei Kinder. [...] Und sie ist wirklich sehr arm, sie hat die gleiche Situation wie ich, und deswegen ist sie auch hierher gekommen... Und ich habe noch zu Hause solche Freundinnen.“ (Sb6)*

Mara erzählt von einer anderen Bettlerin, die ihr geholfen hat: *“Ja, sie bettelte auch, arm wie ich.“ (Mb 21)*

Armut ist also eine zentrale Bedingung für das Betteln. Wo liegen, laut den Frauen, die Ursachen der Armut?

## **9.2. Arbeitslosigkeit**

Nur Ana, die älteste der interviewten Frauen, führt an, früher einen Job gehabt zu haben (noch während der Zeit des Realsozialismus?), den sie nun aufgrund ihrer Krankheit nicht mehr ausüben kann: „*Ich hatte eine Arbeit.*“ (A1)

Dana spricht im oben zitierten Interviewausschnitt an, dass es schwierig ist, also Mutter von zwei Kindern Arbeit zu finden, Laura führt an, dass sie als Bezieherin von Babygeld nicht arbeiten darf bzw. nicht angestellt werden würde.

*„I: Eine Arbeit würdest du hier nicht bekommen, oder würdest du hier gar nicht arbeiten wollen?“*

*L: Sie nehmen mich gar nicht in eine Arbeit auf.*

*I: Wieso nicht? Wieso nehmen sie dich nicht auf?*

*L: (...) meine Kinderbeihilfe.*

*I: Und solange du Kinderbeihilfe bekommst, können sie dich nicht in die Arbeit aufnehmen?*

*L: Nein, weil es ist meine Pflicht, dass ich zu Hause bin, mit dem Kleinkind bin.*

*I: Verstehe.*

*L: So ist es dann, dass sie mich nicht in die Arbeit aufnehmen.“ (L5f.)*

Teilweise würden die Frauen gerne in Österreich arbeiten, haben aber die Erfahrung gemacht, dass sie ohne Papiere nicht angestellt werden.

*„Wir hätten gerne Arbeit, aber wie sollte ich Arbeit bekommen? Ich will so sehr hier arbeiten! Gott! auch die WC-s würd ich putzen! Aber ich kenne niemandem, und man sagt, dass/ Ich habe noch Frauen gefragt, und man hat mir gesagt, man kann mich nicht einstellen, denn ich habe nicht die Papiere. Ich habe hier keine Dokumente. Ich muss hier Dokumente haben. Und ich kann sie nicht bekommen.“ (Ma3)*

Die Frauen aus der Slowakei, die ihre Kinder im Herkunftsland lassen, stehen der Möglichkeit einer Arbeit in Österreich auch zwiespältig gegenüber, da sie flexibel bleiben möchten, um regelmäßig und auch nach Bedarf zu ihren Kindern nach Hause fahren zu können, wie Dana oben schon zitiert wurde und auch Laura betont:

*„L: Arbeiten würde ich hier nicht wollen und hier ist es so, dass (...) hier könnte man nicht nach Hause gehen.“ (L5)*

Für Laura und Dana, die beiden Frauen aus der Slowakei, ist neben der Schwierigkeit einen Job zu bekommen auch das geringe Lohnniveau (in Jobs die keine hohe Ausbildung verlangen) ein Grund, der sie vorläufig beim Betteln bleiben lässt.

*„I: Und wie lange denkst du, wirst du das [das Betteln] noch machen? Hast du über andere Möglichkeiten nachgedacht?“*

*D: Solange bis ich einen guten Arbeitsplatz habe oder zu Hause/ hier wäre es auch gut, zum Beispiel, wenn ich am Montag kommen würde und bis Freitag arbeiten würde und Samstag, Sonntag nach Hause gehen würde. Das wäre so auch gut, nur, dass sie mich hier einmal im Monat bezahlen, und sie müssten mich alle zwei Wochen bezahlen, sonst könnte ich nicht nach Hause fahren, und wenn ich hier bettel (kódul), dann habe ich doch jede Woche 100, 150 Euro.“ (Da10f.)*

Gründe für die Arbeitslosigkeit sind also unter anderem Krankheit, Betreuungspflichten, Diskriminierung am Arbeitsmarkt. Auf fehlende bzw. geringe Schulbildung und Ausbildung wird im Folgenden, auf makro-ökonomische Gründe weiter unten eingegangen.

### **9.3. Fehlende (Aus)Bildung**

*„Normalerweise versteht sich die Armut gut mit dem Mangel an Bildung“,* so drückte es eine Dolmetscherin aus (Mb28). Schon im Eingangszitat zu diesem Teil spricht Dana an, dass ihr die Ausbildung zu einem gut bezahlten Job fehlt.

Mara begründet ihren kurzen Schulbesuch mit der wirtschaftlichen Situation der Eltern und der hohen Anzahl an Geschwistern. Ihre Formulieren “wie es oft bei uns der Fall ist”, weist darauf hin, dass es in ihrem sozialen Umfeld nicht unüblich war/ ist, die Schule so frühzeitig abzuberechnen.

*„Wir waren sieben Geschwister bei unseren Eltern. Meine Eltern hatten nicht die erforderliche wirtschaftliche Lage wie andere Eltern... Wir waren sieben Geschwister zu Hause, also wir waren auf der Schule, wie es oft bei uns der Fall ist, bis in der vierte Klasse, wir konnten nicht mehr machen. Also haben wir zwei-drei, vier Klassen... Wir waren nicht im Gymnasium, wie man jetzt zehn-elf Klassen macht.“*

*I: Und wie viele haben Sie gemacht?*

*M: Vier Klassen habe ich gemacht.“ (Mb4)*

Im Folgenden erläutert Sina, zum Zeitpunkt des Interviews 17 Jahre alt, genauer warum sie nicht mehr Schulbildung hat.

*„I: Möchtest du uns erzählen, warum du nicht weiter in der Schule gegangen bist? Was ist eigentlich passiert, dass du nach der 4. Klasse abgebrochen hast?“*

*S: Nach der 4 Klasse konnte ich nicht weiter in der Schule gehen, weil mein Vater Probleme bekommen hat.*

*I: Was für Probleme?*

*S: Er ist krank geworden. [...] So musste ich ihn pflegen, für ihn kochen, denn meine Mama konnte es nicht, ich musste auch nach meinen Geschwister schauen, auf sie aufpassen und so konnte ich nicht mehr in der Schule gehen, weil ich nicht mehr die finanzielle Möglichkeiten gehabt habe.*

*I: Wozu hättest du Geld gebraucht?*

*S: Ich habe Geld für die Schule gebraucht. Alle Professoren haben Geld verlangt. „Bringe für die Schule 200 Lei, für den Klassenfond 300 Lei!“ Ich habe es Ihnen gesagt, dass ich das Geld nicht habe, dass mein Vater krank ist und dass meinen Geschwister nichts zum Essen haben. Sie haben mir gesagt, dass ohne Geld /... und ich konnte mich nicht mehr auf 's Lernen konzentrieren.. Meine Zeit habe ich nur mehr für mein Vater und meine Geschwistern verbracht. Ich habe vergessen meine Hausaufgaben zu schreiben, ich habe vergessen mich für die Schule vorzubereiten, ich habe vergessen zu lernen. Ich habe dann viele 4 bekommen. Man hat mich bedroht, dass man mich aus der Schule rausschmeißen wird, wenn ich nicht lernen werde. Ich musste einen Schuljahr wiederholen, wegen schlechte Resultate, damals habe ich viel geweint, weil ich die Schule nicht verlieren wollte, weil ich zumindest die 10 Klassen fertig machen wollte, weil wenn man sich für die Matura oder Aufnahmeprüfung vorbereitet, braucht man schon Geld. So wurde ich aus der Schule rausgeschmissen.“ (Sb4f.)*

#### **9.4. Ausfall der Männer**

Neben den anderen Gründen führen die Frauen auch das Ausfallen der Männer bei der Versorgung als Ursache an. Dana erzählt im Eingangszitat, dass sie es mit ihrem trinkenden Ehemann schwer hatte und sich schließlich getrennt hat.

Bei Sina ist es der Vater, der wie eben geschildert krank wird und ihre Hilfe bei der Pflege braucht, in der Folge sind sie und die Mutter allein für die Versorgung zuständig.

Auch Mariana erzählt, dass sie aktiv werden musste, weil ihr Mann die Versorgung der Familie nicht mehr übernehmen konnte/ übernahm (vgl. Reflexionen zum Forschungsprozess: Zu den Vorannahmen. Wahrheit und Muster).

#### **9.5. Mangel an existenzsichernder staatlicher Unterstützung**

Wie in mehreren Interviewausschnitten bereits erwähnt, geben einige Frauen an, dass sie finanzielle Unterstützung vom Staat bekommen. Laura etwa bekommt Kinderbeihilfe, Ana etwas wie Arbeitslosengeld. Die finanziellen Zuwendungen des Staates sind für die Frauen und

ihre Familien aber nicht existenzsichernd. Dass diese Grundsicherung fehlt hat auch mit dem Wechsel des politischen und wirtschaftlichen Systems in den Herkunftsländern der Frauen tun.

## ***9.6. Politische und ökonomische Transformationen***

Neben biographischen und sozialen Gründen, sind auch Bedingungen auf Makroebene bzw. die Wahrnehmung und Einschätzung dieser Bedingungen durch die Frauen als Gründe für das Betteln in Österreich von Bedeutung.

In den vorangegangenen Abschnitten wurden Gründe erläutert, die die Frauen zum Betteln bringen. Warum aber kommen die Frauen zum Betteln nach Österreich? Der zentrale Grund dafür liegt im bestehenden Wohlstandgefälle. Österreich ist geographisch gesehen, das nahester der „alten EU-Länder“.

*“I: Die Frage ist jetzt die, ob du in der Slowakei, in Bratislava oder anderswo, betteln würdest und wenn ja, warum ja und wenn nein, warum nicht?”*

*D: .. Nein ..*

*I: Wieso?*

*D: [...] Weil dort geben sie dir keine Bussis, dort sind sie sehr arm.*

*I: Mhm .. also könntest du davon nicht leben?*

*D: Dort würde ich umsonst betteln, du könntest den ganzen Tag um so circa zwei bis drei Kronen betteln, [...] dort ist das Geld nicht locker, jeder spart sehr.” [Db7]*

Aufgrund der herrschenden Armut mache es keinen Sinn in der Slowakei bzw. in Rumänien zu betteln, argumentiert auch Mara, die Frauen kommen daher in den „reichen Western“.

*“Nein, bei uns Zuhause kann man nicht betten, denn wir leben in Armut.*

*Um was sollten wir dort betten, wenn es überall Armut gibt. Von wem betteln?” (M4)*

fragt Mara (4) und fährt fort mit einem Beispiel, das zeigt, wie sich die Orientierung an Kapitalismus und freier Marktwirtschaft auswirken:

*„Bei unseren Nachbarn, die gelernt haben, die einen Job hatten, aber auch das gibt es kaum mehr, es hat viele Entlassungen gegeben. Die Franzosen haben „Dacia“ [eine Autofabrik, die von Renault gekauft wurde. Anmerkung der Dolmetscherin] gekauft und durch die Privatisierung gibt es jetzt bei uns viele Arbeitslose.” (Ma4f.)*

Mara argumentiert hier, dass es in ihrem Herkunftsland keine Sinn hätte zu betteln<sup>47</sup>, da die Menschen alle nicht viel hätten. Selbst die, die eine Ausbildung hätten, würden zunehmend ihre

---

<sup>47</sup>Susana hingegen erzählt sehr wohl, dass Bekannte von ihr, die keine Möglichkeit haben nach Österreich betteln zu kommen, in Rumänien betteln.

Jobs verlieren – was sie in diesem Fall mit dem Übernahmen einer Fabrik durch den französische Konzern Renault begründet.

Auch Wolfgang Pucher beschreibt ein Beispiel, wie nach dem Zusammenbruch des Kommunismus die Arbeitslosigkeit in der Ostslowakei stieg. Er begründet die Steigerung der Arbeitslosigkeit mit fehlendem Know-how der neuen Eigentümer der landwirtschaftlichen Betriebe sowie einem fehlenden Markt für die Produkte (vgl. Pucher 1997: 6).

Die Migrationsforscherin Sabine Hess fasst die Entwicklungen folgendermaßen zusammen: *“Ein Blick auf die osteuropäischen Transformationsprozesse zeigt die soziale Dimension der sogenannten ‘nachholenden Modernisierung’ im globalen Kapitalismus: Aus der Arbeitswelt wegrationalisiert stehen nun die ehemaligen ‘Helden der Arbeit’ Schlange vor den neuen deregulierten Arbeitsplätzen in den exportorientierten Freihandels- und Produktionszonen oder kämpfen im informellen Sektor ums Überleben.”* (Hess 2001: 198, vgl. auch Haidinger 2004: 74ff.)

Das Ende des Realsozialismus und etwa 25 Jahre später der EU-Beitritt der Slowakei und Rumäniens, der deren BürgerInnen die Reise- und Aufenthaltsfreiheit innerhalb der EU gewährt, spielt in den Interviews mit den Frauen explizit keine Rolle. Polizeikommandant Gaschl zeigt aber auf, dass der Status der Frauen in Österreich sich seit dem EU-Beitritt wesentlich verbessert hat und sie nicht aus Österreich ausgewiesen bzw. abgeschoben werden können, wenn sie die öffentliche Sicherheit nicht gefährden:

*„Sie sind EU-Bürger. Fremdenrechtlich gibt es keine Handhabe. Es kann höchstens ein Aufenthaltsverbot erlassen werden, wenn die öffentliche Sicherheit gefährdet wird. Das heißt, wenn jemand einen Raub oder ähnliches macht. Dann greift das Fremdengesetz auch.*

*I: Aber nur weil ich jetzt 800 Euro Strafe habe?*

*G: Nein, nein, sicher nicht.“ (G7)*

### **9.7. Netzwerke, VermittlerInnen und soziales Umfeld**

Eine Bedingung dafür, dass die Frauen zum Betteln nach Österreich kommen können, ist, dass sie von dieser Möglichkeit wissen und Personen kennen, die bereits hier betteln bzw. die ihnen helfen, nach Österreich zu kommen. Anette Treibel fasst dies unter *“Informationshypothese”*, die neben dem klassischen Modell der Push- und Pullfaktoren als dritter Faktor für Migration angesehen wird (vgl. 2003: 40). Die Bedeutung von Beziehungs-Netzwerken ist also nicht zu unterschätzen (ebd.).

Mundpropaganda und Netzwerke spielen bei der Migrationsentscheidung eine große Rolle, schreibt auch Sabine Hess. Bei der Informationsweitergabe von Mund zu Mund werden aber negative Erlebnisse oft nur zögernd ausgesprochen, ein bekanntes Phänomen aus der Ketten-

Migration, welches eher Illusionen stärkt als ein realistisches Bild vom „Aufnahmeland“ vermittelt (vgl. Hess 2001: 204) Dies zeigt sich auch in den folgenden Interviewausschnitten.

Mara wurde von der Frau, bei der sie Schulden hatte, der Vorschlag gemacht, nach Österreich zu kommen:

*„M: Sie [die Frau, die sie nach Österreich gebracht hat] hat mir gesagt, das ich hier gute Arbeit machen werde, dass ich hier mit meine Familie besser leben werden als bei uns, dass wir mindestens nicht Hungern leiden werden. Und ich bin gekommen, und ich habe nicht gewusst, bis ich hier kam. Hier habe ich gesehen, wie schwer es ist... denn wir haben nichts zum Essen gehabt. Es sind vielleicht 10-20 Euro die ich heute verdient habe, gestern vielleicht waren/gleich viel. ... Von diesem Geld musste ich Essen kaufen, meine Schuld und die Hauswirtin bezahlen...ich musste sparen und die 150 Euro zurück zahlen. Sie hat mich hierher mitgebracht, sie hat mir gezeigt, sie hat mir gesagt wann ich mich in Schutz nehmen soll.“ (Ma1)*

Auch Sina und Ana sprechen von einem Mann bzw. einer Frau, die ihre Reise nach Österreich initiiert haben. Klarer als Mara drücken sie aus, dass sie das Gefühl haben, betrogen worden zu sein.

*„I: Bist du das erste Mal in Österreich?“*

*S: Es ist das zweite Mal. Es ist das zweite Mal, ja. Das erste Mal, ein Mann hat uns gebracht, der vorher schon hier war und er hat Geld von uns genommen und sich seinen Spaß mit uns erlaubt. Er hat gesagt, er wird uns auch Geld geben und wir können unser Haus bauen. Dass er uns Geld geben wird unsere Kinder groß zu ziehen, aber stattdessen haben wir für ihn umsonst gearbeitet, weil er uns nichts gegeben hat.“ (S3)*

*„I: Welche Vorstellungen haben Sie gehabt, als Sie von zu Hause weggegangen sind? An wieviel Geld haben Sie gedacht?“*

*A: Ich habe gedacht, dass wir werden hier Geld machen.*

*I: An wieviel haben Sie gedacht?*

*A: Das ich mit 500-1000 Euro nach Hause gehen kann.*

*I: In wie langer Zeit? In drei Monaten?*

*A: Ja, in drei Monaten, ja.*

*L: Und Sie sind gekommen, und was haben Sie festgestellt?*

*M: Es hat sich heraus gestellt, das wir kein Geld verdienen konnten, das die Frau uns belogen hat, sie hat uns auf die Straße gesetzt/... Es ist schlimm, wir hatten keinen Wahl, wir sind hin und her gegangen, wir haben versucht, die Zeitungen zu verkaufen... Ich wollte dann Geld machen, um nach Hause gehen zu können. Womit sollte ich nach Hause fahren?*

*L: Wieviel Geld machen sie in einen Tag, wie viel verkaufen Sie?*

*M: Wir machen zwischen 10 und 15 Euro... Wir müssen aber essen, wir müssen die Hauswirtin bezahlen.“ (A4)*

Dana kam gemeinsam mit Bekannten das erste Mal nach Wien:

*„D: Ich war auf alles vorbereitet, es ging alles in meinem Kopf herum, was sein wird. Ich habe Angst gehabt und konnte nicht schlafen, solche Sachen.. Ja, und dann bin ich nicht allein gekommen, es sind immer mehrere gekommen, es sind mit mir Bekannte mitgekommen, ich war immer mit ihnen zusammen, weil da konnte ich weder Deutsch, noch habe ich die Stadt gekannt.“ (Da6f.)*

Eine VermittlerIn oder eine Bekannte, die bereits Erfahrung im Betteln haben, sind also eine Bedingung dafür, um diese Möglichkeit zu ergreifen bzw. ergreifen zu können, sowie auch (geliehenes) Geld für die Anreise und Reisedokumente.

Umgekehrt formuliert: Die Frauen kommen aus einem sozialen Umfeld, das ihnen Betteln als temporäre Migrationsstrategie näher legt als andere. Nicht allen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, steht diese Möglichkeit offen, wie Sina erzählt:

*„[I]ch habe noch zu Hause solche Freundinnen. Meine Mutter hat auch Freundinnen, die wie wir sind, aber sie konnten nicht hierher kommen, sie betten in P., und manche haben Kindern und die Kinder gehen selbst betteln für eine Million oder 500.000, 700.000 Lei, manchmal bekommen sie von den Menschen zum Essen.“ (Sb6)*

## **9.8. Diskriminierung aufgrund ethnischer Zuschreibungen**

Diskriminierung aufgrund ethnischer Zuschreibungen wird von den Frauen nicht thematisiert. Eine rumänische Frau fragten wir im Interview, ob sie Romanes spreche und sie dementierte: *„Nein, nein, wir sprechen nicht die Sprache der Zigeuner (țigănește). [...] Sie sprechen țigănește. Sie leben weit weg von unserem Dorf. Wir sprechen Rumänisch, das ist die einzige Sprache, die wir sprechen.“ (S10)* Eine andere Frau erzählt – off record -, dass sie Romni sei, was ev. vermuten lässt, dass auch ihre Kollegin, die aus derselben Gegend kommt, Romni ist.

Medial, in NGO-Berichten und auch in der Literatur (vgl. Gauß 2004) finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass arme Roma aus den ehemals realsozialistischen Ländern nach Österreich zum Betteln kommen. Auch Renata Erich vom Romano Centro teilt die Vermutung, dass ein großer Teil der BettlerInnen in Österreich Roma aus den östlichen Nachbarländern sind. Sie erzählt, dass Roma seit dem Mittelalter betteln, weil sie immer ausgegrenzt wurden und nicht alle mit Berufen durch kommen konnten. Im Mittelalter war es üblich dass Reiche den Armen etwas abgaben. Menschen die jetzt aus dem Osten nach Wien in den für sie „reichen Westen“ kommen, verstehen nicht, warum sie hier nicht betteln dürfen/ sollen (vgl. Protokoll vom

Gespräch mit Renata Erich, 10.07.06).<sup>48</sup> Die Männer, die in Graz betteln, und die von der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg in Graz in den Notschlafstellen und dem Projekt „Arbeit statt Betteln“ betreut werden, sind überwiegend ungarisch sprechende Roma aus Hostice (Ostslowakei). *„In ihrer Heimat finden sie [Menschen, die aus Hostice zum Betteln nach Graz kommen] keine Arbeit, weil sie einer doppelten Diskriminierung als Roma und als ungarische Minderheit ausgesetzt sind“*, so steht in einem Faltblatt der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg über ihr Romabetreuungsprojekt (ohne Jahresangabe).

Auch bei dem Gespräch mit einer Gruppe von ungarisch sprechenden Slowakinnen Graz im VinziSchutz, der im September 2006 eröffneten Notschlafstelle für ausländische Frauen, wurde das Thema (Diskriminierung aufgrund) ihrer ethnischen Zugehörigkeit nicht angesprochen.

Diskriminierung aufgrund ethnischer Zuschreibungen ist eine Ursache für Armut, Arbeitslosigkeit oder fehlende Bildung, wie vielfach dokumentiert ist (vgl. Hofbauer 2004, Bobi 1999). Es zeigt sich eine Diskrepanz zwischen (grauer) Literatur und Interviewaussagen in Bezug auf ethnische Diskriminierung als Ursache für Betteln. Diese Diskrepanz zeigt die Grenzen meines Untersuchungsdesigns – nämlich von Interviews und Beobachtungen – auf. Wäre die Analyse der Ursachen im Mittelpunkt gestanden, hätte ich andere Methoden wählen müssen.

## ***9.9. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen***

In diesem Abschnitt wurden die Gründe erläutert, welche die interviewten Frauen dazu bewegen, zu betteln und zum Betteln nach Österreich zu kommen. Zu den Ursachen wie Armut, Arbeitslosigkeit, Krankheit in der Familie, fehlende (Aus)bildung, Mangel an existenzsichernder staatlicher Unterstützung, der Ausfall der Ehemänner bei der Versorgung der Familie, Diskriminierung aufgrund von Mutterschaft und ethnischer Zuschreibungen sowie ein soziales Umfeld, das Betteln nahe legt kommen jene auf Markoebene: Das Ende des Realsozialismus ermöglichte es dem kapitalistischen Wirtschaftssystem in neoliberaler Ausprägung als Sieger aus dem Zweikampf des Kalten Krieges hervorzugehen und sich auch auf die ehemals nicht marktwirtschaftlichen Länder auszudehnen. Als konsequenter Schritt in diesem Prozess treten Länder wie Rumänien, Slowakei und Bulgarien der EU bei, was eine Anpassung an EU-Maßstäbe voraussetzt.

Dies skizzierten Entwicklungen der letzten 30 Jahre, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann, haben die Armut bestimmter Bevölkerungsgruppen im Mittel- Ost- und Südosteuropa und gleichzeitig die Möglichkeit ihrer Mobilität erhöht. Als Konsequenz

---

<sup>48</sup> Bereits 1993 veröffentlichte das Romano Centro eine Stellungnahme zum Betteln von Roma (Redaktion des Romano Centro 1993).

nützen Menschen ihre Mobilität in der Hoffnung vom bestehenden Wohlstandgefälle zu profitieren und ihre Armut verringern zu können.

Temporäre Migration aus Osteuropa nimmt unterschiedliche Formen an: Kofferhandel, Saisonarbeit, Au-Pair, Sexarbeit, Diebstahl, Schwarzarbeit, Arbeit in Bereichen mit Arbeitskräftemangel (etwa der Pflege) usw. Warum die interviewten Frauen Betteln als Strategie wählen und nicht eine der anderen Möglichkeiten, soll hier noch einmal zusammen gefasst werden.

Von den Möglichkeit Sexarbeit und Stehlen grenzen sich die meisten der Interviewten explizit oder implizit ab.

*„A: Ich habe Angst und ich weiß, dass es nicht schön ist, das zu tun, aber ich glaube, dass es viel schwerer ist zu stehlen. Ich habe Angst auf dem Markt zu gehen und nur einen einzigen Haferkorn zu nehmen, denn es wird sofort „Polizei!“ gerufen. Das brauche ich nicht, deswegen nehme ich lieber eines, das auf dem Boden liegt, wasche ich es und dann esse ich es, weil ich Angst habe.“ (A2)*

*„Wir machen keine andere Sachen, wir stehlen nicht, wir schlagen niemanden, wir sitzen nur auf den Boden“ (Ma2)*

*„Weil ich will das nicht so machen, weißt du, dass ich um Geld gehe, weil das für mich beschämend ist, das brauche ich nicht.“ (Da5)*

Diejenigen, die versucht haben, in Österreich Schwarzarbeit zu finden, sind bisher nicht erfolgreich gewesen. Unter anderem sind vermutlich mangelnde Ausbildung und fehlende Erfahrung in der Erwerbsarbeit die Gründe dafür.

Au-pair, eine der derzeit häufigsten Strategien temporärer Migration von Frauen aus Osteuropa, ist eine Möglichkeit für zumeist gut ausgebildete Frauen, oft mit akademischem Abschluss (vgl. Hess 2001: 204). Diese Bedingung trifft auf die interviewten Frauen nicht zu.

Soweit aus den Interviews ersichtlich leben die Frauen in ihren Herkunftsländern bis auf eine Ausnahme in ländlichen Gebieten. Sie haben keine Berufsausbildung und manche haben auch nur wenige Jahre die Schule besucht. Soweit bekannt, haben sie jung geheiratet und Kinder bekommen, was ihrer Chancen am Arbeitsmarkt verringert.

Herkunftsfamilie und –milieu, durch die Berufswahlentscheidungen und Lebensstil stark vorbestimmt bzw. eingeschränkt werden (vgl. Bammé/ Hollinger/ Lempert 1983: 61), legen Betteln als Überlebensstrategie näher als andere.

Einige der Gründe, die von den Frauen angegeben werden, können als geschlechtsspezifische Ursachen identifiziert werden: Neben der Diskriminierung am Arbeitsmarkt aufgrund des Geschlechts und insbesondere der Mutterschaft wirkt sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung dahin gehend aus, dass die Frauen und ihre weiblichen Verwandten überwiegend

für die Versorgung der Kinder zuständig sind. Ihre Mutterschaft hat – egal ob sie in Partnerschaft oder getrennt leben – für sie viel weit reichender Konsequenzen als die Vaterschaft für die Väter ihrer Kinder. Sie übernehmen die Haupt- bzw. Alleinverantwortung nicht nur für die tägliche Versorgungs-, Pflege- und Betreuungsarbeit ihrer Kinder, sondern auch für die notwendigen finanziellen Mittel. Die Betreuungspflichten schränken die Möglichkeiten der Frauen bei der Suche nach Erwerbsmöglichkeiten ein, gleichzeitig haben die Frauen durch die Kinder aber einen höheren Bedarf an finanziellen Mitteln und ein höheres Armutsrisiko.

Betteln in Österreich ist eine Reaktion osteuropäischer Frauen auf die eigenen Überlebensunsicherheit und fehlende Perspektiven im Herkunftsland. *„Dauerhafte und grundsätzliche Unsicherheit der Lebensbedingungen und –perspektiven“* sieht Roland Ahorn als zentrales Merkmal für soziale Ausschließung (2005: 35). Die ursächlichen Bedingungen für das Betteln in Österreich können also auch unter dem Begriff der sozialen Ausschließung zusammengefasst werden.

Ein kritisches Verständnis von sozialer Ausschließung (auch unter dem Begriff Exklusion diskutiert) hat nicht die Integration als Komplementärbegriff, wie Roland Anhorn analysiert, sondern erschließt sich vielmehr über den Begriff der Partizipation. Soziale Ausschließung definiert sich so als systematische Beschränkung bzw. Vorenthaltung von Teilhabemöglichkeiten an *„zentralen Bereichen und Ressourcen der Gesellschaft: Verfügung über Möglichkeiten von (Lohn-)Arbeit, über Eigentum, über Geld, über freie Mobilität, über Wissen und Ausbildung, Autonomie in der Lebensgestaltung, Privatheit, Intimität, Anerkennung als gleich und gleich berechtigt u.a.m.“* (Steinert in Anhorn 2005: 32). Dieses Konzept der sozialen Ausschließung soll auch deshalb hier erwähnt werden, weil es gut den Blickwinkel dieser Arbeit verdeutlicht. Soziale Ausschließung im kritischen Sinne Anhorns ist ein graduelles, relationales, dynamisches und multidimensionales Konzept. Bei diesem Verständnis werden die *„Betroffenen als handlungsfähige Subjekte und kreative, selbstreflexive Akteure [und Akteurinnen M.T] bei der Bewältigung schwieriger Lebenssituation sichtbar.“* (Anhorn 2005: 33).

Bevor auf die Bewältigungs- und Überlebensstrategien der befragten Bettlerinnen näher eingegangen wird und die kontextuellen Bedingungen des Bettelns in Österreich analysiert werden, soll ein Vergleich mit der Situation von Bettlerinnen in der Neuzeit gezogen werden.

### ***Exkurs: Vergleich zu Studien über Bettlerinnen in der frühen Neuzeit***

An dieser Stelle soll ein Bezug zu den Aussagen von Helfried Valentinitz über Bettlerinnen im Österreich im 16. bis 18. Jahrhundert hergestellt werden (1997), ergänzt durch die zumindest teilweise geschlechtsspezifischen Analysen von Robert Jütte zu Bettelschübe in eben dieser Zeit, der frühen Neuzeit (1995).

Damals, so Jütte, war Armut ein „weibliches Phänomen“ (ebd.: 68) und noch heute sind Frauen stärker von sozialem Ausschluss und Armut betroffen (vgl. Fröschl/ Gruber 2005; Sellach 2004). Der Anteil der Frauen unter den aufgegriffenen bettelnden Personen war, laut Jütte, „ausweislich der Listen des österreichischen Bettelschubs (1:1,3) und der bayerischen Gerichtsrechnungen (1:1) erstaunlich hoch“ (vgl. 1995: 68). Laut Auskunft von Polizeikommandant Gaschl führt die Polizei in Wien derzeit keine Statistiken über angetroffene bzw. aufgegriffene BettlerInnen. Meiner Wahrnehmung nach betteln mindestens ebenso viele Frauen wie Männer in Wien.

Als Charakteristika der Bettlerinnen in der frühen Neuzeit gibt Valentinitz an, dass sie keiner ständigen Arbeit nachgingen und in instabilen ökonomischen Verhältnissen lebten, also stets am Rande des Existenzminimums. Ihnen fehlte ein ausreichendes soziales Netz und sie gehörten oft keinem Haushalt bzw. keiner Hausgemeinschaft an. Überwiegend waren sie ledig oder verwitwet. Sie kamen aus den unteren sozialen Schichten und gehörten zumeist der Landbevölkerung an. Gründe für das Betteln waren neben Arbeitsunfähigkeit aufgrund von Krankheit, Invalidität oder Altersschwäche vor allem Arbeitslosigkeit, wobei vor allem Frauen häufig die Notwendigkeit angaben, ein Kleinkind versorgen zu müssen. Aus überlieferten Angaben zeigt sich, dass sich die Frauen meist im besten arbeitsfähigen Alter befanden, also zwischen 20 und 30 Jahre alt waren (vgl. 1997: 175-181).

Diese Charakteristika der Bettlerinnen in der Neuzeit treffen auch auf die von mir interviewten Frauen zu – mit zwei Ausnahmen: Dass sie überwiegend ledig oder verwitwet sind, kann nicht behauptet werden, wohl aber wird der Ausfall der Männer als Grund für das Betteln angeführt. Sie gehören laut ihren Aussagen nach alle einem Haushalt an und können zumindest zum Teil (etwa was Kinderbetreuung oder emotionalen Rückhalt betrifft) auf ein familiäres Netz bauen.

Wie steht es mit den Bedingungen und Handlungsstrategie der bettelnden Frauen im Vergleich? „Eine Grundvoraussetzung der Existenzsicherung von Unterschichten war eine große Mobilität“, schreibt Valentinitz (ebd.: 180). Betteln war zudem nicht die einzige Tätigkeit, mit der die Frauen ihr Überleben zu sicher versuchten. Ihre Arbeitsmöglichkeiten waren aber im Vergleich zu Männern beschränkt, besonders wenn sie ein Kind zu versorgen hatten. Die Autorin führt neben Kleinkriminalität, Arbeit als Dienstmagd oder Tagelöhnerin an, sowie Stricken, Spinnen, Sammeln von Kräutern und Hausieren. Die größere Aufmerksamkeit brachte

die Obrigkeit und die Bevölkerung den männlichen Bettlern entgegen, die als potentielle Gewalttäter angesehen wurden. Frauen, besonders wenn sie mit Kindern unterwegs waren, konnten eher mit dem Mitleid der Bevölkerung rechnen. Sie wurden aber immer wieder mit Unzucht und Prostitution in Verbindung gebracht und dafür bestraft, während die Männer diesbezüglich ungeschoren davon kamen (vgl. ebd.: 184). Da Frauen, die allein unterwegs waren, besonders gefährdet waren, schlossen sich Mädchen und jüngere Frauen, aber auch Mütter mit Kindern einer Gruppe an, die dann von einer erfahrenen Bettlerin geführt wurde (vgl. ebd.).

Auch bei den Bedingungen und Handlungsstrategien lassen sich verblüffende Parallelen zu den interviewten Bettlerinnen im 20. Jahrhundert entdecken: Betteln wurde damals und wird heute mit Bedrohung der Sicherheit in Verbindung gebracht. Die Frauen haben hier den Vorteil, dass sie als weniger gefährlich angesehen werden. Sie sind aber gleichzeitig gefährdeter. Die Frauen scheinen damals wie heute ähnlichen Bedrohungen ausgesetzt (gewesen) zu sein, wenn sie alleine unterwegs waren und sind: mit Prostitution in Verbindung gebracht werden, Gewalt, erniedrigende Behandlung, Bestrafung. Frauen schließen sich daher in Gruppen zusammen (Schwestern, Kolleginnen).

Frauen, und besonders Mütter von kleinen Kindern, werden bei der Arbeitssuche diskriminiert. Als Bettlerinnen mit Kindern können sie hingegen stärker als Männer auf das Mitleid der Menschen setzen. Auch die Nebenbeschäftigungen ähneln sich: Von den interviewten Frauen erzählt eine, dass sie gegen Haushaltsführung gratis bei einem Mann leben könne. Zwei Frauen erzählten, dass sie in ihrem Herkunftsländern Pilze und Beeren gesammelt hatten, also sich mit aneignenden Wirtschaftsformen über Wasser zu halten versuchten.

Valentinitsch analysiert in ihrer Studie zwei Beispiele von Bettlerinnen, die anhand von Gerichtsakten dokumentiert sind. Die Frauen, beide Mütter und etwa im selben Alter, gehörten sozialen Randgruppen an und besaßen keine Chance, aus ihren Verhältnissen herauszukommen. Die eine, Maria Zängerl, konnte allein und ohne Hilfe für sich und ihren Sohn sorgen, sie kam weit herum und besaß viel Erfahrung. Sie strahlte sogar soviel Sicherheit und Autorität aus, dass sich weitere Frauen ihr anschlossen. Die nur wenige Jahre jüngere Katharina Dresel war immer wieder auf Hilfe von anderen angewiesen, bedingt etwa durch chronische Krankheit, und kam über die Grenzen ihres Geburtsortes kaum hinaus. Ihre Versuche, bei verschiedenen Personen Halt zu finden, scheiterten wiederholt. Was die beiden unterscheidet, ist laut Valentinitsch, ihre physische und psychische Verfassung – diese spielt auch in den Aussagen der von mir befragten Bettlerinnen eine große Rolle, wie an dieser Stelle vorweg genommen werden kann.

Ein weiterer wichtiger Unterschied lässt sich aus den Fallstudien ablesen, wird von Valentinitsch aber nicht speziell hervorgehoben: Maria Zängerl war verheiratet gewesen und nach dem Tod von Mann und zwei Kindern Witwe und Mutter eines überlebenden Sohnes aus

dieser Ehe. In der Fallstudie wird nicht erwähnt, dass sie vor dem Aufgreifen als Bettlerin bereits strafbare Handlungen begangen hatte. Als Witwe (den Tod ihres Mannes konnte sie mit Papieren belegen) und Nicht-Kriminelle hatte sie mit großer Wahrscheinlichkeit sozial eine bessere Position als Katharina Dresel, die bereits durch die Geburt eines unehelichen Kindes eine strafbare Handlung begangen hatte. Zusätzlich wurde sie als Mitwisserin der kriminellen Handlungen ihres Partners, er war Wilderer, verurteilt. Für diese Taten – unehelicher Geschlechtsverkehr und Mitwisserschaft – wurde sie nicht nur mit einer Gefängnisstrafe belegt, sondern auch durch Ausstellen auf einer Schaubühne und eine Kirchestrafe (Holzscheitknien während der Messe) bestraft, was eine öffentliche Demütigung bedeutete. Dadurch, dass Katharina Dresel sich immer in der Nähe ihres Herkunftsortes aushielt, konnte sie ihrem Stigma nicht entkommen.

Wo sind die Bezüge der historischen Fallstudien zu den Bettlerinnen Anfang des 21. Jahrhunderts in Wien?

Die von mir befragten Bettlerinnen betteln weit entfernt von ihrem Herkunftsort, das ermöglicht ihnen – wenn auch begrenzt – unterschiedliche soziale Positionen einzunehmen: „*Zu Hause ist es nicht so, dass wir echte Bettler sind*“ (L6). (vergleiche dazu auch den Abschnitt über Transnationalität und Pendelmigration). Gleichzeitig ermöglicht das Betteln in einer Großstadt Anonymität.

In meiner Studie wurden die moralische Integrität und die Legitimität des Anliegens sowie die Unbescholtenheit als eine wichtige Ressource von Bettlerinnen erkannt. Der Unterschied in der Lebensbewältigung der beiden Frauen in der historischen Studie kann – neben der unterschiedlichen körperlichen Verfassung – ev. auch auf den Unterschied in dieser Ressource zurückgeführt werden.

## 10. Kontext: Zur Konstruktion des Raums

„Der Kontext stellt [...] den besonderen Satz von Bedingungen dar, innerhalb dessen die Handlungs- und Interaktionsstrategien stattfinden, um ein spezifisches Phänomen zu bewältigen, damit umzugehen, es auszuführen und darauf zu reagieren“, schreiben Strauss und Corbin (1996: 80) zur Erklärung des Kodierparadigmas.

Der Kontext ist also zur Erklärung des Phänomens (Wissens- und Kompetenzaneignung von Bettlerinnen) sowie der Handlungs- und Interaktionsstrategien (den Bettelpraktiken, Aneignungsprozessen und Lernhandlungen) unerlässlich.

Wie kann der Kontext des Bettelns in Wien umrissen werden? In welchem Raum bewegen sich die bettelnden Frauen?

Raum sei hier nicht verstanden als ein „Behälter- oder Container-Raum“, ein absoluter Raum, der unbeweglich, konstant und unabhängig ist, sondern als „relationaler, gesellschaftlich konstruierter Raum“ (Frey 2004: 219).

Michel de Certeau sieht Raum ähnlich, als ein „Geflecht von beweglichen Elementen. Er ist gewissermaßen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten. Er ist also ein Resultat von Aktivitäten, die ihm eine Richtung geben, ihn verzeitlichen und ihn dahin bringen, als eine mehrdeutige Einheit von Konfliktprogrammen und vertraglichen Übereinkünften zu funktionieren.“ (1988: 217f) Er unterscheidet davon den Begriff Ort: „Ein Ort ist eine Ordnung (egal, welcher Art) nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. Damit wird also die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sich zwei Dinge an derselben Stelle befinden. Hier gilt das Gesetz des „Eigenen“: die einen Elemente werden neben den anderen gesehen, jedes befindet sich in einem „eigenen“ und abgetrennten Bereich, den es definiert. Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten.“ (ebd.) Der Raum ist ein Ort, mit dem man etwas macht. „Orte“ lassen sich einerseits durch die Objekte charakterisieren, die auf das Dasein von etwas Totem, auf das Gesetz eines Ortes reduzieren werden können; im Gegensatz dazu werden Räumen durch die Aktionen von historischen Subjekten abgesteckt (vgl. ebd.).

Der Raum der Bettlerinnen ist einer von jenen sozialen Räumen, so könnte mit Joachim Schroeder argumentiert werden, die durch Informalisierungsprozesse entstehen (vgl. 2003: 145). Die Informalisierungsprozesse als Strukturwandel mit unterschiedlichen lokalen und regionalen Ausprägungen zeigen weltweite Verflechtungszusammenhänge; sie sind transnational (vgl. auch Hess 2001: 199ff.).

Die Bettlerinnen in diesem transnationalen informellen Raum haben keinen eigenen Raum, an dem sie ihre Tätigkeit verrichten. Sie nutzen öffentliche und halböffentliche (Frei)räume dafür.

Die Konstruktion dieses Raums, in dem sich die bettelnden Frauen bewegen, kann also anhand folgender Konzepte erfolgen:

\* Raum informeller Ökonomie

\* transnationaler Raum

\* öffentlicher Raum

Zur Veranschaulichung: Die Bedingungen transnationaler informeller Räume in ihrer je regionalen Ausprägung teilen diese Frauen sozusagen mit afrikanischen ErntehelferInnen in Andalusien und StraßenverkäuferInnen in Manila.

Die (halb)öffentlichen Räume in Wien teilen sie mit SpaziergängerInnen, VerkehrsteilnehmerInnen, EinkäuferInnen, spielenden Kindern, WerbezettelverteilerInnen usw.

Sozusagen in der Schnittmenge davon, in den transnationalen informellen öffentlichen Räumen in Wien bewegen sich unter anderem StraßenzeitungsverkäuferInnen, illegalisierte SexarbeiterInnen, HütchenspielerInnen, StraßenkünstlerInnen, HausiererInnen usw.

Schröder erwähnt vier Gründe für die Entstehung dieser sozialen Räume, die durch transnationale Informalisierungsprozesse entstehen und die er als neu ansieht: Teilweise sind sie durch die Veränderungen des Arbeitsmarktes oder durch restriktive Reaktionen von Gesellschaften auf MigrantInnen konstituiert (Nischenbildung). Sie entstehen sie als Reaktionen auf die Bedürfnisse eines „neuen Klientel“, durch die Herausbildung ethnischer Communities oder im Bezug auf die Herkunftsgesellschaft (Rückkehrvorbereitung) (vgl. 2003: 154f.).

An den BettlerInnen wird eine Verbindung dieser konstitutiven Gründe sichtbar: Zum einen ist das Betteln eine Nische für Menschen, die sich zwar legal aufhalten, aber nicht arbeiten können oder dürfen; zum anderen sind auch die Bedürfnisse und Lebensbedingungen der Frauen für diese Wahl von Bedeutung: etwa dass ihre Tätigkeit mit ihren Betreuungspflichten vereinbar oder dass sie zeitlich flexibel ist und ohne Kapitalausstattung und bestimmte formale Bildung durchgeführt werden kann. Oder auch, dass die Frauen das Geld sofort zur Verfügung haben. Die Netzwerke, über die die Frauen zu ihrer Entscheidung und dann nach Österreich kommen, sind zumeist ethnische; die Frauen planen darüber hinaus keine dauerhafte Migration sondern sind auf die Rückkehr orientiert, der Wunsch ist, in Österreich Geld zu machen, um damit die Grundversorgung (ihre und die von Familienangehörigen) bzw. bestimmte Anschaffungen im Herkunftsland finanziert werden können.

Im Folgenden sollen die drei Charakteristika des beschriebenen Raums näher erläutert werden. Dies ist ein Konstruktionsprozess, der sich sowohl auf Fachliteratur als auch auf die Interviews mit den Bettlerinnen bezieht.

## 10.1. Informelle Ökonomie

Der Begriff informeller Sektor, in den 1970er Jahren von der Internationalen Labour Organisation (ILO) eingeführt, ist zwar umstritten, hat sich aber durchgesetzt und wurde in zahlreichen Untersuchungen differenziert (vgl. Overwien/ Lohrenscheit/ Specht 1999: 14; Boehm 1997: 10). Informalität kann sich nur im Verhältnis zu Formalität entwickeln, sie ist also dynamisch (was sich etwa an der teilweisen Eingliederung von atypischen Beschäftigungen in die sozialrechtliche Ordnung zeigt). Abgesehen von der formalen Ökonomie grenzt die ILO Informelle Ökonomie von krimineller (dem Handel mit illegalen Waren und Dienstleistungen) sowie der Reproduktions- oder Careökonomie ab. Außerdem gehören dazu nur Bereiche, die Güter und Dienstleistungen zum Verkauf produzieren, also Teil der Marktwirtschaft sind (vgl. Haidinger 2004: 24).

Aufbauend auf dieser grundsätzlichen Eingrenzung soll im Folgenden auf Charakteristika des informellen Sektors eingegangen werden. Trotz fehlender einheitlicher Definition lassen sich wiederkehrende Charakteristika finden, wie Overwien u.a. schreiben: fehlende Absicherung durch Arbeits- und Sozialgesetzgebung, große Bedeutung der Familienarbeit (insbesondere der Frauen- und Kinderarbeit), keine Trennung von persönlichem und geschäftlichem Vermögen, personalisierte Geschäftsbeziehungen bei zum Teil eingeschränktem Marktzugang, enge Verbindung zur Subsistenz, Fehlen schriftlicher Verträge, geringe Möglichkeiten zur Aufnahme von Fremdkapital, daher geringe Kapitalausstattung, fehlende Berücksichtigung bei staatlicher Förderung (vgl. 1999: 14f.).

Laut Sigrid Görgens, die im Sammelband „Arbeiten und Lernen in der Marginalität“ als Einzige mit einem Beitrag zur „Entwicklung im Norden“ vertreten ist, dient der informelle Sektor „in Ländern der Dritten Welt einzig und allein dem unmittelbaren Überleben, welches in der Bundesrepublik Deutschland und anderen westlichen Industrienationen durch ein, wenn auch brüchiger werdendes, soziales Netz<sup>49</sup> garantiert ist.“ (Görgens 1999: 348). Ihr Verständnis von informeller Ökonomie in den westlichen Industrienationen unterscheidet sich demnach von dem in Ländern der „Dritten Welt“. Sie versteht darunter „nicht monetär entlohnte, legale Aktivität“ und zählt hierzu „Haushaltswirtschaft, Selbstversorgungswirtschaft und Selbsthilfe-Ökonomie“ (ebd.).

Mir scheint dieses grundlegend unterschiedliche Verständnis von informeller Ökonomie in so genannten Entwicklungsländern und westlichen Industrienationen nicht sinnvoll. Zwar mögen sich die Bedingungen unterscheiden, das staatliche soziale Netz fängt aber auch in den westlichen Industrienationen nicht alle auf. Die Hungerrevolten von Rom in der Slowakei im

---

<sup>49</sup> Hier ist die Autorin ungenau: Ich vermute sie meint hier staatliche bzw. öffentliches/ institutionalisiertes soziales Netz.

Februar 2004<sup>50</sup> können dafür ein Beispiel sein, ebenso die Illegalisierten, die aus Angst vor Abschiebung unsichtbar bleiben. Außerdem stellt sich das Problem des „Überlebens“ in unterschiedlichen Kontexten verschieden, wie die Autorin auch selbst bemerkt. Es muss also relational gefasst werden: *„In den Industrieländern spielt neben dem Faktor des physischen Überlebens der Faktor des psychischen Überlebens eine wichtige Rolle [...], da die Identitätsbildung zum größten Teil über Beruf und Lohnarbeit erfolgt.“* (ebd.)

Der informelle Sektor, so Joachim Schröder, ist eine komplexe sich historisch zudem wandelnde soziale Tatsache und muss generations- und geschlechtsspezifisch interpretiert werden. Er zeigt unterschiedliche lokale und regionale Ausprägungen, ist aber transnational, d.h. er wird durch Verflechtungszusammenhängen konstituiert. (vgl. 2003: 137).

Ich orientiere mich also nicht an Görgens, sondern an dem Verständnis von informeller Ökonomie nach den Kriterien von Overwien, die sich auch zur Charakterisierung des informellen Sektors in westlichen Industrieländern anwenden lassen. Diese ähneln den Kriterien, die Ute Clement in ihrem Artikel „Kompetenzentwicklung im internationalen Kontext“ zusammenfasst, was insofern interessant ist, als sie sich nicht vorrangig auf so genannte Entwicklungsländer bezieht:<sup>51</sup> *„geringere Verdienstmöglichkeiten, instabile Beschäftigung und Mangel an vertraglicher Absicherung, niedrige Markteintrittsbarrieren, eher arbeits- als kapitalintensive Produktionsweisen und Nutzung vor allem lokaler Ressourcen, Subsistenz als Unternehmensziel statt gewinnorientiertem Wirtschaften, Umgehung offizieller Registrierung und Missachtung gültiger Rechtsnormen wie z.B. Steuergesetze.“* (2002: 39)

Die NGO Frauensolidarität fokussiert bei den Kennzeichen der informellen Wirtschaft die Arbeitsbedingungen: *„geringes und unregelmäßiges Einkommen, fehlende Arbeitsverträge und Lohnvereinbarungen, lange Arbeitszeiten, fehlender Zugang zu Märkten, Finanzen und Ausbildung, fehlender Mutterschafts-, Pensions-, Krankheits- und Unfallschutz.“*<sup>52</sup>

Ich fasse die Charakteristika der informeller Ökonomie wie folgt zusammen und zeige auf, dass die Kriterien auf das Betteln in Österreich durchwegs zu treffen:

Informelle Ökonomie sind jene ökonomischen Bereiche

---

<sup>50</sup> Am 20. Februar 2004 stürmten hunderte Frauen und Jugendliche aus den ostslowakischen Roma-Wohnghettos die Supermärkte, um sich zu holen, was sie sich nicht mehr leisten konnten. Es waren die ersten Hungerrevolten in Mitteleuropa nach Kriegsende. Und es bedurfte einer Tausendschaft an Sonderpolizisten, um die dreitägigen Unruhen niederzuschlagen. Von den 182 im Zuge der Polizeiaktion festgenommenen Personen waren 96 Frauen und 35 Jugendliche. (vgl. Hofbauer 2004: 68, 74f.)

<sup>51</sup> Ihr geht es in dem Artikel darum, das Bedingungsfeld zu skizzieren, das die inhaltliche Füllung des Kompetenzbegriffs bestimmt. Sie nennt dazu Bildungsökonomie und – politik, die kulturell verankerte Tradition von Beruf, den Arbeitsmarkt und die Qualifizierungsstrategien. (Vgl. Clement 2002: 30ff.) Unter „Arbeitsplatz“ geht sie auch auf informelle Wirtschaft ein.

<sup>52</sup> <http://www.frauensolidaritaet.org/> (12.2.07)

\* die nur geringes und unregelmäßiges Einkommen ermöglichen: Der Einkommen der Frauen ist unregelmäßig und unsicher, weil abhängig von den Almosen der PassantInnen. Die Frauen können nicht mit einem bestimmten Betrag pro Tag rechnen.

\* die primär auf die (Über)Lebenssicherung ausgerichtet sind und oft eine Nähe zur Subsistenz aufweisen: Das Einkommen wird zum großen Teil für den alltäglichen Bedarf der Frauen und ihrer Familienangehöriger aufgewendet. Wie lange die Frauen an einem Tag betteln, hängt auch davon ab, in welchem Zeitraum sie wie viel Geld bekommen.

\* bei der persönliche und geschäftliche Einnahmen und Ausgaben nicht getrennt werden: Das Geld wird entweder sofort für den täglichen Bedarf ausgegeben (vor allem Essen und Miete) oder für die Familienmitglieder, für Rückzahlungen, für Anschaffungen oder Fahrtkosten aufgehoben.

\* bei der Familienarbeit eine große Rolle zukommt: Die Frauen nehmen ihre Kindern zum Betteln mit, teilweise werden sie von diesen aktiv unterstützt. Sie kommen oft gemeinsam mit Familienangehörigen (Müttern, Schwestern, Partnern), die entweder auch betteln oder die Tätigkeit unterstützen (vor der Polizei warnen, die Kinder betreuen, kochen, Personen pflegen bei denen die Familie gratis wohnen kann etc.).

\* bei denen arbeits- sozial- und sonstige rechtliche Absicherungen fehlen (Kündigungsschutz, Mutterschutz, Pensions- Unfallversicherung etc.): Die Tätigkeit ist an sich legal, aber es fehlt ihr gleichzeitig die rechtliche Absicherung: Da verschiedene mächtigere Gruppe Interesse daran haben, das Betteln zu unterbinden, werde Gesetze und Verordnungen zum Ungunsten der Bettelnden interpretiert (vgl. dazu Abschnitt „Intervenierende Bedingungen“). Soziale Absicherungen fehlen.

\* eher arbeits- als kapitalintensive Produktionsweisen angewendet werden: Die geringe (notwendige) Kapitalausstattung wird von zwei Interviewpartnerinnen als ein großer Vorteil des Bettelns gesehen:

*„D: Da muss man nicht investieren ("befektetni"). [...]*

*I: Aha. Was heißt, dass man muss nicht investieren? Was verstehst du darunter?*

*D: Also, das ist so eine Sache. Wenn man nicht investieren muss, also zum Beispiel hier gibt es/ kennst du sie?/ Die Augustinverkäufer, die Zeitungen kaufen?*

*I: Ah! Also, es gibt keine Investition, man muss kein Geld ausgeben.*

*D: Ja, und du was du machst gehört ganz dir, du teilst mit niemandem, gibst niemandem, es gehört ganz dir.*

*I: Verstehe.*

*D: Die Zeitungsverkäufer beschwerten sich jetzt sehr, dass sie die Zeitung um 1 Euro kaufen und einen Nutzen haben sie nicht davon, weil ER verkauft sie um 2 Euro, am nächsten Tag müssen sie wieder Zeitungen kaufen, und am dritten Tag auch.*

*I: Ja, ja ,ja, ja.*

*D: Weil sie können nicht wie wir 30 beiseite legen, oder 20.. sondern sie müssen genauso investieren. (D2f.)*

\* offizielle Registrierung und gültige Rechtsnormen wie Steuergesetze umgangen werden.

Betteln ist eine Tätigkeit, um zu Geld zu kommen, für die keine Beschäftigungsbewilligung notwendig ist – zumindest für EU-BürgerInnen, wie bereits erläutert wurde. Die Einnahmen werden nicht erfasst und nicht versteuert.

## ***10.2. Transnationalität und Pendelmigration***

Die interviewten Frauen kommen zum Betteln aus Rumänien oder der Slowakei nach Österreich. Sie sind sozusagen temporäre MigrantInnen in Österreich und die Tätigkeit des Bettelns sowie der Wissensaneignung und des Kompetenzerwerbs, der damit im Zusammenhang steht, passiert unter Migrationsbedingungen. Gleichzeitig haben die Frauen aber einen starken Bezug zu ihrem Herkunftsland bzw. -ort.

Medial wird für ihre Tätigkeit der Begriff Betteltourismus verwendet, etwa in Frontal 21, einer Sendung des ZDF von Oktober 2005. Der Titel lautete: *„Bettel-Tourismus. Kampf ums Überleben: Roma aus der Slowakei“*.<sup>53</sup> Auch von PolitikerInnen wird der Begriff verwendet: „Kampf dem Bettel-Tourismus“ fordert etwa der oberösterreichischen Freiheitlichen Lutz Weininger.<sup>54</sup> Der Begriff Betteltourismus trifft nicht das Selbstverständnis der Frauen, die nach Österreich kommen, um Geld für ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Er erscheint darüber hinaus als Euphemismus: Die Lebensbedingungen der bettelnden Menschen haben mit denen von Touristinnen wenig gemeinsam. Gefragt, was sie einer anderen Frau raten würde, die zum Betteln nach Österreich kommen möchte, grenzt Sina ihren Aufenthalt mit Bezug auf ihr Erleben von einer Reise/ einem Trip ab:

*“S: Wenn sie hier her kommen möchte? Ich würde ihr sagen: ,Ich war dort um zu betteln. Gut ist nichts am Betteln.’ Ich würde der Frau das sagen, wenn sie mich fragt, weil es nicht schön ist. Es wäre schön, wenn sie eine Reise/ Trip machen würde oder so was ähnliches, das wäre schon und angenehm, aber auf diese Art wie ich ist es nicht so angenehm, weil die Leute die verfluchen, dich anspuken, manche schlagen, und ich würde das der Frau so sagen, wenn sie mich fragt.“ (Sa7)*

---

<sup>53</sup> <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/8/0,1872,2381448,00.html> (12.11.2007)

<sup>54</sup> <http://ooe.orf.at/stories/169770/> (12.11.07)

Zutreffender als Betteltourismus ist die Bezeichnung Pendelbettlerinnen. Dieser Begriff verweist einerseits auf den Begriff der PendlerInnen: Menschen, die zu ihrer Arbeit und zurück längere Strecken zurücklegen müssen. Andererseits lehnt er sich an den Begriff der Pendelmigration an. Darunter wird ein Modus von Migration verstanden, der durch das kontinuierliche Hin- und Herwandern zwischen Ziel- und Herkunftsregion charakterisiert ist. Sigrid Metz-Göckel und Senganata Müntz verstehen Pendelmigration *„als Lebensweise in zwei, teils konträren Lebensrealitäten als Hin- und Herpendeln und Leben in 'zwei oder mehreren Welten'“*.<sup>55</sup> Durch diese Praxis entsteht ein transnationaler Raum, der in den Migrationsbewegungen ständig durchwandert wird, gleichsam ein dynamischer Zwischenraum. *„Die Grenze wird zum Raum und der Raum wird zur Zeit, die benötigt wird, um ihn zu überwinden.“* (ebd.) Und die Zeit wird zum Geld, dass für die Überwindung benötigt wird.

Die interviewten Frauen aus der Slowakei pendeln etwa im Wochenrhythmus nach Wien, die rumänischen Frauen bleiben aufgrund der räumlichen Distanz zum Herkunftsland länger in Wien, aber auch sie kommen, gehen zurück und kommen wieder.

Neuere Migrationsstudien sehen in der vielfältigen transnationalen Mobilität einen wesentlichen Zug der neuen europäischen Migrationsordnung. Nicht die Auswanderung aus Osteuropa sondern die Pendel- oder Zirkelmigration nimmt zu (vgl. Hess 2001: 207). Außerdem nimmt der Anteil der migrierenden Frauen zu. Die wissenschaftliche Diskussion um Migrantinnen hat lange Zeit mit dem Stereotyp der entrechteten und unterdrückten Migrantin, Opfer ihrer patriarchalen Herkunftskultur gerungen, schreibt Erel (2003: 154). Medial und politisch scheint das Bild des Opfers noch immer die einzige Alternative zur Kriminalisierung zu sein. So wird etwa im Bezug auf BettlerInnen zwischen den kriminellen und ausbeuterischen Hintermännern und „Bettlerbossen“ und den armen ausgebeuteten „kleinen“ BettlerInnen, die nichts davon haben, unterschieden. Dieser Argumentationslinie folgen etwa die Abgeordneten des Wiener Landtages Eduard Schock (FPÖ) und Wolfgang Aigner (ÖVP) während der Landtagssitzung vom 30.30.2007.<sup>56</sup>

Ein Grund für die Zunahme von temporären Migrationsformen sind die restriktiven Migrationspolitiken der EU und ihrer Mitgliedsstaaten, deren Abschottungspolitik oft mit dem Bild der „Festung Europa“ symbolisiert wird. Dieses Bild ist aber erstens ungenau (es setzt die EU mit Europa gleich), Sabine Hess sieht es zweitens auch als oberflächlich an und verwendet das Bild eines *„engmaschigen, semipermeablen Fang-Netzes“*, denn *„das Grenzregime hat nicht die Funktion, Migration gänzlich zu unterbinden, sondern sie je nach Wirtschafts- und Arbeitsmarktlage bedarfsgerecht zu steuern. Bestimmte Migrationstypen werden je nach regionalem, brachen- oder geschlechtsspezifischen Bedarf gefördert [oder stillschweigend*

---

<sup>55</sup> [http://www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de/proj\\_4.htm](http://www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de/proj_4.htm) (28.11.06).

<sup>56</sup> Kommentiert veröffentlicht von der Straßenzeitung Augustin im Juni 2007 in der Printausgabe und auf: [http://www.augustin.or.at/index.php?art\\_id=389](http://www.augustin.or.at/index.php?art_id=389) (12.11.07)

*toleriert M.T.], andere unterbunden und kriminalisiert.“* (Hess 2001: 201) Die Migrationsmuster und -routen folgen jenen strukturellen Brücken, wie sie Wirtschaftsbeziehungen, aber auch historische koloniale Verbindungen vorlegten, so der „Migrationssystem-Ansatz“, der auf den strukturellen Zusammenhang von Migrationsbewegungen und ökonomische, politischen, kulturellen und historischen Austauschbeziehungen zwischen metropolitanen und peripheren Ländern hinweist (vgl. Hess 2001: 206). Auf die Slowakei und Rumänien bezogen zeigen sich hier die historischen Verbindungen zwischen Kernländern und Provinzen während der Habsburgermonarchie.

Temporäre Formen von Migration sind aber nicht nur Reaktionen auf politische Entscheidungen. Sie werden von MigrantInnen – und mittlerweile auch von der Migrationsforschung – als Chance und Ressource gesehen. Sie ermöglichen trotz akuter schlechter ökonomischer Verhältnisse mit einem Fuß im gewohnten sozialen Kontext zu bleiben. Damit können sie auch der; durch die Einwanderungspolitiken evozierte Diskriminierung und Deklassierung; im Immigrationskontext entgehen und vielmehr ihren Lebensstandard und sozialen Status zuhause verbessern (vgl. Mrokvasic in Hess 2001: 207).

Migrantinnen sind Verbindungsglieder und Netzwerkgestalterinnen; sie nutzen die formelle Infrastruktur, vor allem aber informelle Netzwerke, die sie gleichzeitig herstellen und weiter knüpfen. Zentraler Aspekt der Handlungsfähigkeit von Migrantinnen besteht, laut Umut Erel, darin, *“die ökonomische und soziale Position, die sie in einem politischen Kontexte erworben haben, in soziales, ökonomisches und politische Kapital in einem anderen Kontext zu übersetzen.“* (Erel 2003: 157) Jene, die nicht über funktionales kulturelles und Humankapital verfügen, sind auf Soziales in Form von familiärer oder ethnischer Solidarität angewiesen (vgl. Erel 2003: 162).

Die Bettlerinnen erwähnen bezogen auf den Kontext Migration vor allem die fehlenden Sprachkenntnisse und die fehlende Orientierung in der unbekanntem Stadt sowie die hohen Lebenserhaltungskosten und enttäuschten Erwartungen über das, was ihnen an Geld übrig bleibt. Es ist ein bekanntes Phänomen von Kettenmigration – also einer Migration wo die Migrierten wiederum anderen beim Emigrieren helfen -, dass dabei die negativen Seiten der Migration oft verschwiegen werden und so überzogene Erwartungen entstehen, wie auch schon erläutert wurde (vgl. Hess 2001: 204).

Migration ist für die Bettlerinnen eine - wie Hess formuliert - *„informelle Überlebensstrategie“* (2001: 208). Wie Barbara Einhorn (1993) in ihrer Studie über die geschlechtsspezifischen Konsequenzen des Zerfalls des sozialistischen Systems zeigt, verbleibt einigen Frauen nur ihr Körper als Ressource, den sie auf dem Sex-Arbeitsmarkt einsetzen. Auch für die Bettlerinnen ist ihr Körper (und teilweise derer ihrer Kinder) eine wichtige Ressource, sie setzen ihre körperliche Präsenz ein, setzen ihren Körper in der Öffentlichkeit den Blicken aus.

### **10.3. Öffentlicher Raum**

Die Bettlerinnen haben keinen eigenen Ort, sondern nützen die öffentlichen und halböffentlichen Freiräume für ihre Tätigkeit. Im öffentlichen Raum stellen sie Kontakt zu den potentiellen GeberInnen und auch zu Landsleuten her, die ihnen teilweise weiterhelfen.

Oliver Frey unterscheidet in Anlehnung an Ursula Nissen drei verschiedene Typen öffentlicher Räume:

„*öffentliche Freiräume*’ (*Grünflächen, Parks, Spielplätze, der Straßenraum...*)

*öffentlich zugänglich verhäuslichte Räume*’ (*Kaufhaus, U-Bahnhof....*)

*institutionalisierte öffentliche Räume*’ (*Sportanlagen, Ballett- und Musikschulen, Schulräume, Kirchenräume...*)“ (2004: 223).

Der öffentliche Freiraum steht in Konkurrenz zu anderen und schrumpft zugunsten anderer – etwa kommerzialisierter – Räume bzw. verliert er seine Düsifunktionalität. Unter Düsifunktionalität ist gemeint, dass Freiräume nutzungssoffen sind, das heißt auf keine bestimmte Funktion festgelegt. Ein Beispiel für das Schrumpfen des öffentlichen Raums ist das Verschwinden von öffentlichen Bänken, die durch Straßencafés ersetzt werden. Niedersetzen kann sich also nur mehr, wer auch konsumiert bzw. konsumieren kann.

Öffentlicher Raum kann aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Klaus Selle schlägt vier Dimensionen zur analytischen Erfassung des öffentlichen Raums vor:

- \* Produktion des Raums: Wer stellt den Raum her, wer bezahlt die Herstellung?
- \* Eigentumsrechtliche Zuordnung: Wer kann de jure verfügen? Wer ist Eigentümer?
- \* Regulierung des Nutzens: Wer bestimmt de facto die Nutzung, zieht Grenzen?
- \* Sozialcharakter: Welche Nutzbarkeit vermittelt der konkrete Raum? (vgl. 2002: 38)

Für meine Untersuchung bietet sich an, den öffentlichen Raum – in diesem Fall ein urbaner – aus dem Blickwinkel der Zugangs- und Nutzungsmöglichkeiten zu betrachten, da dies entscheidend ist für die Frauen. Unter dieser Perspektive erscheint etwa der Raum der so genannten öffentlichen Verkehrsmittel eher als Privatraum, da in ihm eigene – von den Wiener Linien festgelegte – Verbote gelten, die auch immer wieder über Lautsprecher wiederholt werden. Die Frauen nützen überwiegend öffentlichen Freiraum, da sie aus öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räumen (etwa U-Bahnhöfe) sowie institutionalisierten öffentlichen Räumen (z.B. Universitäten) von Polizei und beauftragten privaten Sicherheitsunternehmen vertrieben werden. Sie suchen oft nach den Zwischenräumen wie etwa überdachte Eingangsbereiche von Geschäften, überdachte Zugänge zu Liften oder Unterführungen, die Schutz vor dem Wetter und allzu großer Sichtbarkeit bieten, in denen sie aber noch am ehesten

geduldet werden. Beliebt sind auch Plätze unter temporär überdachten Räumen, also etwa unter Baustellengerüsten auf Gehsteigen.

Arbeiten im öffentlichen Raum bedeutet, ständig Gefahr zu laufen in Konflikt mit anderen mächtigeren NutzerInnen dieser Räume zu kommen und vertrieben zu werden. So gelingt es den AnrainerInnen, besonders GeschäftsinhaberInnen in der Mariahilferstraße, die Polizei zu verstärktem Vorgehen gegen BettlerInnen zu bewegen, obwohl nicht immer ein Einschreitungsgrund gegeben ist bzw. die Polizei von sich aus keinen starken Handlungsbedarf sieht, wie Polizeikommandant Gaschl erklärt.

*„G: Wir haben die Bettler da. Das wird deshalb ein Problem der Polizei, weil wir viele Beschwerden haben. Die Polizei selber will sich mit den Bettlern eigentlich gar nicht beschäftigen. Wir müssen uns aber damit beschäftigen, weil viele Anrufe kommen, Beschwerden in der Mariahilferstraße großteils“ (G1)*

*„I: Und die Beschwerden da in der Mariahilferstraße Kommen hauptsächlich von den Geschäftsinhabern?“*

*G: Ja, die rufen immer wieder an, ich kann es Ihnen gar nicht sagen.*

*I: Und müssen Sie da handeln?“*

*G: Ja sicher, das ist ein Offizialdelikt, da muss die Polizei einschreiten. Wenn einer aufdringlich bettelt oder aggressiv ist, dann müssen wir einschreiten.*

*I: Wenn die Leute sagen, da sitzt einer vor meinem Geschäft/*

*G: Dann geht es uns nichts an. Dann sage ich ihnen: ‚Das ist nicht strafbar, was er da macht.‘*

*Öfter rufen zwei-drei Geschäfte an, die sagen: ‚Ich halt es gar nicht mehr aus, die sagen immer ‚Bitte-bitte‘, den ganzen Tag.‘ Diet arbeiten dort, die sind teilweise ganz narrisch: ‚Herr Inspektor helfen uns, ich halt das nicht mehr aus.‘ Das ist für uns schwierig. Wir wollen eigentlich mit dem gar nichts zu tun haben, weil wir viel andere Arbeit haben. Es gibt so viele Diebe und Einbrecher und Räuber, und jetzt müssen wir uns mit den Bettlern - jetzt kommen die Hütchenspieler – beschäftigen. Das ist zeitintensiv. Meistens ist es so, dass wir ein bisschen wegweisen: ‚Bitte gehen Sie woanders hin.‘ (G7)*

Die Interviewpassage zeigt, wie sehr das Einschreiten der Polizei von den Beschwerden bestimmt wird und lässt vermuten, dass die Polizei auch im Sinne der Geschäftsleute handelt, wenn gesetzlich kein eindeutiger Handlungsbedarf gegeben ist. Da also das Gesetz bzgl. Betteln als Handlungsgrundlage oft nicht geeignet ist, werden andere Gesetze und Verordnungen herangezogen: Die Handhabung des § 78 der Straßenverkehrsordnung laut dessen es verboten ist, *„den Fußgängerverkehr [...] durch unbegründetes Stehenbleiben zu behindern“* (StVO §

78)<sup>57</sup> zeigt, wie Gesetze zweckentfremdet werden, um bestimmte Gruppen, die in Geschäftsstraßen oder auf öffentlichen Plätzen unerwünscht sind, wegen ihrer bloßen Präsenz abzustrafen und nicht, weil sie den Fußgängerverkehr behindern. Nach dem Grundsatz: „Wer nicht einsperren kann, sperrt aus“ werden in Wien Personen wegen „*unbegründeten Stehenbleibens*“ auf Gehwegen von der Bundespolizeidirektion Wien mit einer Geldstrafe von 70 Euro bestraft bzw. bei Nichteinbringung einer Ersatzfreiheitsstrafe von 70 Stunden. Ein Fall von willkürlichem Verhalten, wie die Juristin Iris Eisenberger analysiert (vgl. 2003: 74).

Dieses Beispiel zeigt, dass öffentlicher Freiraum nicht für alle in gleicher Weise frei ist. Er wird durch politische Beschlüsse und administrative Konzepte geregelt, die Nutzungsformen bedürfen der sozialen Übereinkunft. Wer den Raum dominiert und zwar durch materielle oder symbolische Aneignung, hängt – hier wieder ein Bezug zu Bourdieu – vom jeweiliges vorhanden Kapital ab. Die Machtposition im sozialen Raum führt zu Raumprofiten für soziale AkteurInnen, die sich dadurch unerwünschte Personen oder Dinge vom Leib halten können oder auch dazu sich begehrten Personen und Dingen nähern. Umgekehrt werden Personen ohne Kapital physisch und symbolisch von den sozial als selten eingestuften Gütern ferngehalten und dazu gezwungen, mit den unerwünschten Personen und am wenigsten seltenen Gütern zu verkehren (vgl. Frey 2004: 224). Durch die Aneignungsprozesse im öffentlichen Raum wird die jeweilige soziale Ordnung des Raums anerkannt oder zurückgewiesen.

#### ***10.4. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen***

Der Kontext, in dem sich das Betteln sowie der Wissens- und Kompetenzerwerb der Bettlerinnen abspielt, kann als transnationaler informeller öffentlicher Raum verstanden werden. Der Raum und die ihn konsituierenden und miteinander verbundenen Charakteristika Informalität, Transnationalität und Öffentlichkeit sind in ihrer Wirkung auf die Frauen ambivalent. Dieser Raum hat sowohl eine ermöglichende Funktion als auch eine erschwerende Wirkung. Als Personen, die am formalen Arbeitsmarkt wenige Chancen haben, greifen die Frauen auf informelle Möglichkeiten der Geldbeschaffung zurück. Neben den enormen Nachteilen, die das für sie bringt, nämlich vor allem soziale, rechtliche und finanzielle Unsicherheit, sehen die Frauen auch Vorteile, wie etwa ihre zeitliche Flexibilität oder die geringe notwendige Investition. Auch die Transnationalität zeigt sich ähnlich ambivalent: Einerseits ermöglicht das West-Ost-Wohlstandsgefälle ihre Bettelaktivitäten, andererseits bleibt aufgrund der Pendelkosten bzw. der hohen Lebenserhaltungskosten in Österreich von dem Erbettelnden nichts oder wenig übrig. Die Frauen müssen sich zudem in einem unbekanntem Umfeld zurecht finden, in dem sie nicht willkommen sind.

---

<sup>57</sup> siehe den Gesetzestext auf: <http://www.internet4jurists.at/gesetze/gesetze.htm> (24.10.07)

Der urbane öffentliche Raum, den die Frauen als ihren Arbeitsplatz nützen, ermöglicht den Kontakt zu den potentiellen GeberInnen sowie zu Landleuten, die weiter helfen können. Er ist für die Frauen der Raum der Hoffnung, der Hoffnung auf nützliche Begegnungen, solche die Geld bringen, ein billiges Quartier, vielleicht sogar ein Job oder sonstige Hilfe; gleichzeitig ist er ein Raum der ständigen Bedrohung: Bedrohung durch Belästigung, Herabwürdigung, sogar Gewalt – Angriffe auf ihre Integrität durch PassantInnen, Bedrohung aber auch durch Sicherheitskräfte, die sie vertreiben, ihnen das Geld wegnehmen, Geldstrafen auferlegen und verhaften können – nicht selten in herab-würdigender Weise. Zur Bedrohung kommen noch Witterungsbedingungen wie Hitze, Kälte, Regen usw. erschwerend hinzu, da die Frauen sich überwiegend im Freien aufhalten (müssen).

Die ambivalente Wirkung, die der beschriebene Raum auf die Frauen hat, ergibt sich vor allem daraus, dass der Raum ein Restraum ist; ein Raum, den sich Menschen schaffen, nehmen, den sie benützen ohne dass er ihnen gehört, in dem sie immer nur temporär geduldet sind, indem sie kaum Rechte haben und wenn, sie selten einfordern können.

Er ist insofern ein Restraum, als es jener Raum ist, der übrig bleibt. Es ist jener Raum, der nicht vom formellen Sektor, nicht von österreichischen StaatsbürgerInnen und den besser gestellten Nicht-StaatsbürgerInnen, der nicht vom kommerziellen Bereich und finanziell potenteren BenutzerInnen öffentlichen Raums beansprucht wird.

Dass die Frauen überhaupt diese Möglichkeit haben, ist aus Sicht des dominanten Diskurses zu betteln, sozusagen eine unerwünschte Nebenwirkung. Es ist eine unerwünschte Nebenwirkung des EU-Betrtritts der Slowakei, Rumänien u.a., dass die Frauen einreisen und hier bleiben dürfen. Es ist eine lästige Nebenwirkung des Wohlstandsgefälles (von dem Österreich profitiert siehe billige Pflegehelferinnen usw.), dass es sich für die BettlerInnen lohnt zu kommen. Es ist eine unerwünschte Nebenwirkung der freien Zugänglichkeit des öffentlichen Raums, dass sich auch Randgruppen hier aufhalten (können).

Um noch klarer zu machen, was dieser Restraum ist, soll ein Vergleich zu dem Raum hergestellt werden, in dem sich afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen in Deutschland befinden (vgl. die Studien von Neumann u.a. 2003 und Seukwa 2006).<sup>58</sup> Joachim Schröder beschreibt den Flüchtlingsraum mit Erving Goffman und Michel Foucault als totalen Raum (vgl. 2003: 379ff.). Die afrikanischen Jugendlichen müssen sich in diesem Raum begeben, sie müssen „Flüchtlinge

---

<sup>58</sup> Dass im folgenden des öfteren Vergleiche zur Situation von afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen gezogen werden, liegt einerseits in der Methode der Grounded Theory begründet, die mit Vergleichen arbeitet und andererseits daran, dass ich mich bei der Entwicklung des Konzepts „Überlebenskompetenz“ auf eine Studie zu afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen beziehe (Seukwa 2006). Die Vergleiche dienen dazu, ein Konzept oder eine These prägnant zu veranschaulichen (in diesem Fall das Konzept „Restraum“ im Vergleich zum Konzept „totalisierter Raum“) Dabei wird auf die jeweiligen Verflechtungen von Sexismen, Rassismen und anderen Diskriminierungsformen nicht detailliert eingegangen.

werden“ (also die Zuschreibung annehmen, sich in den dafür eingerichteten Institutionen bewegen), damit sie überhaupt legal in Deutschland bleiben dürfen.

Auch der öffentliche Freiraum, als Ort an dem sich die Frauen aufhalten, wird zunehmend zu einem kontrollierten Raum, er wird „totalisiert“ (Überwachungskameras, Kommerzialisierung, private Sicherheitskräfte, Bettelverbote...). D.h. auch der Restraum schrumpft. Andererseits unternehmen auch die afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen Versuche dem totalen Raum zu entkommen und in die Resträume hinüberzuschlüpfen, wenn sie etwa Arbeit im informellen Sektor annehmen.

Trotzdem kann von dem Unterschied zwischen totalem Raum und Restraum ausgegangen werden, der auch andere Taktiken hervorruft (worauf in der Abschnitten zur Kompetenzanalyse noch eingegangen wird).

Schlussfolgernd kann festgehalten werden, dass die Frauen in Österreich ebenso wie in ihrem Herkunftsland mit sozialer Ausschließung konfrontiert sind. Die Bedingungen von sozialer Ausschließung setzen sich in Österreich in unterschiedlicher Ausprägung fort. Die Frauen sind hier und dort Marginalisierte.

Der transnationale informelle öffentliche Raum ist als Arbeitsort eine der letzten Chance für jene, denen der Zugang zu anderen Räumen verwehrt wird. In der Aneignung dieses Raumes artikuliert sich einerseits *“die Widerspenstigkeit [...], das heißt, die Aktivität der Beherrschten gegenüber den Unterdrückungsmechanismen und daher ihre Subjektivität (Agency), und andererseits werden dort Modalitäten der Handlungen deutlich, die vom leidenden aber handelnden, dem beherrschten, aber nicht passiven Subjekt aus gesehen, die durchaus üblichen sind.“* (Seukwa 2006: 200)

## **11. Intervenierende Bedingungen: Machtvolle Strategien**

Laut dem Kodierparadigma der Grounded Theory wird mit intervenierenden Bedingungen der breitere strukturelle Kontext gemeint, d.h. *„die strukturellen Bedingungen, die auf die Handlungs- und interaktionalen Strategien einwirken“*, wie etwa *„Zeit, Raum, Kultur, sozial-ökonomischer Status, technologischer Status, Karriere, Geschichte und individuelle Biographie“* (Strauss/ Corbin 1996: 75,82). Sie erleichtern oder hemmen die verwendeten Handlungs- und Interaktionsstrategien oder besser gesagt -taktiken innerhalb eines spezifischen Kontextes. Nach der Einteilung von Strauss und Corbin wird nicht ganz klar, wie der Unterschied zwischen Kontext und intervenierenden Bedingungen verstanden werden soll. Für meine Auswertung habe ich mich entschieden unter Kontext den Raum zu konstruieren, in dem die Frauen arbeiten. Unter intervenierende Bedingungen konzentriere ich mich stärker auf die Prozessaspekte, also sozusagen die Veränderungen der Bedingungen innerhalb dieses Raumes, wobei sich diese Bedingungen vor allem erschwerenden auswirken. Im folgenden Abschnitt werden also die erschwerenden intervenierenden Bedingungen dargestellt, wobei ich an dieser Stelle nur auf jene eingehe, die von außen auf die Frauen einwirken, nicht also etwa auf Krankheiten oder ähnliches.

Ich gehe auf die rechtlichen Bedingungen bzw. auf Aspekte deren Auslegung ein und zeige unter „Dominante Diskurse“ exemplarisch auf, welchen Einfluss der dominante gesellschaftliche Diskurs auf die bettelnden Frauen hat. Anschließend werden noch die Erfahrungen der Frauen mit der Polizei und PassantInnen thematisiert.

### ***11.1. Rechtliche Grundlagen und ihre Auslegungen***

Aus dem Wiener Landes-Sicherheitsgesetz:

*„2. Abschnitt*

*Bettelei*

*§ 2. (1) Wer an einem öffentlichen Ort in aufdringlicher oder aggressiver Weise oder als Beteiligter an einer organisierten Gruppe um Geld oder geldwerte Sachen bettelt, begeht eine Verwaltungsübertretung und ist mit Geldstrafe bis zu 700 Euro, im Fall der Uneinbringlichkeit mit einer Ersatzfreiheitsstrafe bis zu einer Woche zu bestrafen.*

*(2) Geld und geldwerte Sachen, die durch eine Verwaltungsübertretung nach Abs. 1 erworben worden sind, können für verfallen erklärt werden.*

*(3) Eine Verwaltungsübertretung liegt nicht vor, wenn eine Tat gemäß Abs. 1 den Tatbestand einer in die Zuständigkeit der Gerichte fallenden strafbaren Handlungen bildet oder gemäß § 8*

*des Gesetzes betreffend die Regelung öffentlicher Sammlungen, LGBl. für Wien Nr. 16/1946, in der Fassung des Gesetzes LGBl. für Wien Nr. 3/1970 zu bestrafen ist.*“<sup>59</sup>

Betteln scheint also grundsätzlich erlaubt, so es nicht in aufdringlicher, aggressiver oder organisierter Weise passiert. Soweit war ich zu Beginn meiner Forschung informiert und sagte dies auch den Bettlerinnen, mit denen ich Gespräche führte. Die Erfahrung der Frauen hingegen war, dass sie weg gewiesen wurden, damit bedroht wurden eingesperrt zu werden, ihnen das Geld weggenommen wurde und Geld- bzw. zu Ersatzfreiheitsstrafen verhängt wurden. Anfangs war mir nicht klar auf welcher rechtlichen Basis die Polizei vorging. Mit der Zeit fand ich heraus, dass der Einfallsreichtum der Exekutive in diesem Falle sehr groß ist: Etwa wird bei Nicht-EU-BürgerInnen das Fremdenrecht herangezogen, wie unter „Betteln als Arbeit?“ bereits erläutert wurde. Das traf aber auf die interviewten Frauen, die alle EU-Bürgerinnen waren, nicht zu. Diese wurden hingegen wegen § 78 der Straßenverkehrsordnung belangt, laut dessen es verboten ist, „den Fußgängerverkehr [...] durch unbegründetes Stehenbleiben zu behindern“ (StVO § 78) gestraft (vgl. dazu auch “öffentlicher Raum”).

Polizeikommandant Gaschl erläutert das folgendermaßen:

*„Wenn er [der Bettler] den Verkehrsgrund benützt/ [...] Ich habe da irgendwo eine Anzeige liegen, ein Kollege hat eine Anzeige geschrieben. Es gibt mehrere Verwaltungsübertretungen, die der Bettler macht. [...] Wenn er bettelt, verhält er sich nicht als Fußgeher und benützt auch den Gehsteig. Der Gehsteig ist für die Benützung der Fußgänger da und wenn jetzt ein anderer eine Arbeit dort macht, dann braucht er eine Bewilligung. Wenn dort ein paar Schachteln ausgeräumt werden am Gehsteig, dann braucht man eine Bewilligung dazu. Und wir nehmen das auch heran. ... Halten tut das meistens nicht wirklich richtig.*

*I: Also wenn das wer beanstanden würde/*

*G: Man sagt immer, er braucht eine Bewilligung, aber es ist sehr schwierig [Handyläuten] (...) das ist sehr schwierig, das hält meistens nicht. [...] Grundsätzlich hält meistens, wenn er aufdringlich ist nach dem Landes-Sicherheitsgesetz, das wird meistens abgestraft, das andere Verfahren wird meistens eingestellt.“ (G5)*

Nicht desto trotz haben Frauen Strafen in der Höhe von mehreren Hundert Euro aufgrund dieser Auslegung. Die Polizei versucht – durch Beschwerden unter Druck – gesetzliche Grundlagen zu finden, aufgrund dessen sie gegen die BettlerInnen vorgehen kann. Ein Polizist im 15. Bezirk, bei dem ich auf der Suche nach einer mir bekannten Bettlerin nachfragt, gab das auch offen zu: *“Auf meine Feststellung, dass Betteln zwar erlaubt sei, aber es scheinbar kaum Orten gäbe, an denen es letztendlich möglich wäre ohne Vertreibung zu riskieren, sagt er, man wolle es ja auch unterbinden, das sei das Ziel.”* (Gedächtnisprotokoll vom 28.05.07).

---

<sup>59</sup> <http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtsvorschriften/pdf/i1100000.pdf> (30.12.07)

Der Bereich der Wiener Linien (also die Stationen und Züge) gelten als Privatgrund, in ihnen ist Betteln und Hausieren gänzlich verboten.

Es gibt also verschiedene gesetzliche Grundlage, die herangezogen werden können, die jeweilige Handhabung liegt im Ermessen der SicherheitsbeamtInnen: *„In der Regel wird man das so machen: Wenn der Bettler das das erste Mal macht, dann sagt man, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ‚sie sind abgestraft, machen Sie das nicht mehr, das ist strafbar, auf Wiedersehen.‘ Jetzt tut er das aber wieder. ‚Jetzt habe ich es ihnen schon einmal gesagt.‘ Jetzt nimmt man ihm einmal die 21 Euro ab. Wenns dann wieder nichts hilft, dann macht man eben eine Anzeige. Und das geht sogar soweit, Wiederholungsfalle ist strafbar, dass man die Festnahme aussprechen kann. Oder der Kollege macht eine Anzeige und der Bettler hat keinen Ausweis mit. Das ist auch ein kurzer Festnahmegrund zur Identitätsfeststellung, damit wir wissen, wer der Herr überhaupt ist.“* (G5)

Interessant ist, dass sich im oben erwähnten Wiener Landes-Sicherheitsgesetz auch folgender 4. Abschnitt findet:

*„Informations- und Verständigungspflichten*

*§ 4. Organe des öffentlichen Sicherheitsdienstes haben insbesondere bei Amtshandlungen nach dem 2. oder 3. Abschnitt solche Personen, die offensichtlich der Hilfe der Gemeinschaft bedürfen, über die im Einzelfall in Frage kommenden Einrichtungen im sozialen Bereich zu informieren und das Magistrat hievon zu verständigen.“<sup>60</sup>*

Mit Herrn Gaschl entspannte sich folgendes Gespräch zu dem Paragraphen:

*I: Mich hätte nur interessiert an wen die im Falle weiter verwiesen werden.*

*G: Wenn wir glauben, dass da Hilfe notwendig ist, dann schicken wir das ganze ans Magistrat, eine Durchschrift. Ich kann ja trotzdem eine Anzeige machen, wo dringt steht, da ist eine Frau mit Kind und wir schicken das weiter ans Magistrat. Das hab ich Ihnen vorher schon gesagt, das wird dann an dass Jugendamt weitergeleitet.*

*I: Ok, also es geht im Magistrat ans Jugendamt.*

*G: Da dürfte dieser Passus zutreffen.*

*I: Ja, genau, das wäre das eigentlich/*

*G: Wenn die problematisch/ aber die gehen ja nicht mit, sie können ja niemand mit Gewalt da mit/*

*I: Na, na, das hab ich nicht gemeint.*

*G: Aber, abe/r*

---

<sup>60</sup> <http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtvorschriften/pdf/i1100000.pdf> (30.12.07)

*I: Da heißt ja Informations- und Verständigungspflicht. Ich bin mir ja gar nicht sicher, was das heißt, heißt das Sie müssen die Leute informieren, dass ihnen dort und dort geholfen werden kannoder heißt das, Sie müssen das Magistrat verständigen? [...]*

*G: Naja, wir müssen das machen, das stimmt, da haben Sie recht.*

*I: Sie müssen eigentlich die Bettler informieren.*

*G: Richtig, das es soziale Einrichtungen gibt, dass sie nicht betteln gehen brauchen.*

*I: So ist das gemeint, habe ich's schon richtig verstanden. Ist aber net sozusagen-*

*G: Naja, wir sagen ihnen schon öfter, da gibt's die Caritas und das Magistrat wo sie was kriegen, wenn es/ aber mir kommt vor, das ist ihnen gar nicht/ das wollen sie gar nicht haben. Die wollen dort sitzen, ihr Geld bekommen und aus.*

*I: Mhm ...*

*G: Aber Sie haben recht das ... das müssten wir, streng genommen müssten wirs sie an die Hilfeinrichtungen des Magistrats verweisen.*

*I: Wobei natürlich auch Einschätzungssache ist, was hilfsbedürftig sozusagen wieder ist, aber – aber es ist schon so gemeint.*

*G: Ja. Da sind wir wieder bei den Verständigungsschwierigkeiten, ist ganz klar.*

*I: Ja, da kann man eh nicht mehr/ da könnte man nur die Adresse mithaben und die austeilen oder so*

*G: So einen kopierten Zettel und ihnen geben.*

*I: Das könnte man theoretisch haben.*

*G: Könnt man direkt einmal probieren. Sie bringen mich auf eine Idee [beide lachen]“ (G1)*

## **11.2. Dominante Diskurse**

Diese Diplomarbeit wirft einen bildungswissenschaftlichen Blick auf eine Gruppe, die medial und politisch fast ausschließlich im Kontext von Ordnung, Sicherheit und Kriminalität ins Blickfeld rückt. Meine Arbeit kann keine Medienanalyse zum Thema Betteln leisten. Die so genannte öffentliche Meinung, also der dominante Diskurs zu Betteln, ausgedrückt in den Medien – in Artikel, Kommentaren, LeserInnenbriefen und Forumbeiträgen – sowie in der Zunahme von Bettelverboten soll hier aber dennoch exemplarisch Eingang finden, denn er ist Teil der Bedingungen, die die Bettlerinnen in Österreich vorfinden.

Robert Sommer, Redakteur der Straßenzeitung Augustin, sieht keinen Unterschied zwischen *„als seriös geltenden Tageszeitungen und eines täglich mit vielfach größerer Auflage erscheinenden Revolverblatts“*: *„Ruf nach Bettelverbot wird laut“*, titelt das Großformat *„Die*

Presse“ (11.07.06). „Ruf nach Bettelverbot wird lauter“, informiert das Kleinformat „Kronenzeitung“ am Titelblatt (16.07.06). *“Beide erzeugen die Stimmung, die sie als so genannte Stimmung des Volkes zu reflektieren vorgeben. Beide reden den Menschen ein Bedrohungsszenario ein und „entdecken“ unschuldig, dass unter den Menschen ein Gefühl der Unsicherheit aufgekommen sei”*, so Sommer (2006). Auch die Tageszeitung Der Standard spricht ganz selbstverständlich von organisierter Bettelei: *“Organisierte Bettler werden gezielt vor Ticketschalter, U-Bahneingängen platziert und in fahrenden Linien eingesetzt”* (Bildunterschrift am 07.06.06 zu einem apa-Artikel mit dem Titel: *„Neue Durchsagen gegen organisiertes Betteln“*).

Die öffentliche Meinung zum Thema Betteln zeigt sich auch durch Beschwerden über BettlerInnen im U-Bahnbereich. Laut Onlinestandard vom 6. Juli 2006 gab es *“allein im Mai gab es 68 telefonische Beschwerden zum Thema”* bei den Wiener Linien. Die Wiener Linien reagierten auf die *“zahlreiche Anfragen von Kunden, die sich über Bettlerbanden beschwert hätten”*, so Brigitte Gindl von den Wiener Linien zum Standard. Die Wiener Linien richteten eine Durchsage mit folgendem Text ein:

*“Viele Fahrgäste fühlen sich durch organisiertes Betteln in der U-Bahn belästigt. Wir bitten Sie, dieser Entwicklung nicht durch aktive Unterstützung Vorschub zu leisten, sondern besser, durch Spenden an anerkannte Hilfsorganisationen zu helfen. Sie tragen dadurch zur Durchsetzung des Verbots von Betteln und Hausieren bei den Wiener Linien bei.”*

Diese Durchsage ist in mehrerer Hinsicht bemerkenswert oder besser gesagt erschreckend: Zum einen trägt sie zur Konstruktion des Bildes *“der organisierten Bettler(banden)”* bei und verleiht der Durchsage durch dieses populistisches Vorurteil zusätzliche Legitimität. Ob die BettlerInnen wirklich organisiert sind bzw. was mit organisiert gemeint ist, wird nicht geklärt bzw. in Frage gestellt. Stört nur die organisierte Bettelei, was ist mit nicht organisierter? Was ist mit organisiert gemeint?<sup>61</sup>

Zum anderen entmündigt sie die Fahrgäste und jene, die den BettlerInnen Geld geben, bekommen den Stempel von *“unsolidarisch”* (mit den sich belästigt fühlenden Fahrgästen): Sie befördern das schlechte Verhalten. Diese Durchsage kann als pädagogische Intervention (und somit als Beispiel für die zunehmende Pädagogisierung<sup>62</sup> der Gesellschaft) verstanden werden, denn sie will eine Verhaltensänderung herbei führe. Die Durchsage drückt nicht nur einfach ein

---

61 Wie sehr die Gefahren und Bilder konstruiert sind, zeigt das Beispiel der Taschendiebe: *“Nicht nur vor Bettlern, sondern auch vor Taschendiebe warnen die Wiener Linien verstärkt. Werden ‚auffällige Personen‘ oder tatsächliche Diebstähle gemeldet, gebe es spezielle Durchsagen. Obwohl Diebe Gindl zufolge kein großes Problem darstellen: Von Jänner bis Juli gab es 15 Taschendiebstähle.”* (Karin Krichmayr, DER STANDARD vom 06.07.2006)

62 *„Pädagogisierung meint die Ausweitung der ‚pädagogischen Lüge‘ auf die gesamte Lebenszeit und die gesamte Gesellschaft. Hatten bisher nur die Lehrer behauptet, nur unser Bestes zu wollen, behaupten das nun auf einmal alle. [...] Was in früheren Zeiten brutale, auf körperliche Bestrafung ausgerichtete Gesetze in Verbindung mit weit reichender exekutiver Gewalt erreichen mussten, das systemkonforme Funktionieren der Menschen, wird heute durch pädagogisch-psychologische Dauerinterventionen bewerkstelligt. [...] Zugleich wird es zunehmend schwieriger, sich dem allumfassenden Zugriff durch pädagogische Maßnahmen noch irgendwie zu entziehen.“* (Ribolits 2004: 16).

Verbot aus („Betteln und Hausieren ist im gesamten U-Bahnbereich verboten“ war und ist eine andere Durchsage), sondern sie gibt die Gründe dafür an (Beschwerden von Fahrgästen), bietet Handlungsalternativen, Motivation durch Beteiligung („Helfen Sie mit“) und versucht dieses Verbot auch noch zusätzlich zu legitimieren (organisierte Betteln).<sup>63</sup>

Was die Wiener Linien hier tut, nennt Michel de Certeau „Strategie“: *„Strategien sind somit Aktionen, die aufgrund der Voraussetzung eines Macht-Ortes (der Besitz von etwas Eigenem) theoretische Orte (totalisierende Systeme und Diskurse) schaffen“* (1988: 91). Die Wiener Linien können die Regeln der U-Bahnbereiche bestimmen und den Raum via Lautsprecher mit ihren Diskursen dominieren. Strategie ist *„die Berechnung (oder Manipulation) von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt (ein Unternehmen, eine Armee, eine Stadt oder eine wissenschaftliche Institution) ausmachbar ist. Sie setzt einen Ort voraus, der als etwas Eigenes beschrieben werden kann und somit als Basis für die Organisation von Beziehungen zu einer Exteriorität dienen kann, seinen dies Stoßrichtungen oder Bedrohungen (Kunden oder Konkurrenten, Feinde, das Umaltn der Stadt, Forschungsziele und –gegenstände etc.). [...] [J]ede „strategische“ Rationalisierung ist vor allem darauf gerichtet, das „Umfeld“ von dem „eigenen Bereich“, das heißt vom Ort der eigenen Macht und des eigenen Willens, abzugrenzen.“* (ebd.: 87f.) In diesem Fall grenzen die Wiener Linien ein, wer die Orte wie aufsuchen darf oder nicht.

Eine Auswirkung ist laut Certeau, *„die Beherrschung der Orte durch das Sehen. Die Gliederung des Raumes ermöglicht eine panoptische Praktik ausgehend von einem Ort, von dem aus der Blick die fremden Kräfte in Objekte verwandelt, die man beobachten, vermessen, kontrollieren und somit seiner eigenen Sichtweise ‚einverleiben‘ kann“* (ebd.: 88). Durch die Überwachungskameras, nicht nur im U-Bahnbereich sondern auch in den U-Bahngarnituren wird die panoptische Praktik perfektioniert. Die Fahrgäste bekommen ihrerseits auch ein „Sehangebot“, dem sie sich allerdings schwer entziehen können: Ihr Blick wird durch Screens auf Bahnsteigen und auch in den Waggonen auf die dort produzierten dominanten Diskurse gelenkt.

Zurück zu der Durchsage: Auf meine Email-Anfrage, wie die Wiener Linien zu der Einschätzung „organisierte Bettelei“ kommen, weist der Kundendienst auf die enge Zusammenarbeit mit der Polizei, die die Medienberichte bestätigen würden. Als Beispiel für die Medienberichte wurde mir folgender Link übermittelt: <http://wien.orf.at/stories/131232> auf dem unter anderem zu lesen ist (22.08.06): *„Laut Polizei operieren Bettlerringe in Wien in kleinem Stil. Gruppen von drei bis fünf Mitgliedern aus Großfamilien arbeiten in der Innenstadt nach dem Modell „Aufpasser und Abkassierer“. Ersterer warnt vor Polizisten, der andere holt im Halb-Stunden-Takt das Geld ab. Wie viel von dem Geld die Bettler abgeben müssen, kann die*

---

<sup>63</sup> Es gab auch gegen die Durchsage Beschwerden, sie wurden aber bis dato nicht eingestellt.

*Polizei nicht sagen.*“ Die Bettlerringe sind also sogar laut Polizei „klein“ und sozusagen Familienunternehmen. Darüber hinaus findet sich auf unter eben diesem Link, der Hinweis, dass die Polizei im Juli 2006 bekannt gab, *„dass das Problem [sic!] mit organisierten Bettlerbanden geringer als erwartet sei. Eine Entwicklung, die sich die Polizei selbst nicht ganz erklären konnte.“*

Welche anerkannte Hilfsorganisation den BettlerInnen helfen, konnte ich auch auf wiederholte Nachfrage bei den Wiener Linien nicht herausfinden. Mit wurde nur folgender Link übermittelt: [http://www.allesklar.at/s.php?cat\\_path=100-541-1935&timeStamp=1166789495277](http://www.allesklar.at/s.php?cat_path=100-541-1935&timeStamp=1166789495277) mit dem Tipp: *„Nach dem Öffnen dieser Internetseite kann im Suchfeld beispielsweise `Caritas` eingegeben werden, um zu detaillierten Informationen über die jeweilige Organisation zu gelangen“* und dem Hinweis: *Wir „bitten um Verständnis, dass es einem Verkehrsunternehmen nur bedingt möglich ist, Bedürfnissen von Randgruppen nachzukommen.“* (Email des Kundendienstes der Wiener Linien vom 13.08.2007)

Anfang Sommer 2006, also zum Zeitpunkt des Beginns der Durchsagen, fanden auch verstärkte Polizeikontrollen im U-Bahnbereich statt (vgl. Karin Krichmayr, Der Standard, Printausgabe 06.07.2006) Es bestehe aber kein direkter Zusammenhang zwischen den Durchsagen und den verstärkten Polizeikontrollen in Wiens öffentlichen Verkehrsmitteln, so eine Sprecherin der Wiener Linien (ebd.).

Das Thema BettlerInnen ging also im Frühsommer 2006 durch die Medien. Kurz davor hatte ich meine Voruntersuchung durchgeführt, kurz danach den Hauptteil meiner Forschung.

Während bei den Voruntersuchungen ein Großteil der BettlerInnen im U-Bahnbereich gesichtet wurde, konnte wir Ende Juli/ Anfang August 2006 trotz intensiver Suche keine einzige Bettlerin im U-Bahnbereich finden. Unsere Gesprächspartnerinnen fanden wir vor allem in der Mariahilferstraße und auf größeren Märkten in Wien.

Die Durchsagen wurden nicht zeitlich limitiert eingesetzt, auch im September 2007 drangen sie noch aus den Lautsprechern. Trotzdem traf ich bereits ab Herbst 2006 wieder Bettlerinnen in U-Bahn und Schnellbahnzügen sowie in bei den Haltestellen an.

Nicht nur bei den Wiener Linien gehen Beschwerden ein, auch die Polizei sieht sich damit konfrontiert. *„Täglich gibt es bei der Polizei etwa zehn Beschwerden“*, gibt der ORF am 18.07.06 bekannt<sup>64</sup> Polizeikommandant Gaschl, der für einen Großteil der Mariahilferstraße zuständig ist formuliert es so: *„Für uns ist einmal primär, wir wollen dass alle zufrieden sind, dass in der Mariahilferstraße die Besucher zufrieden sind, die Geschäfte zufrieden sind. Wir wollen an und für sich mit den/ mit der Bettlerproblematik gar nicht viel zu tun haben, weil wir sehr viel andere Arbeit haben.“* (G2)

---

<sup>64</sup> <http://wien.orf.at/stories/131232/> (30.09.07)

Die Beschwerden, auf die Polizei und Wiener Linien reagieren, beeinflussen oder besser gesagt erschweren also massiv die Arbeit der BettlerInnen, etwa durch die Einschränkung der möglichen Arbeitsplätze. Dana erzählte uns, wie sich das Vorurteil der „organisierten Banden“ bzw. der „ausgebeuteten und unterdrückten Frauen“ auf sie auswirkt. Sie und ihr Freund wurden wiederholt von Passanten beobachtet, verfolgt und beschimpft:

*„Viele Deutsche [vermutlich meint sie Deutsch-Sprechende] haben wir gesehen, die uns den ganzen Tag anschauen, sie beobachten uns den ganzen Tag und wir zählen dann gemeinsam das Geld und dann denken viele, dass/.. oder glauben, dass/.. ich weiß es nicht, dass ich Arme ausgeraubt werde, dass er das Geld von mir wegnimmt, verstehst du? Sehr viele Deutsche glauben das. Und vielen sage ich dann, nein, das ist doch mein Freund, ich würde das doch gar nicht erlauben, dass jemand von mir das Geld wegnimmt.“ (Da9)*

Die Organisiertheit ist im dominanten Diskurs also das Hauptargument, um gegen die BettlerInnen vorzugehen. Während als die Selbstorganisation des Individuum (siehe Kapital “Kompetenz”) hochgehalten wird, wird kollektive Selbstorganisation von AkteurInnen, besonders jenen mit niedrigem Status zunehmend suspekt bzw. kriminalisiert: So verbietet das Wiener-Landessicherheitsgesetz Betteln zwar nicht grundsätzlich wie oben erläutert, wer aber *“als Beteiligter an einer organisierten Gruppe um Geld oder geldwerte Sachen bettelt, begeht eine Verwaltungsübertretung”* (2. Abschnitt, § 2/1) Es ist bemerkenswert, dass Organisation (wobei nicht näher bezeichnet wird, was damit gemeint ist) grundsätzlich als Delikt gilt, unabhängig davon zu welchen Zwecken sich die Bettelnden organisieren und ob die Personen gleichberechtigt kooperieren oder in Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnissen zueinander stehen. Das heißt, die Organisiertheit von BettlerInnen wird im dominanten rechtlichen und auch im medialen Diskurs grundsätzlich als negativ, also kriminell bzw. moralisch verwerflich bewertet. Im medialen Diskurs wird durch die Betonung der Organisierung von der Frage abgelenkt, warum diese Menschen betteln und unter welchen Bedingungen sie das tun. Gleichzeitig wird das Betteln in die Nähe der organisierten Kriminalität gerückt. In einem Krone-Artikel vom 14.03.07 wird ausschließlich von organisierten BettlerInnengruppen geschrieben: *“organisierten Ostbanden”, “organisierte Bettelmafia”*. Obwohl die Krone überzeugt zu sein scheint, dass alle BettlerInnen “organisiert” sind, fordert sie ein generelles Bettelverbot, weil die Polizei, die derzeit nur gegen “aggressives” und “organisiertes” Betteln vorgehen kann, “machtlos” ist: Denn *“kaum tauchen die Beamten auf, sind die Banden wie vom Erdboden verschwunden.”* (Krone 14.03.07: 14) Die Forderung nach einem generellen Bettelverbot baut in dieser Argumentation ebenfalls nur auf der Organisiertheit auf.

In einem Artikel der Salzburger Nachrichten vom 28.12.07 schreibt Maria Zimmermann, dass unter Organisiertheit verstanden wird, dass *“mehr als drei Leute zusammenarbeiten”* (2007: 5). Was “organisiert” heißen könnte, diskutierte ich auch mit Gaschl, also einem Experten von der Polizei:

*I: Wie sehen sie das sozusagen aus Ihrer Sicht/ weil organisiert kann alles und nichts heißen.*

*G: So ist es, und wir können es auch fast nicht beweisen, muss ich dazu sagen. Unser Einschreiten ist deshalb ganz schwierig, weil wir es nicht beweisen können, dass es organisiert ist, obwohl es irgendwo nahe liegt.*

*I: Aber was ist so Ihr Verständnis von/*

*G: Für mich ist organisiert, wenn ich wahrnehme, dass einer mit dem Bus fährt und setzt auf jeder Kreuzung einen aus/ eine aus, eine Frau mit einem Kind. Oder er geht regelmäßig durch und kassiert ab, sagt ‚Gib mir dein Geld‘, geht zu der ersten, hundert Meter weiter zu der zweiten Frau und kassiert immer ab. Dann ist es für mich organisiert.“ (G2)*

*G: Die Slowaken, wir haben das gewusst, die sind gekommen, die sind bis zur Lugnercity gefahren, da sind alle ausgestiegen, am Abend sind wieder alle eingestiegen und sie sind heimgefahren.*

*I: Hm, aber die haben dann schon jeder in seine eigene Tasche/ und den Bus gemeinsam gezahlt.*

*G: Ja.*

*I: Und würden sie das auch als organisiert ansehen?*

*G: Nein.*

*I: Also organisiert hat schon immer auch Ausbeutung dabei?*

*G: Genau, so sehe ich das.*

*I: Würd ich auch so sehen, weil oft tut ma sich/ tun sie sich ja auch zusammen, eben für Busse, Autos/*

*G: Nein, das nicht. Für mich ist organisiert, wenn die Behinderten/ weil da frag ich mich, wie dieser Behinderte oder diese ganze Gruppe nach Österreich kommt, da muss schon eine Hinterhand sein, die das ein bisschen organisiert. Die sind sicher auch die Ärmsten in Rumänien und jetzt kommt einer her und bringt die mit einem Auto her, meldet die auf irgendeinem Magistrat an und besorgt ihnen einen Wohnung. Wahrscheinlich, ich war noch nicht drinnen in so einer Wohnung, wahrscheinlich eine Massenunterkunft, das muss das organisiert sein, meiner Meinung nach.*

*I: Mhm, wenn's nicht mit der Familie/*

*G: Wenn eine rumänische Familie, Vater, Mutter mit dem Kind kommen, dann ist das nicht organisiert.“ (G7)*

*Laura sagt im Interview: „Jede Stunde steh ich auf, gebe das Geld meinem Mann/,.. ich rauche eine Zigarette und dann setzte ich mich wieder nieder.“ (L2)*

Sie gibt also das Geld ihrem Mann, was eine verständliche Praktik ist, wenn mensch darum weiß, dass ihr das Geld von PolizistInnen abgenommen werden kann. Eine Beobachterin der Szene könnte darin die erwartete Organisiertheit und Ausbeutung erkennen.

Organisation kann also vieles bedeutend: Zusammenarbeit um den Schutz auf der Straße zu gewährleisten, die gemeinsamen Benützung von Fahrzeugen, die Übergabe von Geld aus Sicherheitsgründen, das Betteln um Schulden rückzahlen zu können usw. In diesem Sinn von Organisiertheit sind auch die interviewten Frauen organisiert. Kann das strafbar sein? Auf Formen von Organisiertheit, die auf Ausbeutung beruhen, bin ich nicht gestoßen. Es mag sie aber durchaus geben. Dort wo Menschen auf andere angewiesen sind, abhängig sind und keine andere Perspektiven sehen – dort kann es leicht zu Ausbeutung kommen, wie in anderen Bereichen der Gesellschaft ebenso. Der Terminus “organisiertes Betteln” wird aber zur pauschalen Kriminalisierung von BettlerInnen verwendet. Eine Klärung, was “organisiert” heißt, liegt gar nicht im Interesse derer, die den Begriff so häufig gebrauchen.

### ***11.3. Polizeiverhalten***

Die einflussreichste intervenierende Bedingung für die Frauen ist das Verhalten der Polizei, das von den dominanten Diskursen beeinflusst wird. Im Folgenden sollen die Frauen diesbezüglich noch einmal selbst zu Wort kommen. Nur Ana und Helena erzählten keinen negativen Erlebnisse mit der Polizei. Möglicherweise war Ana durch ihren Ausweis der Zeitschrift moment# geschützt, sie äußerte sich zu der Problematik nicht. Helena gab auf unsere Frage hin an, auf der Straße noch keine Probleme mit der Polizei gehabt zu haben. Sie bettelte auch erst sehr kurz.

Sina, die auf der Mariahilferstraße sitzt, erzählt: *“Sie [die PolizistInnen] haben mich oft erwischt. Sie sind zu mir gekommen, haben mich aufgeschrieben, haben die Informationen aus meinem Pass genommen und was ich weiß, habe ich ihnen gesagt: ‚Entschuldigung, weg‘. Dass ich nicht hier bleiben werde. Und sie lassen mich gehen. Einige böse haben mein Geld/ wenn ich 3-4 Euro hatte/ haben es mir weggenommen und ich habe geweint. ‚Gebt mir mein Geld, ich hab es gemacht [im Sinne von verdient] und jetzt nehmen sie es mir weg‘.“* (Sa7).

*“Sie [die PolizistInnen] sagen mir, wenn ich noch einmal hierher kommen auf die Mariahilferstraße, dann sperren sie mich ein. Und ich fürchte mich, Gott, was soll ich tun?“* (Sa8)

*„Die Polizei hat uns weggejagt, und so konnten wir kein Essensgeld machen. Es sind Tage, an denen wir nicht das Essensgeld machen.“* (Ma1)

Laura wurde bereits mehrmals eingesperrt, weil sie nicht bereit war, die Strafe zu zahlen. Es blieb für mich aber unklar auf welcher gesetzlichen Basis sie gestraft wurde. Dass es bei ihr

schneller zu einer Verhaftung kommt als bei Mara hat vermutlich den Grund, dass sie im Gegensatz zu dieser, nicht in Österreich gemeldet ist.

*„Was machst du, wenn die Polizisten zu dir sprechen? Ist das schon einmal passiert, dass sie zu dir gesprochen haben?“*

*L: Sicher, aber sie wissen dass ich nicht sprechen kann, ich sag nur zu ihnen, dass ich nicht Deutsch kann und dass ich Ungarin bin.. ja und das weiß er.. und ich, wenn ich mit ihm spreche, dann holen sie einen Dolmetscher*

*I: Ah, und der spricht Ungarisch? Was sagen sie gewöhnlich zu dir? Was sagen sie?*

*L: Auf diesem „Platz“ (verwendet das deutsche Wort) darf man nicht betteln (kódulni), jetzt bestrafen sie mich oder sperren mich für 3 Tage ein.*

*I: Ist dir das schon mal passiert, dass sie dich bestraft oder eingesperrt haben? Deinem Mann ist das schon passiert?*

*L: Ja, ihm ist das schon passiert... ich war schon 3 Mal im Gefängnis, ich bezahlte die Strafe nicht, ihnen gebe ich kein Geld dafür, weil ich für dieses so viel leide, für dieses Geld.. da schicke ich lieber dieses Geld nach Hause für meine Kinder.. dann sitzt ich lieber ein [im Sinne von ins Gefängnis gehen], das kann man noch besser aushalten, als wenn sie mir über 100 wegnehmen und wir kein Geld haben und nach Hause auch nichts schicken können.“ (L2)*

Dana erlebt das Polizeiverhalten als ”präpotent“: *“Und dann wenn sie mich mitnehmen, nehmen sie mir auch das weg, wofür ich den ganzen Tag gelitten habe und dann vor ihren Augen muss man es (das Geld) hinein geben[in ein Behältnis] und dann sind sie auch noch solche Schweine, dass sie in mein Gesicht lachen, sind das nicht präpotente Polizisten und dann sagen sie von uns, dass wir die unanständig sind, weil wir betteln (kódul) und dann stehlen sie und betrügen mich um mein Geld und wir sollen die unanständigen sein?“ (Da3)*

Nicht immer hat die Polizei (nur) eine negative Rolle, das Verhalten der einzelnen BeamtInnen scheint sehr unterschiedlich zu sein:

*“Ich war drei Monate schwanger als ich anfing zu kommen.[...] Und bis zu diesem Tag/ wenn sie mich fragen, sie rede mit mir [die Polizei], fragen mich, wie es den Kindern geht. Aber es gibt auch Polizisten, denen es egal ist, dass ich Kinder zu Hause habe und es ist sinnlos, wenn ich ihm sage, ich fahre heim, es ist ihm egal. Letztes Mal habe ich heimgenommen müssen, weil mein Jüngeres krank geworden ist und ich habe nach Hause telefoniert und meine Mutter kann nicht so gut damit umgehen, deshalb habe ich heim müssen und gerade da haben sie mich erwischt. Ich habe gefleht und gebettelt mich gehen zu lassen und mit größter Mühe habe ich es geschafft, dass sie mich heim fahren lassen.“ (L8)*

Beim ersten Gespräch fürchtet sich Mara zwar vor der Polizei, erzählt aber auch, dass ihr bis zum Zeitpunkt des Interview im Sommer 2006 in der Mariahilferstraße noch kein Polizist ihr Geld abgenommen hatte, sondern sie nur ihre Daten aufschreiben würden:

*„Ich erschrak jedes Mal, wenn ich die Polizei sah, ich hab mich auf/ meine Kinder/ und ich hatten Angst, wir weinten. Sie haben mich aufgegriffen und aufgeschrieben, sie haben mir niemals Geld weggenommen.“ (Ma2)*

Als ich sie acht Monate später wieder zum Interview traf, erzählte sie Erlebnisse mit der Polizisten, die skandalös sind:

*“M: Heilige Maria! Sie haben mich gleich von dort, wo du mich am Sonntag gefunden hast, mitgenommen, von der U-Bahn und haben mich mit dem Kind in den Wald gebracht, ich glaube ungefähr 5 km zu Fuß. Damit sie mich nicht erwischen, ging ich dahin [zu diesem Bettelplatz], weil ich jeden Tag dem Kind etwas zu essen kaufen musste. Ich spreche nicht mal mehr über die Bleibe, für die ich auch bezahlen musste und/*

*I: Sie haben Sie in den Wald gebracht?*

*M: Also, sie haben mich mit dem Kind in der Mitte des Waldes gebracht. Sie haben mich von der 49 Linie weggebracht, ich weiß nicht, ob du die kennst...*

*I: Ja.*

*M: Wir sind auf der zehner Linie angekommen und er hat mich gebracht... Gott soll mich hinbringen! In den Knast. Ich und das Kind weinten. Ich hatte kein Wasser, nichts bei mir.*

*I: Und wo hat er euch aussteigen lassen?*

*M: Und er hat mich in einen Wald. Gott, ich habe geglaubt, er bringt mich in den Knast. Er sagte: ‚Komm, hier.‘ Und dort hat er mich aussteigen lassen. Jede Stunde ist da ein Wagen vorbei gefahren, nur in eine Richtung. [...] Das war im Frühling, im Frühling. Also habe ich sehr viel gelitten [...] Wie viele Steine ich damals gegessen habe. Und ich bin zu Fuß zurück gekommen. Ich wusste es nicht... Ich dachte Gott, wenn ich soll/ Werde ich es noch zurück zu der Frau schaffen, oder wird mich hier ein Wolf, ein Tiger fressen? Dem Kind war zum Sterben heiß... Ein Wunder ist passiert: Gott hat's gegeben, weil ohne Ihn gibt es nichts, und ein rotes Auto, ein von diesen ausländischen Autos ist vorbei gefahren. Und ich habe mich weinend davor gestellt und sie: ‚Warum?‘, also warum ich weine, ich hatte es verstanden. Und ich habe den Meldezettel rausgeholt und ihn ihr gezeigt und gesagt: ‚Bitte, Polizei... komm hier... Auto, mit.[...]‘ Und sie hat mich bis an den Weg, an die Endstation, damit ich die Straßenbahn, nicht die Straßenbahn, den Bus, 26A nehmen konnte. Ich bin erst um drei Uhr nach Hause gekommen, in der Früh, so von ungefähr neun Uhr Früh bis drei Uhr. Und das war's, ich habe soviel gelitten und soviel geweint... schon immer... weinend und niedergeschlagen [...]*

*I: Also, wann sind sie nach Hause gekommen?*

*M: Um drei Uhr nachts. Ja, um drei Uhr nachts bin ich angekommen. Es gab keine Straßenbahn mehr, nichts... Ich bin bis irgendwo hingekommen und dann bin ich zu Fuß gegangen, weil ich den Weg kannte.“ (Mb14f.)*

Herr Gaschl, dem ich von diesem Erlebnis Mara erzählte, kommentierte es folgendermaßen:

*G: Das kanns fast nicht/, na ja, traurig, wenn es so was noch gibt, traurig. Und solche (...) gehören zur Anzeige gebracht, die haben in unserem Verein nichts verloren. Sie soll sich das Nummerschild aufschreiben. Sie kann auch an mich einen Brief schicken, wenn das und das vorgefallen ist, um die und die Zeit oder sie gibt es Ihnen und sie leiten es weiter. Sie muss nicht unbedingt einen Namen bekannt geben, wenn sie es anzeigt.[...] Eines ist natürlich klar, wenn man das anonym macht, wird nicht soviel rauskommen. [...] Ich kann es mir fast nicht vorstellen [das so was passiert]. Aber ich will nichts ausschließen, ich habe schon so viel erlebt, ich sag es Ihnen ehrlich, aber das ist nicht richtig. Das sind Menschen und so muss man sie auch behandeln [...] Wir draußen haben die Möglichkeit abzumahnern, Strafmandat oder Anzeige zu machen oder Wegweisung. Man kann schon eine Festnahme auch machen, aber das muss alles menschlich zugehen. Das ist kein Schwerverbrecher. Das ist für uns sehr wohl ein Problem die Bettlerei, das wir am liebsten nicht haben würden. Weil wir haben(...) am Wochenende immer Bettlerstreifen angeordnet. Das kommt von oben runter, so hoch sind die Beschwerden, vom Polizeikommando werden Leute zusammengezogen, die sind als Streifen unterwegs.“ (G14)*

Zum Umgang mit BettlerInnen in seinem Revier sagt Gaschl:

*„Ich habe eine Zeit lang sehr viel bezüglich der Bettler gemacht. Wie soll ich sagen: Ich habe nichts gegen die Bettelei, aber wenn es zu groß wird, muss man einschreiten. Und dann muss man Leute einsetzen oder es selber machen mit ein bisschen einem Fingerspitzengefühl, das/ Wenn das jetzt wie gesagt eine Frau mit einem Kind ist, das Einschreiten ist da schwierig und da habe ich mich ein bisschen damit beschäftigt und habe die Kollegen, die ein bisschen ein Gespür dafür haben, damit beauftragt, das zu überwachen, einzuschreiten.[...]*

*I: Und was ist da wichtig, was sagen Sie da ihren Kollegen, was da wichtig ist mit dem Fingerspitzengefühl, was das wichtig ist im Umgang/*

*G: Mensch bleiben [lacht kurz] bei dem Ganzen Mensch bleiben, menschlich einschreiten.“ (G12f.)*

Zu Beginn war mir die Vielschichtigkeit der rechtlichen Bestimmungen auf deren Grundlage die Frauen mit Strafen für das Betteln belegt wurden nicht klar und ich informierte sie darüber, das Betteln nicht verboten sein. Erst im Laufe der Zeit wurde mir die Naivität dieser Sicht klar.

*„I: Das Gesetz sagt, dass das legal ist, das heißt nicht illegal.*

*D: Kannst du das den Polizisten sagen, haha“ (Da4)*

Im zweiten Interview mit Mara suchte ich nach Möglichkeiten, sie vor der Polizei zu schützen und ihr zu helfen, ihre Rechte zu verteidigen. Während dieses Gesprächs wurde mir auch klar, dass die Frauen kaum die Möglichkeiten haben ihre Rechte einzufordern, sei es das Recht auf ein Telefonat bei Verhaftung oder ähnliches. „*Werden die uns Rechenschaft abgeben?*“, frage mich Mara (Mb38), als ich versuchte ihre klar zu machen, dass sie sich die Namen von Polizisten merken sollte, die sie schlecht behandeln. Und auf meinen Vorschlag hin, sie solle ihnen das Gesetz zeigen, meinte sie, dass sie Angst hätte, dass ihr das als freches Verhalten ausgelegt würde. Die einzige Möglichkeit wäre im Nachhinein Beschwerde einzulegen, wie auch Polizeikommandant Gaschl empfahl.

Auch die Polizei kann im Certeauschen Sinne strategisch handeln, den Frauen hingegen bleibt nur die Taktik (Vgl. dazu auch “Bettlerinnen als Bildungsanlass?”).

#### **11.4. PassantInnenverhalten**

Neben der Polizei erleben die Frauen auch herabwürdigendes Verhalten und sogar Übergriffe von PassantInnen und Sina auch von anderen Bettlern:

*„I: Hast du geglaubt, dass sie [andere Bettler die sie von ihrem Platz vertreiben] dir weh tun würden?*

*S: Ich habe nicht gedacht, dass sie mir weh tun würden. Aber einigen von ihnen, zum Anfang als ich gekommen bin, haben mich mit dem Fuß getreten, wenn ich mich niedergesetzt habe, haben mir auf die Beine, aufs Knie getreten. Einige mit ihrem Stock, mit dem Gehstock haben auf meine Beine geschlagen, und deshalb bin ich weggegangen, wenn sie mir gesagt haben, dass ich verschwinden soll. Ich gehe weg, weil ich Angst habe. Nicht alle Leute hier sind so schlecht, einige sind freundlich, haben Mitleid, andere dann wieder, alte Leute auch und Junge schimpfen, spuken, ja, die sind gemein. Adrere nicht, andere haben Erbarmen.“ (Sa6)*

*„ Es gab einen, der mich angespuckt hat, es gab einen der mich getreten hat... wenn er wirklich herkommt/... es ist eine Gestalt gekommen, der war sicher total betrunken?/auf Drogen? [Dialektausdruck] oder was auch immer mit ihm los war, große dicke Stiefel hat er gehabt und er hat mich so stark getreten, dass meine ganze Seite blau war.. Im Sommer geht es noch irgendwie, aber wenn es sehr heiß ist, ertragen wir es genauso wenig“ (Da1)*

*“Aber wenn ich merke, dass solche kommen, die mich ins Hotel rufen und sagen 50 oder 40 Euro, dann sage ich, dass ich sie nicht verstehe und verscheuche sie dann sage ich, sie sollen mich in Ruhe lassen, weil ich will das nicht so machen, weißt du, dass ich um Geld gehe.“ (Da6)*

Auch auf die Gläubigen im Stephansdom ist nicht immer Verlass wie Dana berichtet:

*„Und da war es auch schon mal so, dass sie mich bespuckt haben, sie haben mich richtig bespuckt.. da sag ich nur die haben Glück, dass ich in der Kirche bin.. ich würde ihnen die Augen auskratzen, ehrlich.. was für eine Wut ich da bekommen hab.“ (Db3)*

Nicht alle PassantInnen verhalten sich so, auf die für die Frauen positiven Begegnungen wird unter “Überlebenskompetenz” und “Lernen” eingegangen.

## 12. Phänomen: Überlebenssicherung

Das Phänomen stellt im Kodierparadigma der Grounded Theory die zentrale Idee, das zentrale Geschehnis dar. Es wird durch die Frage identifiziert, „*worum sich die Handlungen und Interaktionen eigentlich drehen*“ (Strauss/ Corbin 1996: 79). Im Bezug auf die Bettlerinnen stellt die Überlebenssicherung das zentrale Phänomen dar, das im Mittelpunkt des Handelns steht. Wissens- und Kompetenzerwerb sind notwendige Voraussetzungen für die Überlebenssicherung. Im Prozess der Bewältigung der Überlebensunsicherheit zeigen sich die Kompetenzen der Frauen, die sie durch ihr Handeln gleichzeitig auch erweitern und in den Interviews reflektieren.

Die bettelnden Frauen befinden sich in einer Situation der Überlebensunsicherheit, d.h. ihre Grundlagen zum (Über)leben und die ihrer Familien sind nicht gesichert. Sie kommen mit dem Ziel nach Österreich, diese Überlebensunsicherheit zu verringern. In Österreich setzt sich die Situation der Überlebensunsicherheit und Marginalisierung fort. Die Frauen müssen diese Situation im praktischen, physischen, psychischen und sozialen Sinn bewältigen.

Das Tätigkeiten des Bettelns an sich bzw. die Handlungen während des Bettelns verfolgen vor allem drei Absichten:

- \* die Grundversorgung für sich und die Kinder/ Familie sicher zu stellen (Essen, Wohnen, Kleidung, Gesundheitsversorgung)

- \* die eigenen Sicherheit zu gewährleisten d.h. sich selbst – und teilweise auch die Kinder – während des Bettelns zu schützen

- \* Perspektiven zur Verbesserung ihrer Lage zu finden:

- > kurzfristig: besseren Ort finden, Zeitungen verkaufen zusätzlich zum Betteln, besseres Quartier finden...

- > mittelfristig: Geld für Anschaffung im Herkunftsland (Haus wiederaufbauen, Möbel kaufen), Job finden im Herkunftsland oder in Österreich...

Aus diesen Handlungszielen ergibt sich eine Vielzahl an notwendigen Aufgaben, die es während und rund um das Betteln zu bewältigen gibt.

Die Frauen entwickeln unterschiedliche Praktiken, um die Aufgaben zu bewältigen. Dabei lassen sich hauptsächlich zwei Wege unterscheiden, deren Wahl vor allem davon abhängt, wie weit das Herkunftsland von Österreich entfernt liegt:

### **(Zwei)wöchentliches Pendeln**

Die Frauen aus der Slowakei, Dana und Laura, kommen jeweils für ein bis zwei Wochen nach Wien und fahren dann wieder für einige Tage nach Hause. Sie kommen gemeinsam mit

FreundInnen und Partnern nach Österreich. Sie lassen ihre Kindern bei deren Großmüttern im Herkunftsland. Laura begründet dies mit der Sicherheit der Kinder:

*“L: Nein, ich bring sie [die Kinder] nicht, ich würde sie nicht herbringen, weil sie könnten sie von mir wegnehmen.*

*I: Ist dir das schon passiert, dass du hier warst mit den Kindern und sie dir weggenommen wurden?*

*L: Nein, noch kein einziges Mal.*

*I: Aber du hast es von anderen gehört?*

*L: ja, ich habe es von anderen gehört...woanders haben sie schon die Kinder mitgenommen. Lieber leide ich für das Geld, als dass ich die Kinder hier zum Betteln hinaus gebe, niemals” (L2)<sup>65</sup>*

Die Sicherheit der Kinder wird also einerseits durch ihr Zurücklassen gewährleistet und die Betreuung an andere Personen übergeben, andererseits fühlen sich die Frauen weiterhin verantwortlich und fahren bei Krankheit ihrer Kinder sofort nach Hause zurück, wie sowohl Dana also auch Laura erzählen.

*„Einmal war es auch schon so, dass ich mir eingeredet habe, dass es meinen Kindern nicht gut geht, dabei ist es ihnen gut gegangen. Ich habe meine Mutter angerufen, es war alles in Ordnung, aber ihre Stimme war ein bisschen merkwürdig, und am Telefon war es nicht so wie sonst.*

*B: Mhm.*

*F: Und dann bin ich in den Zug gestiegen, am Abend und in der Früh war ich schon zu Hause“ (Da6)*

Da die Frauen ihre Kinder zurück lassen, können sie in Wien ein höheres Maß an Unsicherheit und Risiko eingehen, da sie es nur für sich selbst in Kauf nehmen müssen. Ihr Quartier organisieren sich die Frauen gemeinsam mit anderen durch stille Besetzung:

*“I: Und hier in Wien, wo wohnt ihr hier?*

*L: Hm, wir leben in einem leeren Haus, wo niemand wohnt” (L4)*

---

<sup>65</sup> Hier sei nur erwähnt, dass diese Geschichte mit dem Kinderwegnehmen verschiedene Bedeutungsebenen haben kann. Einerseits war es etwa in der Zwischenkriegszeit und während des Nationalsozialismus Praxis, dass Roma-Familien ihre Kinder weggenommen wurden und diese zwangsweise zur Umerziehung in Pflegefamilien kamen. Meine Stiefgroßmutter hatte einen ebensolchen Pflegebruder. Aus dem Umstand, dass manche Roma-Eltern ihre Kinder „zurückstahlen“, entstand das Vorurteil der kinderstehlenden Roma. Andererseits ist die Gefahr auch aktuell eine reale. Polizeikommandant Gaschl gibt an, dass es dazu kommen könnte, dass Frauen, die ihre Strafe nicht bezahlen, diese absitzen müssen. Auf die Frage, was dann mit den Kindern passiert, gibt er an, dass diese in eine Kinderübernahmestelle gebracht werden (G6).

*“D: Wir sind zu viert zu fünft, dann warten wir alle aufeinander in der Nacht und gehen gemeinsam hinein schlafen und in der Früh kommen wir gemeinsam heraus, weil wir in einer verlassenen Wohnung schlafen [...]Es war auch schon so eine Situation, dass in der Nacht/.. weil davor haben wir am Südbahnhof geschlafen, dass am Abend um 17 Uhr uns die Polizisten rausgeschmissen haben und bis in der Früh, es hat geschüttet, sind wir so gestanden bis 7, 8 und haben wir uns zusammen gekuschelt oder sind gesessen und haben im Sitzen geschlafen, wir haben schon an sehr vielen schlimmen Plätzen geschlafen, aber wir sind trotzdem da, aber jetzt meistens in diesen verlassenen Häusern und dann schlafen wir dort drinnen*

*I: Ist das sicher, oder/..*

*D: Nein, das ist nicht sicher. Nichts ist sicher, weil/.. wenn es ein schlechtes Gebäude gibt, dann schauen wir es uns an und gehen dann in der Nacht langsam hinein, damit die Nachbarn es nicht hören und die Polizisten rufen und dann huschen wir langsam hinein, wir haben dort eine Matratze und eine Decke, ziehen uns schnell um, sind leise und dann schlafen wir bis in der Früh.“(Da9f.)*

Die Frauen und ihre Gefährten treten also nicht als in Österreich ansässig in Erscheinung, sie mieten nichts und sind nicht gemeldet.

Für ihre Sicherheit auf der Straße sorgen die Frauen teilweise selber oder aber in Arbeitsteilung mit ihrem Partner: *„ Er [mein Mann] beobachtet mich, er hält für mich nach Polizisten Ausschau.“ (L2)*

*„Das ist schon sehr ermüdend und noch sehr oft halt ich für mich nach Polizisten Ausschau. Und darauf muss ich mich auch den ganzen Tag konzentrieren, und darauf konzentriere ich mich auch, wenn ein schlechter Mensch kommt und mich schon wieder anschreit (...) oder was weiß ich, wir haben schon sehr viel zu fürchten, von jeder Seite, von jeder Seite gibt es solche, solche Leute, ich weiß gar nicht wie ich sie nennen soll, solche blöden Leute.“ (Da10)*

Der Zusammenhalt in der Gruppe gibt zusätzlich Sicherheit. *„Sie [Laura, ihre Kollegin] weiß wo ich bin.. Wir wissen es immer von einander.“ (Da4)*

Wie organisieren die Frauen ihre Grundversorgung in Wien?

*„Früher habe ich immer sehr viel Geld für Essen ausgegeben und jetzt mache ich es so, dass ich um 2 Uhr zur Caritas essen gehe (...) oder am Abend gehe ich zum Karlsplatz zur Suppe um 9, so kann ich besser sparen.“ (Da5)*

Es bleibt den Frauen mehr Geld für die Lebenshaltungskosten zuhause, die durch die staatliche Unterstützung bei weitem nicht gedeckt sind. Sie verwenden das Geld für den täglichen Bedarf der Kinder (Windeln, Essen usw.), für Heizkosten; Irene zahlt eine Art Lebensversicherung für die Kinder ein, damit diese Geld bekommen wenn sie 18 sind und nicht in die selbe Situation kommen wie sie. Sowohl Dana als auch Laura haben im Herkunftsland

einen Platz zum Wohnen im Haus bei Verwandten, Laura gibt auch an, dass sie und ihr Mann von dem Geld gerne Möbel kaufen würden.

Eine der Perspektiven dieser Frauen ist also die Verbesserung der Bedingungen durch das Geld, das sie verdienen, etwa durch die Versicherung der Kinder oder durch Anschaffungen. Laura und Dana reflektieren auch über Jobmöglichkeiten in Österreich und der Slowakei (vgl. dazu Abschnitt „ursächliche Bedingungen“ und „Konsequenzen“).

Interessant ist, dass auch die Menschen aus der Slowakei, die in Graz betteln, ähnliche Strategien anwenden, die vor allem das Ziel haben, die Kosten in Österreich gering zu halten: Sie lassen ihre Kinder zuhause, suchen nach kostenlosen Schlafplätzen (ihre Autos, öffentliche Toiletten) und nehmen das Essen aus der Slowakei mit, da es in Österreich so teuer ist (vgl. Pucher 1997: 6,8). So bleibt ihnen der Großteil des erbettelten Geldes übrig. Die Hilfe der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg setzt genau an diesen Punkten an: Sie bieten den BettlerInnen, männlichen und weiblichen getrennt, Schlafplätze und eine warme Mahlzeit pro Tag kostenlos. Zu einem weiteren Projekt der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg siehe auch „Konsequenzen: Umstiegsmöglichkeiten“.

### **Mehrmonatiges Pendeln**

Die Frauen aus Rumänien – ich beziehe mich auf Mara, Sina und Ana – kommen aufgrund der größeren Distanz und eines höheren Zeit- und Geldaufwandes der Reise für mehrere Monate nach Österreich. Ana etwa gibt an, dass sie vor hatte vor drei Monate im Sommer in Österreich zu bleiben und bis zu Schulbeginn ihrer Tochter im Herbst wieder zurück zu sein. Diese Frauen kommen gemeinsam mit Familienmitgliedern wie Ehemännern, Kindern, Enkeln oder Schwestern. Sie mieten ein Zimmer in Untermiete und sind auch in Österreich angemeldet, also im Besitz eines Meldezettels. Eine Möglichkeit kostenlos zu wohnen und so Geld zu sparen, beschreibt Sina:

*„I: Wo wohnst du hier in Wien?“*

*S: Ja, wir wohnen mit diesem Mann, der uns nach Wie gebraucht hat das erste Mal, genauso [wie beim ersten Mal]. Wir arbeite für ihn, wir putzen für ihn, wir waschen die Wäsche und er lässt uns wohnen, so, aber es ist weit weg von hier.*

*I: Und wo wohnt ihr jetzt?*

*S: Beim selben Mann! Er ist ein alter Mann, hilflos und wir/ und er ist ein Mann der Schwierigkeiten hat beim Reden, aber er spricht Rumänisch.*

*I: Also, ihr arbeitet für diesen Mann, macht Essen für ihm und/*

*S: Ja, wir kaufen die Sachen, machen Essen für ihn, putzen für ihn.*

*I: Gibt er euch zu essen?*

*S: Ja, wir essen gemeinsam. “ (Sa11)*

Wenn Arbeit gegen Wohnen nicht möglich ist, müssen die Frauen in Österreich Miete bezahlen. Dies erhöht ihre Lebenshaltungskosten enorm, das Aufbringen der Miete wird zum vordringlichsten Problem:

*„A: Wir machen zwischen 10 und 15 Euro... Wir müssen aber essen, wir müssen die Hauswirtin bezahlen?“*

*I: Wie viel bezahlen Sie ihr?*

*A: Dort wo wir wohnen, bei der Hauswirtin 50 Euro insgesamt.*

*I: Für wie lange Zeit?*

*A: Sie hat 200 Euro verlangt, aber ich habe zwei Wochen gesagt/...Aber bis wir das Geld machen/ ... Ich gehe nach Hause [nach Rumänien].“ (A4f.)*

Auf die Frage, warum sie keine gratis Essensausgabe nütze antwortet Mara:

*„Aber wir haben auch keine Zeit, weil wir für die 5-6 Euro für das Quartier müssen wir soviel laufen, dass wir besser verhungern, wie man das so sagt...“ (Mb23)*

Die Mitnahme der Kinder macht es nötiger einen guten Wohnplatz zu finden und diesen nicht zu verlieren. Essen ist also nicht das vordringlichste Problem bei der Lebenshaltung in Österreich. Die Anwesenheit der Familienmitglieder erhöht zwar die Ausgaben für Nahrungsmittel, andererseits erhöht die Mitnahme von Kindern auch die Chance Lebensmittel geschenkt zu bekommen. Vielleicht ist auch – die sind aber nur Vermutungen – das fehlende Orientierungswissen in Wien bzw. das Problem beim Schwarzfahren erwischt zu werden, ein Grund dafür.

Für ihre Sicherheit auf der Straße sowie die ihrer Kinder müssen die Frauen alleine sorgen bzw. tauschen sie sich darüber auch mit anderen BettlerInnen aus, wie noch gezeigt wird.

Eine der Verbesserungsperspektive ist der Verkauf von Straßenzeitungen, der einerseits bessere Einnahmen und andererseits auch – durch den Ausweis, den sie dafür erhalten – Schutz vor der Polizei bieten soll:

*“M: Diese Frau kann Zeitungen verkaufen.*

*I: Sie hat also die Papiere.*

*M: Ja, sie hat einen Ausweis und verkauft Zeitungen, es ist eine Firma, ich kann es auch nicht so gut feststellen. Wenn sie pro Tag zwanzig Zeitungen verkauft, dann hat sie es gemacht.*

*I: Ja.*

*M: Ich hätte auch so einen Ausweis gebraucht, aber ich weiß es nicht wo ich einen machen kann. Aber auf die Straße es sind viele Bettler.“ (Ma4f.)*

Aus dem Beobachtungsprotokoll vom 30.05.07: „*Sie bittet mich um 20 Euro, die sie dafür braucht, sich morgen zu registrieren bei der Zeitung, was ihr eine Frau empfohlen hat, die morgen mit ihr dorthin gehen wird. Sie heißt ebenfalls Mara (ich sehe den Zettel mit ihrem Namen und der Telefonnummer) und ist soviel ich verstanden habe eine Österreicherin, die ein bisschen rumänisch spricht. Die „Firma“, sagt sie, ist die Firma der Schwarzen (Negro), das hat Ana auch so formuliert gehört. Von dem Ausweis erwartet sie sich vor allem, dass sie keine Probleme mehr mit der Polizei hat.*“ (Protokoll vom 30.05.07)

„*Als ich Mara am 20.06.07 wieder an ihrem Arbeitsplatz aufsuche, hat sie einen Ausweis von der Bunten. Sie redet davon 40 Euro zu brauchen für einen großen Ausweis, weil der kleine den sie hat, ihr nichts hilft bzgl. der Polizei, der große würde sie mehr schützen.*“ (Gedächtnisprotokoll vom 20.06.07)

Als weitere Perspektive erwähnen sie die Hoffnung auf einen Job in Österreich, die bisherigen Versuche blieben allerdings erfolglos.

### **Betteln während eines Österreich-Aufenthalts aus anderen Gründen**

Ein Sonderfall unter der Kategorie des mehrmonatigen Bettelns ist Helena, die während eines – aus anderen Gründen angetretenen – Österreich-Aufenthalts das Betteln als Einnahmequelle erprobt. Laut den Angaben von ihr und ihrem Mann, waren sie mit ihren Kindern nicht zum Betteln nach Österreich gekommen, sondern weil sie sich von reichen Verwandten in Österreich Hilfe erwarteten. Diese hatten sich bereit erklärt, die Patenschaft für die Kinder zu übernehmen und die Familie zu unterstützen. Als diese Verwandten verreisten und nicht mehr für die gesamten Lebenserhaltungskosten der Familien in Österreich aufkamen, mussten Helena und ihr Mann auf anderem Weg zu Geld kommen. Angeregt durch die BettlerInnen, die sie gesehen hatten, entschieden sie sich dafür, es auch mit betteln zu versuchen.

### **Zusammenfassung**

Das Handeln der Frauen richtet sich zentral auf Überlebenssicherung, wobei die zentralen Aufgaben hierzu die Gewährleistung der Sicherheit und der Grundversorgung für sich und die Kinder sowie die Entwicklung von Perspektiven sind. Die Bewältigung der Aufgabe, also der Pendelrhythmus und seine Konsequenzen, hängen wesentlich von einer Bedingung ab, nämlich der Entfernung des Herkunftsortes von Österreich. Je nach Entfernung pendeln die Frauen im Ein- bis Zweiwochenrhythmus oder bleiben mehrere Monate in Österreich, was jeweils Konsequenzen nach sich zieht etwa bzgl. der Mitnahme von Kindern, der Schlafgelegenheiten, der Lebenserhaltungskosten.

### **13. Handlungen und Interaktionen: Zur Kompetenzanalyse**

In den folgenden Teilen erfolgt eine Analyse dessen, was im Kodierparadigma unter “Handlungen und Interaktionen” gefasst wird, wobei ich noch den Begriff Praktiken ergänzen möchte. (zur Unterscheidung zwischen Praktiken und Handlungen siehe “Kompetenz und Habitus”). Die Handlungen, Praktiken und Interaktionen werden unter dem Blickwinkel auf Kompetenz untersucht, diese Teile sind also der Kompetenzanalyse gewidmet. Um den Analyseprozess nachvollziehbar zu machen, sind noch einige Erklärungen und Vorbemerkungen notwendig.

Zu Beginn meiner Forschung war ich von der Annahme ausgegangen, dass erfolgreiches Betteln Wissen und Kompetenzen voraussetzt.

Woran misst sich aber der Erfolg von Bettlerinnen? Eine erste Antwort könnte lauten, dass sich der Erfolg an der erbettelten Summe und den erbettelten Naturalien bemisst. Wie sehr sich das Betteln für die Frauen rentiert, hängt aber nicht alleine davon ab. Es ist für sie nicht nur relevant, wie viel Geld und Naturalien sie bekommen, sondern auch wie viel ihnen davon übrig bleibt – nach Abzug der Lebenserhaltungskosten in Wien (vor allem Wohnen, Essen) und ev. Rückzahlungen von Schulden (für die Fahrtkosten oder anders).

Werden die bisherigen Auswertungsergebnisse einbezogen, lässt sich Erfolg ablesen an der befriedigenden Bewältigung der drei Hauptaufgaben, die im letzten Abschnitt beschrieben wurden: Grundversorgung, Sicherheit und Perspektiven.

Nur wenn diese Aufgaben zu einem erträglichen Maß von den Frauen bewältigt werden können, rentiert sich das Betteln für sie und kann damit als erfolgreich bezeichnet werden. Im gewählten Forschungssetting stütze ich mich bei der Erfolgseinschätzung überwiegend auf die Selbsteinschätzung der Frauen.

Aus dem Erfolg des Handelns können dann Rückschlüsse auf die Kompetenz der Frauen gezogen, so die ergebnisorientierte Sicht von Kompetenzmessung, die bereits beschrieben wurde. Wie ebenfalls bereits angemerkt, darf eine ergebnisorientierte Sicht von Kompetenzmessung nicht vergessen, dass noch andere Faktoren den Erfolg von Handeln beeinflussen; Faktoren, die von den AkteurInnen nicht kontrolliert bzw. nur zum Teil beeinflusst werden können.

Im Bewusstsein um diese nicht steuerbaren Einflussfaktoren, konzentriert sich ein verfahrensorientierter Ansatz von Kompetenzmessung auf den Umgang der AkteurInnen mit den auftretenden Anforderungen und nicht auf deren Erfolg.

In dieser Diplomarbeit geht es nicht darum, Kompetenzen von bestimmten Frauen zu messen, also zu quantifizieren, sondern darum, notwendige sowie vorhandene Kompetenzen der

Bettlerinnen beschreibbar zu machen. Die erwähnten Ansätze zur Kompetenzmessung können aber methodische Hilfen dafür sein, die Kompetenzen der Frauen zu benennen und von anderen Einflussfaktoren zu trennen.

Folgende Möglichkeiten bieten sich dafür an:

\* Der Erfolg und das Verhalten einer Bettlerin zu zwei Zeitpunkten kann in Fremd- und Selbsteinschätzung verglichen werden. Ist eine Erfolgssteigerung zwischen den zwei Zeitpunkten wahrnehmbar? Welche Verhaltensänderungen haben dazu geführt?

\* Auch Vergleiche zwischen Bettlerinnen und ihrem Erfolg und Verhalten können Kompetenzen sichtbar machen.

\* Zusätzlich kann die Wirkung, die das Verhalten der Frauen auf mich als Passantin hat, Aufschluss über die notwendigen und vorhandenen Kompetenzen geben. Dabei können folgende Fragen leitend sein: Wie gut ist die betreffende Person als Bettlerin erkennbar? Wie kommt ihre Botschaft bei mir an? Wem gebe ich warum (nichts)? Mit welchem Gefühl gehe ich nach dem (Nicht-)Geben weg?

Nachdem die Möglichkeiten der Kompetenzanalyse ausgelotet wurden, soll die Auswertung der Daten im Bezug auf Wissen, Kompetenzen und Aneignungsprozesse der Bettlerinnen im Folgenden aus mehreren Perspektiven vorgenommen werden:

**Erstens** werden die Bettelpraktiken der Frauen aus Beobachtungen und Interviews rekonstruiert und daraus auf das notwendige Wissen und die notwendigen Kompetenzen von Bettlerinnen geschlossen. Diese Perspektive bezieht sich auf den aktuellen Stand, also die zum Forschungszeitpunkt beobachtbaren Praktiken der Frauen ohne danach zu fragen, wann und wo diese erworben wurden bzw. erworben werden können.

**Zweitens** wird herausgearbeitet, was die spezifische Kompetenz ausmacht, die die Frauen – unter den Lebensbedingungen mit denen sie konfrontiert sind – entwickeln. In Anlehnung an Louis Henri Seukwas „Habitus der Überlebenskunst“ (2006) wird ein allgemein formuliertes Konzept dieser spezifischen Kompetenz erarbeitet, das bei den Frauen in der Ausprägung eines bestimmten Habitus´ zutage tritt.

**Drittens** werden die Interviews nach Lernprozesse der Frauen während und rund um ihre Arbeit untersucht – also nach Wissens- und Kompetenzsteigerungen im Vergleich zu einem früheren Zeitpunkt. Es werden also die Veränderungsprozesse in den Blick, die während der Zeit der Tätigkeit in Wien ausgemacht werden können.

Während sich die erste Perspektive überwiegend – wenn auch nicht ausschließlich – auf die Praktiken der Frauen bezieht, also ihr beobachtbares Verhalten (Fremdeinschätzung), das ihnen nicht unbedingt reflexiv zugänglich sein muss, stützen sich die zweite und dritte Perspektive überwiegend auf die Reflexionen der Frauen über ihre Tätigkeit (Selbsteinschätzung).

## 14. Bettelpraktiken

Unter Praktik kann die [Art der] Ausübung von etwas, die Handhabung oder Verfahren[sart] verstanden werden (vgl. Fremdwörterduden 1997: 651).

Im nächsten Teil werden zuerst die vorgefundenen Bettelpraktiken vorgestellt, um anschließend daraus Anforderungen für eine erfolgreiche Bettelpraxis abzuleiten. Als Interpretationsfolie verwende ich Begriff aus dem Erwerbsarbeitsalltag bzw. der Berufswelt.

Den Frauen steht eine Bandbreite an non-verbale Kommunikationskanälen zur Verfügung. Verbale Mitteilung und ihre paralinguistischen Parameter (Intonation u.ä.) nehmen eine unterschiedlich wichtige Rolle ein.

### Zur Wahl des Arbeitsortes

Der ideale Arbeitsort sollte mehrere Funktionen erfüllen. Er sollte von PassantInnen bzw. von potentiell gebenden PassantInnen, nicht aber von der Polizei stark frequentiert sein. Er soll gleichzeitig Sichtbarkeit und Schutz (vor Witterung, vor allzu großer Sichtbarkeit...) bieten. Der Platz soll also einerseits nicht von weit her einsehbar sein, die PassantInnen sollen andererseits auch nicht plötzlich mit der Anwesenheit der Bettlerin konfrontiert sein, sondern einige Momente Zeit haben, die Bettlerin wahrzunehmen, sich zu entscheiden und nach Geld zu kramen. Die Frauen positionieren sich immer mit dem Rücken gegen eine Wand, ein Schaufenster oder andere schützende Objekte wie Telefonzellen, Rückwände von Straßenbahnhaltestellen usw. damit ihnen niemand „in den Rücken fallen kann“.

Beliebt sind vor allem Plätze auf Gehsteigen vor oder in den Eingangsbereichen von Geschäften besonders von Supermärkten, Bäckereien und Schnellimbissen; auf Stiegen oder in Durchgängen von U-Bahn- oder Schnellbahn-Stationen, vor öffentlichen Gebäuden wie Universitäten oder Kirchen, in Durchgängen oder Überführungen und auf Märkten. Sowohl Mara als auch Ana etablierten ihren Stammpplatz unter einem temporär aufgestellten Baustellengerüst, das vor einem Geschäft aufgebaut war und eine Art Schutzraum bietet.

Nach Gründen für den Wechsel des Arbeitsortes gefragt, geben die Frauen am häufigsten an, dass die alten Plätze zu stark von der Polizei frequentiert seien.

*„I: Bist du oft hier auf diesem Platz?“*

*L: Hier bin ich erst zum zweiten Mal.. Ich gehe normalerweise zum Karlsplatz*

*I: Wo?*

*L: Karlsplatz und Stephansplatz*

*I: Und wieso bist du jetzt nicht dort?*

*L: Na weil dort so viele Polizisten sind, dort lassen sie einen nicht alleine.“ (LI)*

Sina, die jüngste unter den befragten Bettlerinnen, erzählt, dass sie wiederholt von anderen Bettlern (und Bettlerinnen?) von ihrem Platz vertrieben wurde, wie unter „Intervenierende Bedingungen: PassantInnenverhalten“ zitiert wurde. Ihre Platzwahl richtet sich also auch danach, genug Abstand zu anderen BettlerInnen zu halten. Es bleibt aber unklar, wer die Bettelnden sind, die sie vertreiben:

*„Ja, ich sehe, dass viele da sind, wie du vielleicht bemerkt hast, es sind viele Frauen, viele Menschen, die betteln, Bettler und dich sitze in einem Abstand zu ihnen [...]. Ich suche meinen Platz dort, wo keine anderen sind [...] und wo es mehr geschützt ist. [...] Aber es gibt viele Bettler die mich verjagen. [...] Und das ist der Grund, warum ich einen entfernteren Platz gesucht habe, und ich habe diesen Platz neben der Telefonzelle gefunden, wo ihr mich getroffen habt.“ (Sa6)*

Für die Wahl des Ortes führen die Frauen auch Gründe an, die nicht in der Beschaffenheit des Ortes liegen. Die meisten erwähnen, dass sie den Ort von jemanden (von der vermittelnden Person oder anderen BettlerInnen) gezeigt bekommen haben.

Sina führt als Grund auch an, dass sie keinen anderen Ort kennt als die Mariahilferstraße (Sa4), was angesichts der Tatsache, dass sie bereits das zweite Mal in Österreich ist, verwundert. Es scheint aber tatsächlich so, dass Sina und Mara auf der Fahrt zum Picknick mit der Dolmetscherin und mir, das erste Mal die U-Bahn benützen und das erste Mal den Stephansplatz sehen.

Neben den bisher angeführten Gründen für die Ortswahl kann diese auch eine Botschaft beinhalten: Wenn die Bettlerinnen sich etwa vor Bäckereien oder Lebensmittelgeschäfte setzen, kann das heißen: Bitte gebt mir/ uns etwas zu essen! Durch die Nähe eine Kirche etwa kann an die christliche Nächstenliebe appelliert werden.

Mangiere und Gómez schreiben, dass der Erfolg von Bettelnden von der Kompetenz abhängt, sich entsprechend zu positionieren, etwa in der Umgebung einer Kirche, eines Monuments, auf einem Platz oder eine Piazza (vgl. 2003: 177).

*„Zum ‚Stephan‘ (splatz und Stephansdom) geh ich öfter in die große Kirche, weil da kommen die Gläubigen.“ (Db3)*

*„Und sie [eine andere Bettlerin] sagte: ‘Schau, ich bringe dich irgendwo hin, hör auf zu weinen! Ich bringe dich dahin, bleib da mit deinem Kind. Die Leute geben dir auch zu essen’ und sie hat mich hierher [vor den Hofer] gebracht, ich danke ihr“ (Mb22)*

### **Arbeitszeit**

Die Ortswahl variiert mit der Zeit, also etwa dem Wochentag, da an Sonntagen viele Geschäfte geschlossen sind und diese Orte deshalb schlecht frequentiert sind; oder witterungsbedingt mit der Jahreszeit. Vor Weihnachten, so erzählt Dana, sei eine gute Zeit für Bettlerinnen.

*"Gerade vor Weihnachten war es sehr gut, [...] ich habe jeden zweiten Tag einen 50er bekommen .. und das war dann gut.*

*B: Ja, aha.*

*F: weißt du, sie schmeißen auf einmal einen 100er hinein, dafür bettele ("kódulok" ) ich eine Woche.“ (Db2)*

Die Frauen geben an von morgens bis abends zu arbeiten. Laut Aufzeichnungen der Voruntersuchung wurden von 8.00 Uhr morgens bis 19.00 Uhr Bettlerinnen im öffentlichen Raum Wiens gesichtet. Auskünfte über bessere und schlechtere Tageszeiten habe ich von den Frauen nicht erhalten, dies hängt davon ab, wann die Orte, an denen gebettelt wird, stark frequentiert werden. Die Arbeitszeiten richten sich stark nach Geschäftsöffnungszeiten. Mara hatte, als ich sie neun Monate nach dem ersten Treffen zum zweiten Mal traf, eine fixe Routine: Unter der Woche bettelte sie vor einem Hofer im 2. Bezirk, am Wochenende saß sie sich gegenüber eines Anker nahe einer U-Bahnstation in einem Außenbezirk, der auch Samstag und Sonntag offen hatte.

### **Arbeitshaltung**

Der Großteil der Frauen, die mir während meiner Forschung begegnet sind, sowie alle interviewten Frauen begeben sich zum Betteln in eine sitzende oder sitzend-knieende Position. Oft haben sie dabei zeitweise ein Bein gestreckt, was den Beinen Erleichterung verschaffen und Schmerzen verringern soll. Die Frauen sitzen auf Zeitungspapier, Plastiksäcken oder Kleidungsstücken.

Durch ihre sitzende Haltung heben sich die Bettlerinnen von der Umgebung ab, in der die Menschen stehen und gehen. Ebenso wie ihre Statik innerhalb einer stark dynamischen Szenerie (siehe unten) dient auch die niedrigere Position der Sichtbarkeit. Sichtbarkeit alleine ist aber zu wenig. In einer von vielen Sinneseindrücken geprägten Umgebung muss es den statischen Bettlerinnen gelingen, in dem kurzen Moment, im dem sie wahrgenommen werden, auch als Bettlerinnen erkannt zu werden. Das Zeichen, das sie senden, muss so klar sein, dass es sofort verstanden werden kann. Neben der Wahl des Ortes und der Position sind auch noch Arbeitskleidung, Arbeitmittel, Gestik, Mimik und Akustik zur Produktion dieser Eindeutigkeit von Relevanz.

Statik und geringere Höhe haben auch eine symbolische Bedeutung, wie Mangieri und Gómez schreiben (vgl. 2003: 180): Bewegungslosigkeit oder langsame (teils stereotype) Bewegungen (etwa schleppender Gang, Vor- und Zurück-Wippen des Oberkörpers, schlafende oder bewegungslose Kinder) signalisieren, dass die Körper am Ende ihrer Kräfte sind. Auch das Sitzen kann dies ausdrücken, mehr noch aber drückt es die niedere Position aus und verwendet damit die Bilder von Gesellschaft, die diese entlang einer vertikalen Achse einteilen. Die

Bettlerinnen inszenieren sich als die „ganz unten“, um ihre Bedürftigkeit auszudrücken. Sie erniedrigen sich selbst und verleihen den anderen dadurch eine gehobene Position, die diese durch ihre Spende bestätigen können (vgl. den Abschnitt über Betteln als hierarchisierende soziale Praxis).

### **Gestik**

Die Eindeutigkeit der Botschaft wird durch die Gestik unterstützt. Die Bettelnden sind zumeist den PassantInnen zugewandt und zeigen ihr Bitten an. Zumeist halten die Frauen eine Hand ausgestreckt, manche halten ein Behältnis (Plastikbecher- oder schüssel) in der Hand, das sie den PassantInnen entgegenstrecken. Weitere Gestiken sind etwa die Hand auf den Bauch oder andere schmerzende Stellen legen, sich ans Herz greifen, Kinder schützend halten oder auch christliche Zeichen wie Kreuzzeichen machen, Hände falten oder die Hände zum Himmel hin heben.

### **Blick**

Der Blick ist entweder eher starr und leicht nach unten gewandt oder – was ich häufiger beobachtete – den PassantInnen zugewandt und die Frauen nehmen mit potentiellen GeberInnen Blickkontakt auf.

Durch Haltung, Gestik und Blick drücken die Frauen auch eine gewisse Konzentration auf ihre Tätigkeit aus, entweder indem sie in ihre Position versunken scheinen oder aber indem sie sich immer wieder aktiv PassantInnen zuwenden.

### **Arbeitskleidung**

Der Körperausdruck kann durch die Kleidung unterstützt werden. Ein Großteil der beobachteten und interviewten Frauen trägt ähnliche Kleidung: lange Röcke, eher weite Pullis oder Shirts, je nach Witterung auch Jacken, Schlapfen oder andere billige Schuhe, Kopftücher bei denen der Haaransatz an der Stirn sichtbar ist und die zumeist vorne gewickelt und hinten gebunden werden. Die Kleidung ist zumeist dunkel oder gemustert, auf jeden Fall aber nicht anliegend. Auffällig von dieser typischen Bettlerinnen-Kleidung unterschieden sich Dana und Laura, die Jeans, Pullis und keine Kopftücher trugen.

### **Arbeitsmittel**

Neben der Unterlage auf der sie sitzen, haben die Frauen zumeist eine Tasche oder einen Plastiksack bei sich. Manche verwenden Plastikgefäße und einige auch Zettel oder Kartonschilder, auf denen Informationen über sie stehen, vor allem woher sie kommen, wie viele Kinder sie haben und dass sie um Geld bitten. Teilweise sind auch Krankheiten oder andere schwierige Lebensumstände angeführt. Die deutschen Wörter auf den Zetteln werden oft so geschrieben, wie sie klingen, das heißt lautsprachlich und nicht in korrekter Schreibweise.

Manche zeigen auch Fotos von Kindern. Ältere Frauen, teilweise mit Krücken, halten Medikamentenpackungen in der Hand, mit denen sie zu signalisieren scheinen, dass sie für diese Medikamente betteln.

### **Verbale Kommunikation**

Ein Großteil der Bettlerinnen sendet auch verbale Zeichen. Es ist auffallend, wie sehr sich die Worte, die auf Deutsch gesprochen werden, ähneln. Hauptsächlich verwenden die Frauen: „Alles Gute, bitte, danke, Entschuldigung.“ Manche sprechen teilweise oder auch ganz in anderen Sprachen. Viele fallen in einen bestimmten Sprechrhythmus bei dem sich immer wieder dieselben Worte wiederholen. Bei manchen wird dieses routinisierte Sprechen durch Melodie unterstützt und wird zu einem Gesang, der am ehestens an das Singen von Litaneien in der Kirche erinnert. Manche Frauen singen auch Lieder in anderen Sprachen.

### **Phasen der Interaktion**

Die Bettelpraktiken können von der Handlung des Gebens der PassantInnen aus gesehen nach zeitlichen Aspekten in Praktiken vor dem Geben, während des Gebens und nach dem Geben eingeteilt werden.

#### ***Vor dem Geben: Phase des Bittens***

Die bisher beschriebenen Praktiken dienen der Vermittlung ihres Anliegen sowie der Kontaktaufnahme mit PassantInnen. Die Bettelsituation, als historisch spezifische Form der sozialen Beziehungen, ist zumeist durch so genannte „Redundanzregeln des interaktionalen Verhaltens“ gekennzeichnet, wie Loibingdorfer schreibt (2006: 32). Das heißt, dass die Hörerin schon im Voraus weiß, was die Sprecherin sagen wird. Die Intention der Kommunikationsbemühungen ist der Empfängerin der Botschaft also schon im Vorhinein bekannt, sie weiß sie, sobald sich die Person als Bettlerin zu erkennen gibt. Es muss ihnen gelingen, in dem Moment, indem sie wahrgenommen werden bzw. sich als Bettlerin outen erkannt zu werden und zu überzeugen. Der erste Eindruck hat also eine große Bedeutung, denn in diesem entscheidet sich zumeist, ob eine Interaktion zustande kommt oder nicht.

Neben der Vermittlung ihres Anliegen durch die Art und Weise ihrer Präsenz versuchen viele Bettlerinnen Kontakt mit den PassantInnen aufzunehmen, indem sie sich diesen direkt zuwenden. Manche verharren auch in ihrer gewählten Position ohne sichtbare Reaktion auf Vorüberkommen. Die Kontaktaufnahme erfolgt zumeist durch Intensivierung des Ausdrucks: Blickkontakt wird hergestellt und durch eine leichte Bewegung der Hand, die den PassantInnen entgegengestreckt wird sowie durch Worte, die dann direkter und eindringlicher an eine Person gerichtet werden. Geht die Passantin/ der Passant nicht auf die Kontaktversuche ein, wird diese Intensivierung wieder reduziert bzw. wendet sich die Bettlerin einer anderen Passantin zu.

### ***Während des Gebens: Phase des Gebens***

Die Phase ist zumeist sehr kurz. Die GeberInnen bereiten das Geld oft schon vor, bevor sie bei der Bettlerin angelangt sind. Eher selten bleiben sie neben dieser stehen und holen das Geld erst dann hervor. Während die GeberInnen die Münzen in die Hand oder den Becher legen, oft nur im Vorbeigehen, ohne richtig stehen zu bleiben, senken die Frauen oft den Blick auf ihre Hand, in die das Geld gelegt wird, sie greifen aber nie gleich hin, um nachzuzählen wie viel sie bekommen haben.

### ***Nach dem Geben: Phase des Dankes***

Nach dem Geben erfolgt zumeist eine Handlung des Dankes. Neben „Danke, danke schön, alles Gute“ erfolgt der Dank auch durch Gesten, ein Zunicken oder leichtes Senken des Kopfes, durch Kreuzzeichen oder Heben der Hände gegen den Himmel. Richtet sich die Passantin nicht sofort wieder auf, kann es auch sein, dass die Bettlerin ihre Hand ergreift und drückt oder küsst.

Teilweise versuchen die Bettlerinnen auch, nach dem Geben die Interaktion zu verlängern. Sie versuchen ihre schwierige Situation in wenigen deutschen Wörtern zu kommunizieren oder sie bedeuten der Passantin zu warten und ziehen einen Zettel aus der Tasche auf der in Deutsch ihre Situation beschrieben steht.

Auffallend ist auch, dass viele Frauen den Gebenden nachschauen und ihnen falls sie sich umdrehen noch Zeichen des Dankes oder Grußes hinterherschicken, entweder verbal oder durch Gesten und Mimik wie Winken, Nicken, Lächeln.

## ***14.1. Zum Einhalten des Bettel-Kontrakts***

Im Folgenden wird auf einige Charakteristika der beobachteten Bettelpraktiken näher eingegangen. Ich spreche von einem Bettel-Kontrakt und meine damit ungeschriebene Regeln bzgl. des Bettelns, die in den Diskursen zu Betteln begründet sind.

### **Zur Ungleichheit des Rhythmus zwischen Bettlerinnen und PassantInnen**

Während der Forschung fiel mir auf, dass die Bettlerinnen sich zumeist an Durchgangsorten aufhalten und nicht an Orten, wo Menschen üblicherweise verweilen. Sie positionieren sich also etwa auf der Stiege, die zur U-Bahn führt, nicht aber auf dem Bahnsteig. Sie setzen sich in Durchgänge und Überführungen, nicht aber in Bahnhofswartehallen. Wenn sich Bettlerinnen an Orte begeben, an denen Menschen für gewisse Zeit verweilen, etwa in U-Bahnen oder Züge, in Parks, bei Bänken im öffentlichen Raum oder nahe von Straßenlokalen, dann sind sie selbst es, die sich bewegen und nicht an einem Ort bleiben.

Ein Grund für dieses Verhalten kann die Tatsache sein, dass sie von Sicherheitskräften in gewissen Bereichen weniger als in anderen toleriert werden und sich an manchen Orten nur kurz aufzuhalten wagen. Im Interesse der Bettlerinnen liegt es zumeist auch, möglichst vielen

Menschen ihr Anliegen zu kommunizieren, um die Chancen zu erhöhen, etwas zu bekommen, das spricht dafür sich in Durchgangsorten aufzuhalten oder selbst umherzugehen. Mangieri und Gómez argumentieren, dass sich die Bettelnden durch die Wahl von Bewegungslosigkeit in einer sehr bewegten Umgebung oder eben umgekehrt, die notwendige Aufmerksamkeit erregen, dass diese Ungleichheit des Rhythmus im Vergleich zur Umgebung ihre Sichtbarkeit ermöglicht (ebd. 2003: 179ff.).

Neben dem Herstellen von Sichtbarkeit scheint dieses Verhalten aber noch aus einem zweiten Grund heraus Teil der Praktik zu sein – oder besser gesagt: Teil des stillschweigenden Kontrakts zwischen Bettlerinnen und PassantInnen, der besagt, dass die Bittenden ihre Anwesenheit den PassantInnen nur für kurze Zeit zumuten. Die Bettlerinnen scheinen von sich aus anzubieten, die Interaktion kurz zu halten. Gebende können sich also sicher sein, dass sie nach dem Akt des Gebens wieder entlassen sind bzw. weggehen können und sich nicht weiter mit der bettelnden Person auseinandersetzen müssen. Gleichzeitig vermeiden die Bettlerinnen, all zu sehr den Unmut ablehnend gestimmter PassantInnen zu erregen und dadurch der Gefahr von Beschimpfung, Vertreibung oder Ähnlichem möglichst zu entgehen, sich also selbst zu schützen.

### **Zum Verhalten der Schonung**

Mit Erving Goffman kann dieses Verhalten von Stigmatisierten auch als „Schonung“ der „Normalen“ bezeichnet werden. Goffman schreibt in seinem Buch *„Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“* (1975: 149), dass von Stigmatisierten in der Interaktion mit „Normalen“ verlangt wird, diese auf verschiedene Arten zu schonen, da das zu einer „guten Anpassung“ aus Sicht der „Normalen“ gehört (vgl. ebd.: 151). Bettlerinnen, die auf die Gaben der PassantInnen angewiesen sind, müssen sich um deren Wohlgesinntheit bemühen, was eine „gute Anpassung“ beinhaltet. Einerseits muss ihr Stigma – also ihre Armut und Bedürftigkeit – sichtbar sein, andererseits darf sie auch nicht zu aufdringlich werden. Dass BettlerInnen nicht aufdringlich betteln dürfen, ist ja sogar rechtlich festgeschrieben, denn aufdringliches Betteln ist verboten, wie bereits erklärt wurde, wobei nicht definiert wird, was mit Aufdringlichkeit gemeint ist.

Teilweise wird bereits die Präsenz von BettlerInnen als aufdringlich eingeschätzt, wie die Durchsagen der Wiener Linien zeigen. Dies zeigt, dass es im derzeitigen gesellschaftlichen Klima nicht notwendig ist, den Schein der Akzeptierung zu wahren. Offen ablehnendes Verhalten wird selten sozial sanktioniert und erfährt vielfach Verständnis.

Es sehen also nicht alle PassantInnen überhaupt die Notwendigkeit den Schein der Akzeptierung zu wahren. Unter Akzeptierung versteht Goffman, dass Personen mit einem Stigma, *„als vollkommen menschliches Wesen wie jedermann sonst“* angesehen und behandelt werden (ebd: 144). Die Bettlerinnen müssen also einerseits mit offener Ablehnung umgehen,

andererseits müssen sie den Wohlgesinnten und potentiellen GeberInnen gegenüber, die von sich selbst das Bild haben, Bettlerinnen zu akzeptieren, schonendes Verhalten anwenden. Es wird von den Stigmatisierten verlangt, schreibt Goffman, „*wie ein Gentleman zu sein, und ihr Glück [die vollständige Akzeptierung] nicht zu erzwingen; sie sollten die Grenzen der ihnen gezeigten Akzeptierung nicht auf die Probe stellen und sie auch nicht zur Basis immer weiterer Forderungen machen.*“ (vgl. ebd. 1975: 150) Wenn Goffman schreibt, dass sie wie “Gentleman” sein müssen, meint er damit eine geschlechtsspezifische Erwartung? Bei Goffman selbst finden sich im Bezug auf Geschlecht keine Hinweise, in der Arbeiten wird dieser Aspekt noch aufgegriffen.

### **Kein Opfer sein**

Auf Seiten der potentiellen GeberInnen werden Strategien entwickelt, das Mitleid, das die Bettlerinnen erregen, abzuwehren. Die gelingt etwa über das Konstrukt der organisierten Bettelei, wobei die Frauen und Kinder (und auch behinderte oder verstümmelte Männer) als Opfer gesehen werden, die nicht freiwillige betteln und ohnehin nichts von dem erbettelten Geld haben, da es ihnen abgenommen wird.

Einerseits müssen die Frauen also das Bild von Bedürftigkeit vermitteln, andererseits dürfen sie auch nicht zu viel als Opfer erscheinen. Eine zu starke Unterwürfigkeit, die Bilder von Unterdrückung und Ausnutzung durch andere hervorruft, kann also ebenso kontraproduktiv sein wie offensives Verhalten, das als aggressiv eingestuft werden könnte. Erklärungen für diese Praktiken finden sich unter „Überlebenskompetenz. Kraft aus der eigenen Moral und der Legitimität des Anliegens ziehen“ sowie unter „Habitus des selbstbewussten Leidens“.

### **Konfliktvermeidungsverhalten**

Die Bettlerinnen versuchen Konflikte mit PassantInnen, anderen BettlerInnen oder PolizistInnen zu vermeiden und Sina würde das auch andere Bettlerinnen sagen, die sie um Raten fragen:

*“Ich würde ihr sagen, dass sie böse Leute meiden soll. Ich würde ihr sagen, dass sie weg gehen soll, wenn diese Leute sagen, sie soll verschwinden. Böse Leute vermeiden/ Nicht böse zu Leute zu sein, die böse sind, sie soll schweigen, wenn ein Mann ihr Schimpfwörter sagt oder sie anspuckt. Sie soll ruhig bleiben, wenn er spricht, weil sie so Probleme vermeidet, das würde ich ihr sagen”. (Sa7)*

Wenn die Frauen vertrieben werden, entfernen sie sich. Auch die Konfrontation mit der Polizei versuchen sie zu vermeiden, in dem sie weggehen und stark von PolizistInnen frequentierte Plätze meiden.

*I: Und wenn du einen Polizisten kommen siehst, hast du eine Strategie sie zu meiden?*

*S: Ich fürchte mich, wenn ich sie sehe. Ich habe Angst.*

*I: Und was machst du dann?*

*S: Ich stehe auf, wenn ich sie aus der Entfernung sehe und stelle mich wohin, wo sie mich nicht sehen. (Sa7f.)*

Eine Verhaltensmöglichkeit, die Dana angibt, ist, zu sagen, dass sie nichts versteht, was sie etwas gegenüber Prostitutionsangeboten so praktiziert: *“dann sage ich, dass ich sie nicht verstehe”* (Da5). Ebenso Sina: *“Andere spuken mich an. Sie sagen ‘du arbeit’. Ich weiß nicht, so irgendwas. ... Ja, dass ich arbeiten soll. Aber ich sage ‚Entschuldigung, io (ich) nicht verstehen‘ and das ist alles.”* (Sa3) Mara und Sina erzählen, dass sie oft weinen, wenn sie von der Polizei aufgegriffen werden.

## ***14.2. Geschlechtsspezifische Zeichenproduktion***

Das Betteln beruht, wie bereits gezeigt wurde, auf der Präsentation des eigenen Körpers. Körper wird vergeschlechtlicht gedacht und wahrgenommen. Was heißt das für die Bettelpraktiken? Welche weiblich konnotierten Zeichen setzen die Bettlerinnen ein?

Im System der Zweigeschlechtlichkeit wird in gegensätzlichen Polen von männlich und weiblich gedacht. In dieser Polarität wird dem Weiblichen unter anderem Passivität zugeschrieben, auch in der Bedeutung von ertragen/ erdulden/ erleiden, Schwäche, Schutzbedürftigkeit und dem Männlichen Aktivität auch im Sinne von Durchsetzungsvermögen, Stärke, Beschützen usw. Betteln wird eher mit Passivität assoziiert („Was, zum Betteln muss man etwas können?“ werde ich immer wieder gefragt, wenn ich mein Diplomarbeitsthema nenne.) also mit weiblich konnotierten Begriffen. Da die Versorgung von Kindern auch noch immer eher als Frauenarbeit angesehen wird, dürfen diese es sich auch eher erlauben, stellvertretend für ihre Kinder bzw. wegen der Notwendigkeit die Kinder durchbringen zu müssen, ihr Leid zur Schau zu stellen (vgl. Valentinisch 1997).

Die Frauen, die entweder bewegungslos knien oder aber sich bittend den PassantInnen zuwenden erinnern an religiöse Bilder, etwa Heiligenbilder- und statuen oder das Bild der weinenden Frauen, denen Jesus auf seinem Weg zur Kreuzigung begegnet (ein Motiv aus den 14 üblichen Bildern des Kreuzweges). Frauen mit kleinen Kindern auf dem Schoß vermitteln etwas von dem Bildnis Marias mit dem Jesus-Kind, wobei der freudige Aspekt daran fehlt. Das Bild der Maria mit dem Kind Jesus vermischt sich mit dem Bild jener Maria des Schmerzes, die den erwachsenen toten Jesus im Arm hält (ebenfalls ein Motiv aus Kreuzwegdarstellungen). Das (sprachliche) Bild weinender, klagender und/ oder bittender Frauen kommt im neuen Testament darüber hinaus mehrmals vor.<sup>66</sup>

---

<sup>66</sup> Loibingdorfer stellt in seiner Arbeit über Bettler in Montreal/ Kanada fest, dass keine religiösen Zeichen verwendet werden. (2006)

Ein starkes Zeichen ist das der Mutterschaft. Ein Teil der Frauen hat ein Kind bei sich, sowohl sehr kleine Babys als auch Kinder im Kleinkind-, Kindergarten oder Schulalter. Mir ist bis jetzt keine Frau untergekommen, die mehr als ein Kind bei sich hatte. Auch Frauen, die mehr als ein Kind haben, werden immer nur von einem – oft abwechselnd – begleitet. Frauen, die keine Kinder bei sich haben, halten manchmal Fotos von ihren Kindern in der Hand oder haben einen Zettel bei sich, auf dem steht, wie viele Kinder sie haben. Selten aber doch finden sich auch sichtbar schwangere Bettlerinnen. Laura erzählt im Interview, dass sie bereits als Schwangere gebettelt hat.

Die übliche Kleidung der Bettlerin wurde oben bereits überschrieben. Wie kann sie interpretiert werden? Die eher weiter Kleidung, die langen Röcke und die Kopftücher verhüllen den Körper, sie beugen einer sexualisierten Wahrnehmung der Körper vor. Die Kleidung verbirgt die körperlichen Zeichen von Weiblichkeit (Figur, Haare), gleichzeitig ist die Kleidung selbst eindeutig Frauenkleidung. Die Kleidung erzeugt das Bild von weiblichen Körpern ohne Sexualität. Dies bietet einerseits Schutz, andererseits erfüllt es die Zuschreibung, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen keine – oder zumindest keine lustvolle – Sexualität haben bzw. haben dürfen (ein anderes Beispiel wären behinderte Menschen, die in erster Linie als behinderte und nicht als Frauen oder Männer wahrgenommen werden und schon gar nicht als Menschen mit Sexualität und sexuellen Begierden). Die Kleidung verbirgt und deutet gleichzeitig an, wie sehr die Körper gezeichnet sind, wie anhand des Kopftuchs erklärt wird. Die weite, verhüllende Kleidung ist darüber hinaus auch Zeichen einer bestimmten – oft religiös begründeten – Moral.

Ein sehr häufiges Zeichen bei Bettlerinnen ist das Kopftuch. Nur manche jüngeren Frauen oder solche, die umhergehen und Leuten ansprechen, tragen manchmal keines. Das Kopftuch wird zumeist noch um den Hals gewickelt und hinten gebunden. Manche binden es auch vorne. Manche Frauen bedecken die Haare ganz, bei manchen bleibt der Haaransatz sichtbar. Den BettlerInnen wird das Tragen des Kopftuchs mit großer Wahrscheinlichkeit nicht vorgeworfen (zumindest stieß ich weder in Foren, noch in Zeitungsartikel oder persönlichen Gesprächen auf diesbezügliche Hinweise), wie es teilweise gegenüber Musliminnen geschieht. Bei den Bettlerinnen wird das Kopftuch weniger ein Zeichen von Unterdrückung der Frau interpretiert, denn sie werden ja sowieso nicht als sexuelle Wesen angesehen. Es wird vielmehr als ein Zeichen von Armut (Ich kann mein Haar nicht zeigen, ich habe keine Möglichkeit es schön zu pflegen), von niedriger sozialer und ländlicher (Frauen, die viel arbeiten müssen tragen Kopftücher), von Zurückgebliebenheit in einer anderen Zeit, in der es für Frauen bestimmter sozialer Herkunft noch sehr üblich war, Kopftücher zu tragen.

Die Inszenierungen der Bettlerinnen verlaufen also einerseits entlang von Weiblichkeitsnormen (sorgende Mutterschaft, Ertragen von Leidens, Leiden für andere...) andererseits brechen sie mit herrschenden Weiblichkeits-Normen (Kaschieren der eigenen körperlichen Mängel, sich auf

Straßen und Plätzen nicht auf den Boden setzen, Frauen als Haupt-Familienversorgerinnen...), was ebenfalls die Armut und Notlage betont: Seht, ich kann nicht „richtig Frau“ sein, ich kann nicht schön sein, so wie andere Frauen. Ich, als Mutter, habe nicht genug, um meine Kinder gut zu versorgen. Ich, als Frau und Mutter, muss mich alleine/ hauptsächlich um die Versorgung der Familie kümmern. Und bei alten Frauen: Ich bin alt und krank und habe niemanden, der für mich sorgt.

### ***14.3. Zusammenfassung und Vergleiche***

In diesem Teil wurden beobachtete Bettelpraktiken beschrieben. Es fällt auf, dass sich die Praktiken der interviewten und beobachteten Frauen in vielen Punkten ähneln.

Im Folgenden sollen zusammenfassend mögliche Variationen von Bettelpraktiken anhand einer Skala zwischen zwei Polen aufgezeigt werden. Diese Auflistung von Variationen kann helfen Bettelpraktiken beschreibbar zu machen. Ich gehe anhand der angeführten Variationen auf die Parallelen und Unterschiede zwischen den beobachteten Frauen ein.

#### **Variationen**

##### ***Grad an Sichtbarkeit:***

große Sichtbarkeit (aus weiter Entfernung als Bettlerin erkennbar) versus Unsichtbarkeit (Bettlerin wird erst durch Aufnahme der Interaktion als solche erkennbar)

##### ***Grad der Dynamik:***

Statisch (den Ort während des Bettelns nicht verlassend, Bewegungslosigkeit) versus dynamisch (Umhergehen, starke Gestik)

##### ***Grad an Selektivität bei den AdressatInnen:***

Möglichst viele Menschen mit dem eigenen Anliegen erreichen versus möglichst spezifische Auswahl der Zielgruppe oder der Personen

##### ***Grad des Engagements zur Herstellung von Interaktion:***

Minimale Interaktion (kein Blickkontakt, bewegungslose Haltung...) versus maximale Interaktion (intensiver Blickkontakt, Nachgehen, körperliche Berührungen, intensives Ansprechen, in den Wegstellen...)

##### ***Grad an verbaler Kommunikation:***

Keine verbale Kommunikation versus direkte/ laute/ eindringliche/ wortreiche/ zur Antwort auffordernde usw. Kommunikation

***Grad der Spezifik des Anliegens:***

Allgemeine Bitte um Zuwendung versus spezielles Anliegen (Nennung einer bestimmten Summe, oder eines bestimmten Zwecks nennen)

***Grad an Beziehung zu den AdressatInnen:***

Wahl von Ort und Zeit ermöglicht hohen Grad an Anonymität versus Wahl von Ort und Zeit hoher Grad ermöglicht Bekanntheit und Beziehungsaufbau mit den PassantInnen

***Grad an Ausdruck des Leides:***

Starker Ausdruck von Leid (Mimik, Gestik, Weinen...) versus Leid wird nicht gezeigt (Ausdruck und Verhaltensweisen von Leichtigkeit, Humor, Erheiterung...)

***Grad an Religiosität der Zeichen:***

säkulare versus religiöse Zeichen

***Grad an Einsatz von Arbeitsmittel:***

Keine versus mehrere Arbeitsmittel

***Grad an Variation:***

immer dieselben Praktiken einsetzen versus häufiger Wechsel der Praktiken

**Gemeinsamkeiten und Unterschiede**

Welche Gemeinsamkeiten lassen sich aufgrund dieser Einteilung bei den Bettelpraktiken der Frauen finden?

Gemeinsam ist ihnen, dass sie alle auf Sichtbarkeit im öffentlichen Raum setzen, wenn auch nicht auf maximale Sichtbarkeit, da diese gefährlich sein kann (Polizei). Die Frauen richten ihre eher unspezifische Anliegen an tendenziell möglichst viele AdressatInnen. Die Frauen befinden sich statisch an einem Ort, sie sind aber nicht völlig bewegungslos, sondern setzen Mimik und Gestik ein. Sie wenden sich den Vorbeikommenden zu, suchen Blickkontakt oder strecken ihre Hand ein Stück weiter vor. Das Engagement zur Herstellung von Interaktion schwankt. Manche Frauen sitzen schweigend, andere sagen Wörter wie „Bitte, Danke schön, alles Gute“.

Dana und Laura verwenden keine explizit religiösen Zeichen (wie Kreuzzeichen usw.) und beziehen sich auch nicht auf Gott. Sie verwenden nicht religiös konnotierte Zeichen wie die ausgestreckte Hand und beziehen sich, wenn sie angesprochen werden, auf ihre Mutterschaft. Die anderen Frauen sprechen von einem starken Gottvertrauen und verwenden religiöse Zeichen und Worte.

Auch bzgl. des Ausdrucks von Leid gibt es Variationen, wobei es hier – so lässt sich aus den Interviews schließen – auch Unterschiede bei jeder der Frauen gibt, abhängig von ihrer körperlichen und psychischen Verfassung. Arbeitsmittel werden eher wenige eingesetzt.

Die Frauen bleiben ihren Bettelpraktiken überwiegend treu bzw. verändern sie geringfügig, wenn das besseren Erfolg verspricht.

Es sind also Unterschiede zwischen den Frauen auszumachen – am ehesten zwischen den (zwei)wöchentlichen Pendlerinnen und den mehrmonatigen Pendlerinnen. Diese sind aber nicht sehr groß.

Während der Voruntersuchung traf und sprach ich eine Frau, deren Bettelpraktiken sich sehr von denen der anderen Frauen unterschied. Gleichzeitig deckte sich ihre Praktik mit der von Bettlerinnen, die mir zwischen 1998 und 2002 (also lange vor meiner Forschung) immer wieder begegnet sind (siehe Anhang 1). Ich skizzierte im Folgenden diese Bettelpraktik und vergleiche sie mit jener, der interviewten und beobachteten Frauen zwischen 2005 und 2007.

Die Bettelpraktiken der Frauen, die mir zwischen 1998 und 2002 häufig begegneten, glichen einander in folgenden Punkten:

- \* Die Frauen sprachen ein sehr gutes Deutsch.
- \* Die Frauen waren eher gut gekleidet, dunkel, lange Röcke, teilweise Schmuck.
- \* Sie waren eher jung, also zwischen 20 und 35 Jahre alt.
- \* Sie gaben an, aus dem Raum des ehemaligen Jugoslawien zu kommen (überwiegend aus Bosnien).
- \* Sie fragten um Geld für die Miete, die sie nicht zahlen können und baten um größere Summen (über 1000 Schilling), die sie aber wieder zurückgeben wollten.
- \* Meistens gibt es eine böse Vermieterin, die nicht bereit ist, auf die Miete zu warten bzw. auch nicht will, dass sich die Frauen dort anmelden und auch nicht, dass die Frauen dort Besuch bekommen (als etwa dass ich zu ihrem Quartier mitkomme).
- \* Sie haben Kinder im Quartier, nur eine hatte eines mit.
- \* Die Frauen bezeichnen sich als sehr gottgläubig und verwenden religiöse Zeichen.

In einer Tabelle sollen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten anhand zweier Frauen (Milena aus der Voruntersuchung und Mara aus der Hauptuntersuchung) gezeigt werden.

<b>Milena (Voruntersuchung)</b>	<b>Mara (erstes Treffen)</b>
kein Kopftuch, schwarze Jacke, langer Rock, goldene oder goldfarbene Uhr und Ohrringe, Handtasche, feste Schuhe	langer Rock, Kopftuch, Schlapfen, Plastiksack
geht herum und redet Leute an (Unsichtbarkeit)	sitzt und streckt die Hand aus, wiederholt immer wieder dieselben Worte (Sichtbarkeit)
setzt auf Kommunikation	setzt auf ersten Eindruck
vor der Uni (Selektion)	auf Einkaufsstraße (geringe Selektion)
spricht sehr gut Deutsch	geringe Deutschkenntnisse

will größere Summen, die sie für die Miete geliehen will	setzt auf kleine Beträge, in der direkten Kommunikation fragt sie auch nach Beträgen wie 20 Euro
bestimmter Zweck des Geldes (Miete)	allgemeiner Zweck: Essen, Miete...
permanent in Österreich	Lebensmittelpunkt nicht in Österreich
hat Kinder (aber nicht mit)	hat Kinder (meistens ist eines dabei)
stellt sich als isoliert in Österreich dar	hat Familienmitgliedern, die auch in Ö sind
Mann tot/ vermisst	Mann krank/ weg
an weiterem Kontakt nicht interessiert	an weiterem Kontakt interessiert
will keine sonstige Hilfe (nur Geld)	will Materielles, auch andere Hilfe (Meldeadresse), Hilfsorganisationen sucht sie nicht auf
präsentiert sich als sehr religiös	präsentiert sich als sehr religiös

Wie sich zeigt, können die Bettelpraktiken sehr unterschiedlich sein. Nicht die eine oder andere Bettelpraktik kann als kompetenter bezeichnet werden. Es geht darum, in welcher Weise die einzelnen Aspekte kombiniert werden und stimmig erscheinen bzw. wie sie an das jeweilige Publikum angepasst werden.

#### ***14.4. Kriterien für kompetente Bettlerinnen***

Anhand der oben beschriebenen Bettelpraktiken und Vergleichen zwischen Bettlerinnen sollen nun Kriterien für kompetente Bettlerinnen herausgefiltert werden.

Als die beiden erfahrensten Bettlerinnen, die mir begegnet sind, würde ich Dana und Mara (beim zweiten Treffen) bezeichnen. Warum? Was haben sie gemeinsam?

Ihre Bettelpraktiken unterscheiden sich im Bezug auf religiöse Zeichen und die Mitnahme von Kinder.

Gemeinsam ist ihnen, dass sie selbstbewusst auftreten und sich in Wien zurechtfinden können. Sie sprechen zumindest so gut Deutsch, dass sie ihr Anliegen kommunizieren können und die wichtigsten Fragen zu ihrer Lebenssituation beantworten können. Sie sind beide mit einer Gruppe von bekannten Menschen (Familiemitglieder, FreundInnen) in Wien, was Sicherheit und Rückhalt gibt. Sie sind mittlerweile unabhängig von VermittlerInnen bzw. anderen erfahreneren Bettlerinnen. Beide schreiben sich eine gute Menschenkenntnis zu und sind zu einer ähnlichen Einschätzung darüber gekommen, welche Personengruppen am ehesten geben (vgl. dazu „Lernen“). Dana und Mara suchen sich – zumindest teilweise – Bettelplätze mit ausgewähltem Publikum (Kirchen, Lebensmittelgeschäfte, Stammplätze mit Stammpublikum).

Im Vergleich zu den beiden, wirkt Helena, die angibt erst ein Woche zu betteln, viel unsicherer und dadurch auch weniger kompetent. Sie möchte beim ersten Treffen nicht alleine mit uns

sprechen, trifft uns aber ein zweites Mal im Beisein ihres Mannes. Sie (und ihr Mann) können kein Deutsch und kennen sich in Wien nicht aus. Sie können sich nicht vorstellen nach unseren Beschreibungen eine Adresse zu finden.

Auch während der Voruntersuchung traf ich eine Frau, deren Verhalten auf mich unkompetent wirkte, obwohl oder besser gesagt weil sie sehr routiniert wirkte, nämlich die oben erwähnte Frau namens Milena. Dazu ist aber anzumerken, dass ich mich ihr gegenüber nicht als Forscherin outete, die Voraussetzungen also auch andere waren als gegenüber den anderen Frauen. Die Voraussetzungen waren auch insofern anders, als sie sehr gut Deutsch und ich auch etwas Serbisch sprach, wir hatten also zwei Sprachen zur Verständigung und es war keine Dolmetscherin anwesend. Was an ihrem Verhalten erschien unkompetent?

\* Sie beschreibt ihre schwierige Lebenssituation (Illegalität; schwierige Vermieterin; kein Kontakt zu Familienmitgliedern; Kinder zu versorgen, die in Österreich nicht in die Schule gehen können...), will aber keine andere Hilfe außer Geld, was bei mir Misstrauen über die Wahrheit ihrer Erzählung auslöst.

\* Sie findet immer eine Begründung, warum andere von mir angebotene Hilfe nichts bringt. Sie wirkt dadurch auf mich nicht glaubwürdig.

\* Sie wirkt in ihren Antworten sehr routiniert und zeigt keine Emotionen während sie ihre Geschichte erzählt.

Ihre fehlende Kompetenz liegt also aus meiner Sicht als potentielle Geberin in ihrer fehlenden Glaubwürdigkeit.

Weiters beobachtete ich eine Frau in der Nähe einer Straßenbahnstation, deren Verhalten mich irritierte: Sie hockte an eine Mauer gelehnt, saß oder kniete also nicht und war aus der Entfernung nicht eindeutig als Bettlerin erkennbar. Ich musste mehrmals hinschauen um mir sicher zu sein, dass sie bettelte. Ihr Blick schweifte mit einem von mir als gelangweilt wahrgenommen Ausdruck umher, er war also weder in sich versunken noch suchte sie Blickkontakt. Die Frau wirkte unkompetent, weil sie nicht eindeutig als Bettlerin erkennbar war und nicht konzentriert bei der Sache schien.

Einer anderen Frau auf der Stiege zu einer U-Bahnstation gab ich eine aus meiner Sicht größere Summe (5 Euro). Sie zeigt darauf keinerlei besondere Reaktion außer „danke-danke“; kein Zeichen der Freude, kein Blickkontakt, keine Dankesgesten. Ich war darüber sehr irritiert und sogar etwas verärgert. Dies verdeutlichte mir meine Erwartungen als Geberin, verstärkt dadurch, dass ich eine größere Summe gegeben hatte.

Die Wahrnehmung von Bettlerinnen als unkompetent half mir also, mir klar zu werden, welches Verhalten ich als kompetent ansehe.

Welche notwendigen Kompetenzen lassen sich aus den Bettelpraktiken der Frauen ableiten?

Ich beziehe mich vor allem auf statische Bettlerinnen, da ich während der Forschung fast ausschließlich solchen begegnet bin. Ein Teil der Kriterien trifft aber auch allgemeiner zu:

\* Die kompetente Bettlerin wählt einen Arbeitsplatz der Schutz und Sichtbarkeit bietet. Die kompetente Bettlerin etabliert einen Stammplatz, auf dem sie anerkannt ist, sowohl von anderen BettlerInnen als auch von AnrainerInnen und PassantInnen. Sie findet sich in Wien zurecht und weiß über mehrere günstige Orte Bescheid, sodass sie ausweichen kann, wenn dies aufgrund von Tageszeit, Wochentag und Polizeipräsenz günstig erscheint.

\* Die Bettlerin hält den ungeschriebenen Kontrakt ein, der für diesen Ort zu dieser Zeit gilt (In Wien gilt derzeit: Schonverhalten, nicht aufdringlich/ aggressiv betteln, nicht zu demütig betteln)

\* Sie wirkt auf ihre Arbeit konzentriert. Sie ist bei der Sache, entweder meditativ in sich gekehrt oder sich aktiv den PassantInnen zuwendend.

\* Die kompetente Bettlerinnen wirkt selbstbewusst.

\* Sie glaubt an die Legitimität ihres Anliegens und daran, dass es Menschen mit Herz gibt.

\* Die kompetente Bettlerin wirkt, obwohl sie routiniert ist, authentisch und ehrlich und dadurch glaubwürdig.

\* Sie hat Menschenkenntnis und kann einschätzen, ob ihr die Menschen, die auf sie zu kommen wohl gesinnt sind oder nicht. Die kompetente Bettlerin weiß über die PassantInnen, die die gewählten öffentlichen Orte bevölkern, und deren Verhaltenserwartungen Bescheid: Warum kommen sie an diesen Ort? Welche Einstellungen Bettlerinnen gegenüber sind zu erwarten?

\* Sie kann ihr Anliegen klar und verständlich kommunizieren. Sitzt oder kniet sie an einem Ort, ist sie auf den ersten Blick als Bettlerin erkennbar. Die Botschaft an die PassantInnen wird eindringlich, aber nicht aufdringlich vermittelt.

\* Auf Nachfragen kann sie ihre Situation kommunizieren, eventuell mit Hilfsmitteln (Fotos, Zettel). Sie spricht zumindest einige Worte Deutsch.

\* Ihre Aussagen und non-verbale Zeichen wirken kohärent und in sich stimmig.

\* Sie reagiert sichtbar und angemessen auf die Gebenden und zeigt Dankbarkeit. Sie geht durch Blick, Mimik und Gestik auf die Gebenden ein. Sie tut dies in einer Art und Weise, die sich den Gebenden persönlich aber nicht aufdringlich zuwendet.

\* Die kompetente Bettlerin wird auch bei ablehnender und demütigender Behandlung nicht ungeduldig, wütend oder aggressiv. Sie verfügt über eine hohe Frustrationstoleranz.

\* Sie findet Positionen und Haltungen, sowie Möglichkeiten, sich Erleichterung zu verschaffen, um den körperlichen Anforderungen gewachsen zu sein.

\* Sie weiß, wie sie sich in Konfliktsituationen mit der Polizei und mit PassantInnen zu verhalten hat.

\* Die kompetente Bettlerin weiß, wer ihr weiterhelfen kann, wenn sie Wörter auf Deutsch wissen will, neue Orte sucht oder sonstige Informationen braucht.

Anhand dieser Kriterien kann erkannt werden, dass die kompetente Bettlerin sowohl über Selbstkompetenz (bei Karcher und Overwien als persönlichkeitsnahe Kompetenzen bezeichnet) verfügen muss, wie etwa Geduld, Durchhaltevermögen, Frustrationstoleranz, Mut, Disziplin, Risikobereitschaft und moralische Integrität; sowie auch über Sozialkompetenz (bei den erwähnten Autoren unter soziale und organisatorische Kompetenzen gefasst): Präsentationsfähigkeit, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit, Konfliktlösungsfähigkeit etc. (vgl. Karcher/Overwien 1999: 38ff.) Unter Sachkompetenz könnte das Berufswissen und die Fertigkeiten (etwa der Umgang mit dem eigenen Körper in der Bettelsituation) eingereicht werden.

Erpenbeck und von Rosenstiel fassen die Unterteilung in andere Begriffe. Sie sprechen von personaler, fachlich-methodischer, sozial-kommunikativer Kompetenz und ergänzen diese übliche Dreiteilung durch die Kategorie aktivitäts- und umsetzungsbezogene Kompetenz. Letztere wurden den Autoren zufolge hinzugefügt, weil sie in den empirischen Studien immer wieder auf Personen gestoßen sind, deren andere Kompetenzen zwar eher mäßig waren, deren Qualität aber darin lag, dass sie "Durchbeißer" waren und die gesetzte Ziele mit großer Hartnäckigkeit zu erreichen strebten (vgl. Erpenbeck/ Heyse 2003: XVII). Die aktivitäts- und umsetzungsorientierte Kompetenz wird charakterisiert als *"die Disposition einer Person, aktiv und gesamtheitlich selbstorganisiert zu handeln und dieses Handeln auf die Umsetzung von Absichten, Vorhaben und Plänen zu richten – entweder für sich selbst oder auch für andere und mit anderen, im Team, im Unternehmen, in der Organisation. Diese Dispositionen erfassen damit das Vermögen, die eigenen Emotionen, Motivationen, Fähigkeiten und Erfahrungen und alle anderen Kompetenzen – personal, fachlich-methodisch und sozial-kommunikativ – in die eigenen Willensantriebe zu integrieren und Handlungen erfolgreich zu realisieren."* (Erpenbeck/ von Rosenstiel 2003: :XVII). Die Bettlerinnen müssen jedenfalls auch über diese aktivitäts- und umsetzungsbezogene Kompetenz verfügen, wie in diesem Abschnitt gezeigt wurde.

Für den Erfolg der Bettlerinnen wurden unter "Kompetenzanalyse" zwei Kriterien festgelegt: Es kommt Geld (die Leuten geben) und es bleibt Geld (nach Abzug der Lebenserhaltungskosten in Österreich) übrig. Die genannten Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen sind für das Betteln im öffentlich Raum notwendig bzw. förderlich, sie allein garantieren aber nicht den

Erfolg des Bettelns. Neben ihrer beruflichen Handlungskompetenz sind noch andere Faktoren entscheidend, die die Frauen nicht kontrollieren und nur teilweise beeinflussen können:

\* **Die körperliche und psychische Verfassung** der Frauen und ihrer anwesenden Kinder: ihr körperliches Kapital.

Die körperliche Verfassung entscheidet wesentlich darüber, wie lange die Frauen in der Bettelposition bleiben können, welche Position sie überhaupt einnehmen können, wie oft sie Pause machen müssen, unter welchen (Witterungs-)Bedingungen sie überhaupt arbeiten können usw.

Besonders Ana beschreibt, dass das Betteln für sie körperlich sehr schwierig ist, dass sie etwa nicht stehen kann, was sie fürs Zeitung verkaufen angebrachter halten würde.

\* **Die Höhe der Lebenserhaltungskosten in Österreich:** Die Lebenserhaltungskosten der Frauen unterscheiden sich wesentlich, je nachdem, ob sie Familienmitglieder in Österreich zu versorgen haben, Miete bezahlen müssen und gratis zu Lebensmitteln kommen.

\* **Die aktuellen Arbeitsbedingungen:** Zu den Arbeitsbedingungen seien hier jene gezählt, die unter Kontext und den intervenierenden Bedingungen beschrieben wurden. Dazu zählen vor allem Witterung, Polizeiverhalten (Geld abnehmen, vertreiben, einsperren...) und PassantInnenverhalten.

## 15. Überlebenskompetenz

In diesem Abschnitt soll herausgearbeitet werden, was die spezifische Kompetenz ist, die kompetente Bettlerinnen unter den Bedingungen von permanenter Überlebensunsicherheit bzw. sozialer Ausschließung auszeichnet. Es werden hier also nicht übliche Auflistungen von Kompetenzen herangezogen und versucht anhand derer herauszufinden, welche Kompetenzen die Frauen vorweisen können bzw. wo das, was sie können, eingeordnet werden kann. Stattdessen wird die spezifische Kompetenz der Frauen theoretisch gefasst.

Henri Seukwa formuliert dies in seiner Studie zur Kompetenz afrikanischer Flüchtlingsjugendlicher in Deutschland so: *„Die Kompetenz, die diesen Akteuren des informellen Sektors hier zuerkannt wird, ist nicht so sehr die eines Know-hows oder einer praktischen Nützlichkeit, die sich aus dieser oder jener speziellen Tätigkeit in diesem Sektor ergibt (obwohl das auch der Fall ist).“* Es ist die *„einer allgemeinen Fähigkeit, einer besonderen Disposition“*, den Bedingungen, die verhindern ein menschenwürdiges und vernünftiges Leben zu führen, *„die Stirn zu bieten ohne dem Fatalismus zu verfallen“* (2006: 199). Seukwa arbeitet heraus, welche spezifische Kompetenz afrikanische Flüchtlingsjugendliche in Deutschland besitzen und entwickelt Aktionsmodi dieser Kompetenz, die er als *„Habitus der Überlebenskunst“* bezeichnet. Seukwas Studie stellt mit dieser Vorgangsweise eine Besonderheit in dem Forschungsbereich dar, der sich mit dem Kompetenzerwerb von Marginalisierten beschäftigt. Andere Studien und Sammelbände in diesem Bereich, die bereits im Abschnitt Kompetenz bereits vorgestellt wurden<sup>67</sup>, lehnen sich an gängige Einteilungen und Untergliederungen von Kompetenzen an. Seukwa hingegen versucht das Eigentümliche der Kompetenz seiner beforschten Gruppe zu konstruieren. Indem er diese Kompetenz als eine Reaktion auf den Kontext von Überlebensunsicherheit und Marginalisierung entwickelt, wird trotz der Spezifik der Studie – konkret entwickelt er den *„Habitus der Überlebenskunst“* an einem Fallbeispiel – eine Allgemeinheit in der Formulierung des Konzepts möglich, die Anknüpfungspunkte für meine Studie bietet. Durch die Konzentration auf das Besondere einer beforschten Gruppe kann die Gefahr abgewendet werden, diese bzw. ihre Kompetenz(en) in Raster zu pressen, die ihnen nicht angemessen sind, unter anderem weil sie im einem anderen Kontext (etwa dem des regulären Arbeitsmarktes) entwickelt wurden. So wird eher möglich den Anspruch einzulösen, der im Abschnitt *„Forschungszugang“* formuliert wurden, nämlich *„die gängigen Beurteilungskriterien [von Respektabilität] zurückzugehen, [...] um den produktiven Lebensleistungen von Menschen in erschwerten Lebenslagen gerecht zu werden. Respekt bekundet sich im Vorbehalt gegen die*

---

<sup>67</sup> Etwa Boehm 1997 und Overwien/ Lohrenscheit/ Specht 1999

*gesellschaftlichen Respektabilitätszuschreiben, aber auch im Bewusstsein, wie sehr sie die Lebensqualität bestimmen.“ (Götz 2004: 192)*

Ich entwickle also angelehnt an den „Habitus der Überlebenskunst“ von Seukwa, der zuerst skizziert wird, das Konzept der Überlebenskompetenz. Der Begriff verweist auf das Zentrale dieser Kompetenz, die Bewältigung von permanenter Überlebensunsicherheit.

### ***15.1. Zum „Habitus der Überlebenskunst“ nach Seukwa***

Seuwka bietet in seiner Studie eine eingehende Beschäftigung mit dem Kompetenzbegriff, entscheidet sich aber letztlich dafür, den „präzisen Typ von Kompetenz“, den er bei den afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen erkennt, als „*Habitus der Überlebenskunst*“ zu bezeichnen (vgl. 2006: 200). Dies begründet er damit, dass das Habitus-Konzept dem Kompetenz-Konzept nach Chomsky ähneln würde. Habitus beziehe sich aber nicht auf Angeborenes sondern durch implizites und explizites Lernen Erworbenes und betone die Verankerung im Sozialen und die Tendenz sich zu reproduzieren (ebd.: 199). Der Habitus überwindet die Kluft zwischen Strukturalismus und Individualismus, indem er als ein System von Grenzen formuliert ist und als das Produkt der inkorporierten und individuellen Geschichte verstanden werden kann (ebd.). Seukwa unterscheidet bei der Konstruktion des Habitus´ der Überlebenskunst zwischen den Ressourcen, den Aktionsmodi – also den Mechanismen bzw. Taktiken beim Einsatz dieser Ressourcen – und dem Formalen der Mikroprozesse und ihrer Erklärungsmodelle. Im Bezug auf sein Fallbeispiel Meme sieht er dessen unbeugsamen Willen, sein fotografisches Gedächtnis und die richtige Beziehungen im richtigen Moment als die Ressourcen an.

Als Aktionsmodi führt er folgende an:

- \* Äußeren Schwierigkeiten als Herausforderungen begegnen
- \* Optimale Nutzung der Bildungszeit: die Kunst, die Gelegenheit zu nutzen
- \* Die Kunst des Weitermachens im Ungewissen
- \* Soziale Kontakte als (Re)Stabilisierungsfaktor in Tagen der Verzweiflung
- \* Das Vertrauen der Vorsicht unterordnen
- \* Die Dialektik des Geschlossenen und des Offenen oder die Kunst des Zukunftsentwurfs in absoluter Ungewissheit
- \* Realistische Zielsetzungen oder die Träume den Plänen unterordnen
- \* Den Widrigkeiten des Lebens trotzen

Die zahlreichen winzig kleinen Verfahrensweisen (die Mikroprozesse) mit denen es den Beherrschten gelingt, die Repressionsmaßnahmen zu unterlaufen, folgen laut dem Autor einer

Grammatik des Tuns. Er erklärt sie mit Hilfe der Begriffe von Michel de Certeau, der zwischen Taktik und Strategie unterscheidet. *„Ohne eigenen Ort, ohne Gesamtübersicht, blind und scharfsinnig wie im direkten Handgemenge, abhängig von momentanen Zufällen, wird die Taktik durch das Fehlen von Macht bestimmt, während die Strategie durch eine Macht organisiert wird“* (Certeau 1988: 90). Seukwa wählt mit Certeau als Beispiel die rhetorische Strategie der Transgression, also der Fähigkeit von Innen heraus Grenzen, Verbote und Tabus zu überwinden, die zum Zweck der sozialen Über- und Unterordnung und Disziplin geschaffen werden. Transgression bedeutet folglich die Konventionen in Frage zu stellen, das völlig Unerwartete zu tun und dabei dennoch im etablierten System zu verbleiben. Diese Taktik wird auch im dargestellten Fallbeispiel sichtbar (vgl. Seukwa 2006: 249f.).

## ***15.2. Zur Konstruktion des Konzepts Überlebenskompetenz***

In Anlehnung an Seukwa wird im Folgenden anhand von Interviewbeispielen und Beobachtungen das Konzept Überlebenskompetenz entwickelt und anschaulich gemacht. Präziser müsste das Konzept *Überlebensunsicherheitsbewältigungskompetenz* heißen. Dieser Begriff ist aber lang und sperrig, deshalb habe ich mich für die Abkürzung Überlebenskompetenz entschieden.

Wenn ich im Folgenden von „den Bettlerinnen“ spreche, beziehe ich mich hauptsächlich auf Mara, Sina, Dana und Laura, die ich als „kompetente Bettlerinnen“ bezeichne. Bei Ana und Helena ist die Situation etwas anders, wie ich unter „Bettelpraktiken“ erläutert habe und noch erläutern werde.

Seukwa unterscheidet im Bezug auf den Habitus der Überlebenskunst zwischen Ressourcen und Aktionsmodi. Ich halte diese Unterscheidung nicht für zielführend, weil sie eine Entscheidung darüber notwendig macht, was die Frauen mitbringen und was sie in Österreich erwerben, wobei ich ebenso wie Seukwa die Kontinuität der Bedingungen und so auch der Kompetenzaneignung herausarbeiten möchte. Zudem erscheint im Konzept Seukwas die Unterscheidung zwischen Ressourcen und Aktionsmodi nicht völlig schlüssig. Warum werden „die richtigen Beziehungen im richtigen Moment“ als Ressource eingeordnet und gleichzeitig gibt es Aktionsmodi, die „Soziale Kontakte als (Re)Stabilisierungsfaktor in Tagen der Verzweiflung“ und „die Gelegenheit nutzen“ heißen?

Mir scheint es für die Konstruktion der Überlebenskompetenz sinnvoller, nicht zwischen einer Infrastruktur, also bereits Gegebenem (Ressourcen) und den Operationsmodi oder Handlungsschemata (Aktionsmodi) zu differenzieren.

Ich ziehe trotzdem bei der Analyse der Zusammensetzung von Überlebenskompetenz den Begriff der Aktionsmodi dem der Teilkompetenzen vor, da ersterer Begriff die „Art und Weise“

des Handelns betont und die einzelnen Modi besser in ihrem Zusammenwirken denken lässt als der Begriff Teilkompetenzen, der eher “zerstückelt”.

Als Aktionsmodi von Überlebenskompetenz werden folgende herausgearbeitet:

- \* Normalität herstellen
- \* Handlungsfähigkeit erhalten trotz Ungewissheit
- \* Die eigene Integrität erhalten trotz Bedrohung
- \* Der eigenen Menschenkenntnis vertrauen
- \* Gelegenheiten als Chance wahrnehmen und nutzen
- \* Den Glaube an die Menschlichkeit und die Hoffnung auf ein besseres Leben behalten
- \* Soziale Kontakte als (Re)Stabilisierungsfaktor in Tagen der Verzweiflung
- \* Kraft und Sicherheit aus der eigenen Moral und der Legitimität des Anliegens ziehen
- \* Ein Wir schaffen

### **Normalität herstellen**

Die Frauen kommen nach Wien und bekommen von den Personen, die ihnen dabei geholfen haben hierher zu kommen, geeignete Bettelplätze gezeigt. Die erste Zeit als Bettlerin auf der Straße beschreiben alle Frauen als schrecklich. Mit der Zeit hingegen gewöhnen sie sich an ihre Tätigkeit und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Dadurch wird das Betteln leichter für sie.

Mara begründet die Schwierigkeiten am Anfang damit, dass sie nicht wusste, wie sie „fragen“ sollte.

*M: Es war mir sehr, sehr schwer, ich habe immer geweint, ich konnte nicht sprechen, ich wusste nicht/...ich sah immer die Straßenbahnen und ich sah die Menschen sprechend, ich konnte nicht sprechen, ich wusste nicht wie ich bitten sollte, um etwas Geld zu bekommen /... die Frau [die ihr geraten hat nach Österreich zu kommen] hat mir gesagt, dass ich: “ Bitte!“ und ‚Entschuldigung!‘ sagen soll. [...]*

*I: Und nach drei Wochen ist es Ihnen ein wenig leichter geworden?*

*M: Ich sage Ihnen ehrlich, dass nach drei Wochen, ich gesehen habe wie die Situation ist. Danach wusste ich was mich auf die Straße erwartet.“ (Ma2)*

Sina erwähnt auch die Herabwürdigungen,, denen sie ausgesetzt war und ist, und die Angst, die sie hatte:

*S: Ich hatte Angst, Ich weinte am Anfang manchmal, aber ich habe mich an die Leute gewöhnt und jetzt weiß ich, wie es ist und fürchte mich nicht mehr.“ (Sa1)*

*„Sie spucken auf uns, gerade eben, sie zeigen uns auch jetzt den Finger, aber wir haben uns daran gewöhnt.“ (Sa3)*

Dana spricht auch von den körperlichen Problemen anfangs und wie sie lernte damit umzugehen.

Normalität herstellen funktioniert also zum einen über Gewöhnung, was sowohl ein körperlicher als auch ein psychischer Prozess ist. Es wird für die Frauen sozusagen „normal“, Bettlerin zu sein. Trotz der täglichen Unsicherheit können sie eher einschätzen, was auf sie zukommt und sind darauf eingestellt. Das Betteln wird für sie gewöhnlich.

Der Prozess der Normalisierung im Sinne von Gewöhnung ist ein Prozess der „mit der Zeit“ passiert, was aber nicht heißt, dass es durch die Gewöhnung kontinuierlich immer besser und leichter wird für die Frauen. Sie beschreiben den Gewöhnungsprozess als eine Phase zu Beginn ihrer Tätigkeit.

Die Interviewpassagen lassen den Eindruck entstehen, dass der Gewöhnungsprozess etwas ist, was „von selbst“ passiert. Gewöhnung passiert dadurch, dass die Frauen mit der Situation und dem was sie erwartet, bekannt werden. Der Gewöhnungsprozess wird aber von den Frauen auch aktiv gestaltet: Positionen finden, wie das Sitzen und Knien ausgehalten werden kann oder auch passendere Formen des „Fragens“ finden. Auf diese Lernprozesse gehe ich unter „Lernen“ näher ein.

Dass Gewöhnung nicht etwas ist, das mit der Zeit auf jeden Fall passiert, zeigt sich auch darin, dass nicht alle Frauen ihn als gelungen darstellen. Dana, Laura, Mara und Sina geben in den Interviews an, diesen Gewöhnungsprozess hinter sich zu haben. Ana fällt es besonders aus körperlichen Gründen schwer sich zu gewöhnen. Sie ist auch die, die am intensivsten davon spricht, so bald wie möglich wieder nach Hause zu wollen:

*„E: Ich wollte nach Rumänien zurück fahren ... danach habe ich wieder an meinen Kindern gedacht, denn ohne Fahrscheine können sie nicht zurück fahren... wie haben bis jetzt nicht das Fahrgeld gehabt.“ (A1)*

*„L: Wir hätten Interesse, dass Sie uns erzählen was Sie alles tagsüber machen? [...] Wo Sie danach hingehen?“*

*„E: Ich gehe zur Gastgeberin zurück, da es mir schlecht ist, [...] Wir mache etwas zum Essen, wir gehen auf die große Markt/...zum Essen machen wir was wir können.“ (A2)*

*„Mein Herz tut mir weh... mit Gott vor uns gehen wir nach Hause!“ (A3)*

Normalität wird also einerseits durch Gewöhnung hergestellt, andererseits auch durch strukturierende, routinisierte Praktiken. Die Frauen entwickeln Routinen und Rituale. Der Tag wird so strukturiert und wiederholt sich, er wird zum Alltag. In den folgenden Interviewpassagen erzählen die Frauen von ihren Alltagsroutinen:

*„Jetzt mache ich es so, dass ich um 2 Uhr zur Caritas essen gehe. [...] Oder am Abend gehe ich zum Karlsplatz zur Suppe um 9, so kann ich besser sparen“ (Da5)*

*„Das ist der Platz, wo ich immer bin. Von früh am Morgen um acht oder sieben den ganzen Tag bis am Abend um sechs oder sieben.“ (Sa5)*

*„I: Und was macht ihr normalerweise? Wie vergeht ein Tag?“*

*L: Hm, dasselbe.. wir stehen auf in der Früh um 8, trinken einen Kaffee, danach kommen wir hierher heraus, oder an einen anderen Platz beginnen um halb 11. Ja und so, in jeder Stunde steh ich auf. Ich rauche eine Zigarette und dann setze ich mich wieder nieder und dann bis 8 halb 9 setzt sich das so fort. Wenn sie mich bewerfen [im Sinn von Geld geben] oder ich die Summe habe an die ich denke, dann steh ich auf, wir gehen auf einen Kaffee und nachher fangen wir wieder an.“ (L3f.)*

Die Routinen, die die Frauen herstellen, im Bezug auf Raum, Zeit und Handlungsstrategien sind durch die bereits beschriebenen möglichen intervenierenden Bedingungen sowie den körperlichen Zustand macher Frauen immer prekäre und gefährdete. Die Normalität ist ständig bedroht.

Normalität und Alltagsstruktur sind Konstruktionsleistungen der Frauen. Sie können dabei nur bedingt auf ihre Vorerfahrungen zurück greifen, einerseits ist ihnen (bei ihrem ersten Aufenthalt in Österreich) der Kontext nicht vertraut, andererseits geben die Frauen an, zuhause nicht zu betteln, d.h. auch die Tätigkeit ist ungewohnt für sie. Normalität herstellen im „Chaos des Unbekannten“ (unbekannte Sprache, Stadt, Menschen, Tätigkeit, keine vorgegebene Struktur durch eine Arbeitsplatzbeschreibung etc.) ist also ein wichtiger Aktionsmodus der Überlebenskompetenz.

### **Handlungsfähigkeit erhalten trotz Ungewissheit**

Bei Seukwa findet sich ein Aktionsmodus, den er „die Kunst des Weitermachens im Ungewissen“ nennt. Eben das ist hier gemeint. Wie oben beschrieben sind die Bedingungen unsicher, die Gefährdung ständig präsent, die Normalität prekär. Dieser Aktionsmodus bezieht sich auf die Kraft, auch weiterzumachen, wenn das erbettelte Geld eben von der Polizei abgenommen wurde oder frau gerade von einem Passanten bespuckt wurde. In anderen Worten sind unter den gegebenen Bedingungen eine hohe Frustrationstoleranz und ein starkes Durchhaltevermögen notwendig. Die Fähigkeit liegt darin, nicht soweit zum Opfer zu werden, dass die eigene Handlungsfähigkeit gelähmt wird.

Die Handlungsfähigkeit wird etwa dadurch aufrechterhalten, dass die Frauen davon überzeugt sind, dass die Leute anders auf sie reagieren würden, wenn sie besser Deutsch sprechen würden, wenn sie ihre Probleme erklären können würden oder Ähnliches. „Wenn ich etwas anders machen würde, dann wäre es anders“ könnte die Formel lauten. Die Frauen sehen sich nicht nur

dem Goodwill der PassantInnen ausgeliefert, sondern schreiben ihrem eigenen Verhalten Wirkungsmächtigkeit zu. Dies zeigt sich daran, dass die Frauen daran glauben, dass eine Steigerung ihrer Fähigkeit ihre Situation verbessern kann, dass es also ein „besser Betteln können“ – ein kompetenteres Betteln könnte frau sagen – gibt:

*„Am ersten Tag war es für mich sehr schwer, am zweiten Tag gleich so schwer. Danach habe ich pro Tag 10-20 Euro bekommen und so habe ich Essen für meine Kindern gekauft... Erst nach zwei oder drei Wochen konnte ich Betteln.“ (Ma2)*

Auch Sina glaubt also daran, dass die Menschen vielleicht anders handeln würden, wenn sie um ihre Not wüssten. Sie erwähnt auch, dass sie „in sich bleibt“, keine negativen Gefühle aufkommen lässt. Auch Laura beschreibt eine innere Konzentrationsarbeit, die auch als Hilfe zum Handlungsfähig-bleiben gelesen werden kann. Auch wenn es schwierig ist und sie darauf angewiesen ist, von den PassantInnen Geld zu bekommen, macht es ihr diese innere Konzentrationsarbeit leichter.

Mara erwähnt, wie wenig sie tun kann, auch wenn die Not groß ist, und wie hart das für sie ist. Was sie beschreibt, könnte unter Ohnmacht gefasst werden, es kommt aber auch in dieser Passage als ihr (gewähltes) Selbstverständnis als Bettlerin durch, dass sie so und nicht anders handeln lässt. Sichtbar wird dieses Selbstverständnis daran, dass Mara von der allgemeinen Form zum „wir“ wechselt:

*„Wir machen keine andere Sachen, wir stehlen nicht, wir schlagen niemanden, wir sitzen nur auf dem Boden, und wenn man uns gibt und wenn Gott zu dem Mensch sprechen will, dass der/die uns gibt, dann er/sie gibt dir und wenn nicht dann bleibe ich so [...] Ich kann niemanden schlagen, weil meine Kinder nichts zum Essen haben, dass ich nicht Seife habe und sie nicht waschen und baden kann. Das ist das Bettler-Leben! Wir haben ein sehr schweren Leben.“ (Ma4)*

Die Frauen kämpfen aber nicht nur darum, ihre Handlungsfähigkeit zu erhalten, sondern auch sie zu erweitern, wie im Abschnitt über ihre Lernprozesse erläutert wird. Dieser Aktionsmodus hat Ähnlichkeit mit der von Erpenbeck und von Rosenstiel entwickelte aktivitäts- und umsetzungsorientierte Kompetenz (siehe “Kriterien für kompetente Bettlerinnen”).

### **Die eigene Integrität erhalten trotz Bedrohung**

Die Straße oder weitergefasst der öffentliche Raum, in dem sich die Frauen aufhalten ist für sie gleichzeitig ihr Arbeitsort, also der Ort, an dem sie die Chance haben, Geld zu bekommen bzw. hilfreiche Kontakte zu knüpfen und zu lernen; andererseits ist es auch ein gefährlicher Ort, ein Ort der Bedrohung und Herabwürdigung, an dem die Frauen sie schützen müssen, körperlich, psychisch sowie moralisch. Dies fasse ich in dem Begriff: die eigene Integrität erhalten.

Für die eigene Sicherheit und den eigenen Schutz zu sorgen, um die eigene Integrität zu erhalten, ist eine der wichtigen und anstrengenden Aufgaben während des Bettelns: *„Noch sehr oft schaue ich mich nach Polizisten um, und wenn ich sie schon von weitem sehe, springe ich schnell auf, gehe hinunter zur U-Bahn oder gehe weg, damit sie mich nicht fangen und darauf muss ich mich auch den ganzen Tag konzentrieren, und darauf konzentriere ich mich auch, wenn ein schlechter Mensch kommt und mich schon wieder anschreit oder was weiß ich. Wir haben schon sehr viel zu fürchten, von jeder Seite, von jeder Seite gibt es solche, solche Leute, ich weiß gar nicht wie ich sie nennen soll, solche blöden Leute.“* (Da10)

Die eigene Integrität zu erhalten gilt es auch gegenüber Prostitutionsangeboten:

*„Aber wenn ich merke, dass solche kommen, die mich rufen [ins Hotel] und sagen 50 oder 40 Euro, dann sage ich, dass ich sie nicht verstehe und verscheuche sie dann sage ich, sie sollen mich in Ruhe lassen, weil ich will das nicht so machen, weißt du, dass ich um Geld gehe, weil das für mich beschämend ist, das brauche ich nicht.“* (Da5)

In diesem Sinne ist Veränderung (der eigenen Person) nicht unbedingt etwas Positives. Dana antwortet auf die Frage, was sie während ihrer Zeit auf der Straße gelernt hat, was sich in ihr verändert hat oder ob sie die Welt, die Menschen, die Zukunft anders sieht:

*“Über die Menschen.. Vertrauen.. ich gebe niemandem.. niemanden.. ich traue niemandem.. nur mir. Erfahrung, mh, ich würde nicht sagen, dass ich mich viel verändert habe, davor war ich auch genau so.”* (Da7)

Dana nimmt aber in einem anderen Kontext Veränderungen an sich wahr, die sie positiv einschätzt, nämlich jene verbunden mit der Trennung von ihrem Ehemann. Die Trennung kann auch als Sicherung ihrer Integrität verstanden werden: *„Wir sind schon 1 Jahr getrennt, wir leben nicht zusammen, wir kommen nicht aus miteinander. Er hat sich sehr an den Alkohol gewöhnt, und ich habe das nicht gewusst, und dann haben ich lieber gedacht ich bin alleine, es ist auch besser geworden, weil er nur das Geld von mir weggenommen hat und sich nur unterhalten gegangen ist. [...] Ich bin auch viel ruhiger, davor war ich nervöser, vor allem wegen ihm, jetzt bin ich ruhiger geworden, ich bin geduldiger.“* (Da7)

Die Frauen müssen mit einem stark negativem Fremdbild, mit Abwertungen, Herabwürdigungen und Angriffen fertig werden.

*„Die Deutschen [sie meint vermutlich die Deutschsprachigen oder die ÖsterreicherInnen], sehr viele, wenn sie mich so in der U-Bahn sehen, gehen sie mit 10 Meter Abstand bei uns vorbei, ich weiß nicht wovor sie sich fürchten, wir sind doch genauso Leute, wie andere“* (Da9)

Sina beschreibt das so:

*„I: Wirst du manchmal auf die Menschen die dich so anschauen wütend? Wenn sie dich trotz deiner Situation dich und nicht nett dir gegenüber sind?“*

*S: Ja, ich werde nicht wütend, wenn sie mich so garstig ansehen oder sie mich abscheulich behandeln, aber ich bin in meine Innere sehr traurig: Mein Herz tun mir sehr stark weh. Die Menschen kennen mich und meine Probleme nicht... vielleicht, wenn sie über mich alles wissen würden...,dann, vielleicht würden manche mit Mitleid haben. Ich schimpfe nicht zurück. Ich werde auf sie nicht wütend... ich sage nichts und bedanke mich.“ (Sb2)*

Auch Dana weist das zugeschriebene Fremdbild empört von sich und kritisiert das Verhalten der Polizisten (vgl. Polizeiverhalten“). Für die eigene Integrität kann als wichtig angesehen werden, dass die Tätigkeit als Bettlerin nicht als schlecht, im Sinne von moralisch verwerflich angesehen wird (etwa weil sie die „letzte Chance“ ist oder weil die Frauen die PassantInnen nicht belästigen, sondern still und höflich um Geld bitten). Die Frauen vertreten eine selbstbewusste Position als Bettlerinnen.

Bettlerin sein ist außerdem nicht die einzige Identität:

*“Zu Hause, zu Hause ist es nicht so, dass wir echte Bettler sind, wir sind keine echten Bettler (kóldus)... Nur, weil wir haben ein Haus, ein richtiges Haus/ wir wollen nur mehr Geld für uns sicherstellen... Das was wir zu Hause bekommen ist für uns nicht genug“ (L5).*

### **Der eigenen Menschenkenntnis vertrauen**

Ein Modus bei Seukwa heißt „Das Vertrauen der Vorsicht unterordnen“. Auch die Frauen betonen die Notwendigkeit vorsichtig zu sein und „niemandem zu vertrauen“, wie Dana oben schon zitiert wurde.

Gleichzeitig lassen sie sich auf das Gespräch mit uns – teilweise sogar zweimal – ein, weil sie dabei ein gutes Gefühl und zumindest bedingt Vertrauen haben.

*D: Ok, also gestern.. was für einen Eindruck hattest du [nach dem Gespräch mit uns]?*

*D: .."Semmi" (wörtl: nichts, im Sinne von nichts zu sagen) ihr wart mir sympathisch, du auch, ich hatte keinen schlechten Eindruck/ verstehst du?/ ich habe euch gegenüber nicht dieses Schlechte gefühlt, ihr wart auch sehr freundlich, immer .. Das hab ich auch zu Laura gesagt nachher und sie hat gesagt, ja sie auch.“ (D2)*

Ähnliches sagt auch Sina:

*„I: Wie hast du gewusst, dass du uns vertrauen kannst? Wie hast du gewusst, dass wir dich nicht ausnützen wollten?*

*S: Ich habe euer gutes Wesen gespürt. Ich habe eure Sanftmut gespürt.“ (Sb2)*

Es geht also allgemeiner formuliert um das Vertrauen in die eigene Menschenkenntnis, wobei dabei Vorsicht und „nicht jedem zu vertrauen“ eine große Rolle spielt. Sina erzählt dazu eine „Lerngeschichte“ von missbrauchtem Vertrauen, die sie dazu bewogen hat, nicht mehr allen zu

trauen und durch die sie begonnen hat, die Menschenkenntnis zu erwerben, um sich selbst zu schützen. Diese Passage des Interviews schließt gleich an die vorher zitierte an.

*„Ich erkenne die bösen Menschen nach ihrem Gesicht, zum Beispiel, wenn die Augen sehr böse aussehen.*

*L: Seit wann beobachtest du das?*

*S: Seitdem ich 7 Jahre oder 8 Jahre alt war. Seitdem ich in die Schule war... als ich in die erste Klasse ging, war ich von zwei Schulkolleginnen gelockt worden. Sie haben mir erzählt von dem vielen Spielzeug das sie zuhause hatten, und das es lustiger wird, wenn ich mitgehe und mit ihnen zuhause spiele. Als wir dort ankamen, haben sie mich an eine Zaun gefesselt, und sie haben mich geschlagen. Seitdem weiß ich, welche gute und welche böse Menschen sind. Ich konnte damals das Böse in Ihren Augen erkennen und nach Ihrem Benehmen konnte ich das auch feststellen.“ (SbIf.)*

Die eigene Fähigkeit Menschen einzuschätzen wird von mehreren Frauen hervorgehoben, in diesem Punkt zeigen sie viel Selbstvertrauen:

*„I: Redest du mit den Leuten?*

*D: [...] Ich sehe gutherzige Frauen, dann sicher, [...]und wenn ich das spüre, weil ich habe ein sehr gutes Gespür, dann spreche ich natürlich, ich erzähle ihnen alles, aber wenn ich sehe, dass sie mit schlechter Absicht kommen, Jugendliche oder Betrunkene oder so, dann verscheuche ich sie und rede nicht mit ihnen.“ (D5f.)*

### **Gelegenheit als Chance wahrnehmen und nutzen**

Dieser Modus steht im Zusammenhang mit dem letzten. Einerseits ist es wichtig, vorsichtig zu sein, um sich selbst zu schützen, andererseits gilt es Gelegenheiten, die sich bieten, als Chancen zu nutzen.

*Dazu zählen vor allem Kontakte auf der Straße, „Menschen mit gutem Herzen“, die ev. weiterhelfen können. Die Gespräche mit mir/ mit uns war für einige der Frauen eine derartige Gelegenheit und sie bauten in ihre Antworten, die Hoffnung und indirekte Aufforderung auf Unterstützung ein:*

*„Manche Menschen haben ein gutes Herz und helfen, und es gibt andere Menschen, die mir nicht einen Cent geben wollen. Zum Beispiel: Jetzt wie du hier bist, von Frau zu Frau, du siehst mich und kennst mein Unglück, und vielleicht der lieber Gott will, dass du mir mit Geld hilfst. Denn es gibt viele Menschen, die mich sehen und mich wegjagen, sie lassen mich nicht mal sitzen...es ist sehr schwer!“ (Ma2)*

Auch das Kennenlernen von Landsleuten oder Menschen die der eigenen Sprache mächtig sind, können derartige Gelegenheiten sein.

*„I: Woher wussten Sie, wie man das bekommt? Wie haben sie den Ausweis [für die Zeitschrift moment#] bekommen und wann?*

*A: Na ...ich war am Donnerstag dort / ... ich war dort und ich habe es gemacht...*

*I: Wo haben sie es gemacht?*

*A: Zu den Nigers...so Schwarz, so sagen wir zu denen...*

*I: Ja, ja... sie waren Farbige?*

*A: Ja, wir waren bei denen und ich habe auch eine Kollegin auf die Straße gefragt./...*

*I: Wen haben sie gefragt?*

*A: Menschen auf die Straße (...) na ... die, die rumänisch sprechen können. Und sie haben mir gesagt „Komm mit wir bringen dich damit du auch ein paar Zeitungen verkaufen kannst“ (A2f.)*

*„Sie [meine Mutter] lief herum mit einem Zettel auf dem stand, dass wir kein Zuhause haben [...] Wir haben einen freundlichen Mann gefragt/ Ich habe etwas Deutsch gelernt, Wörter wie „bitte“ und ich habe sie geschrieben und auch auf Rumänisch, aber dann habe ich wen gebeten, es uns auf Deutsch zu schreiben.*

*I: Wer hat es für euch geschrieben?*

*S: Genauso: Es gibt Deutsche [Deutschsprechende], Leute aus Serbien, die Rumänisch sprechen und/ einige von denen sind freundlich und haben uns geholfen.“ (Sa2)*

„Genauso“ verweist auf Wiederholung, auf eine sich wiederholende Gelegenheit, eine wiederholt angewandte Praktik Unterstützung zu holen und zu bekommen.

Schon die Entscheidung nach Österreich zu kommen und hier ev. Geld zu machen wird etwa von Mara und Dana als eine Chance begriffen, die es zu ergreifen gilt.

*„I: Wie hast du entschieden nach Wien zu kommen, oder nach Österreich?*

*S: Na, ich habe mich so entschieden, wir wohnen in einem kleinen Dorf zu Hause, nicht in einer Stadt und da sind schon mehrere hierher gekommen.. und dann habe ich dort gehört vom Betteln, vom Arbeiten und dann habe ich mir gedacht, dann probiere ich es auch aus, ich bin hierher gekommen.“ (Da6)*

Gelegenheiten als Chancen wahrnehmen bedeutet gleichzeitig auch die Bereitschaft Risikos einzugehen, auf sich zu nehmen, das Unbekannte zu wagen. Neben Mut und Gebet ist, so Mara, Risiko notwendig: *„Und mit sehr viel Risiko. Das Risiko ist an erster Stelle. [...] Risiko, das Risiko ist maximal...“ (Mb29)*

Der Wille dazu die Gelegenheit zu nützen, auch wenn sie hart sein möge, zeigt sich auch im folgenden Abschnitt:

*„I: Wenn du einen Job finden könntest, was für einen Job würdest du wollen?“*

*S: Ich würde alles wollen nur um nicht mehr Betteln zu müssen. Weil ich das Betteln nicht mag, wirklich. Irgendwas, irgendwo, auch in den Toiletten, Geschirrwaschen, Fensterputzen, irgendwas, egal“ (Sa9)*

Die Frage danach, was sie möchte wendet Sina sofort in das, was möglich sein könnte, und erklärt ihre Bereitschaft, auch harte und schmutzige Arbeit zu tun.

### **Den Glauben an die Menschlichkeit und die Hoffnung und auf ein besseres Leben behalten**

Dieser Modus kann auch als die Kunst verstanden werden, die Hoffnung nicht auf zu geben und immer an einen Ausweg zu glauben; daran, dass es weitergeht und irgendwann besser wird.

Die Hoffnung speist sich einerseits aus dem Glaube an die Menschlichkeit andererseits auch aus einem starken Gottvertrauen.

*Das starke Gottvertrauen einiger Frauen entlastet sie auch in ihrer großen Verantwortung: „Gott, wenn du mir Geld gibst, um Essen für die Kinder zu kaufen, dann/...[...] Gott, wenn du mir helfen willst, dass ich für die Kinder etwas kaufen kann, dann ist es so, und wenn nicht ... du hast sie gemacht, du hast für sie zu sorgen.“ (Ma2)*

*„Wir sitzen nur auf den Boden, und wenn man uns gibt und wenn Gott den Menschen sagen will, dass der/die uns gibt, dann er/sie gibt dir und wenn nicht dann bleibe ich so.“ (Ma2)*

Für Mara ist ihr Gottvertrauen wichtig, wie die letzten Interviewausschnitte zeigen. Sie glaubt daran, dass auch sie eine Chance auf ein besseres Leben bekommen wird:

*„Also, mit sehr viel Mut und mit sehr viel Gebete zu Gott, weil jeder Mensch der auf dieser Erde geboren wird... Einer wird vielleicht als zu reich geboren, einer als viel zu... außergewöhnlich arm und einer als sehr niedergeschlagenen und arm und darunte/ als ich halt geboren wurde... niedergeschlagen, immer weinend... Und ich wusste immer, Gott, dass es eine Chance gibt, dem am meisten Niedergeschlagenen, auch wenn es nicht jetzt ist, in 10 Jahren, dass er jedem hilft. Und ich habe Gott vertraut und [...]Ich sehe, dass Gott mir hilft...“ (Mb29)*

*„Dann bete ich an Gott: „Lieber Gott hilf mir, sodass ich meine Familie helfen kann!“, ... es ist mir manchmal schwer und einfach.“ (Sb3)*

Auch Ana bezieht sich auf ein starke Gottvertrauen:

*„Mit Gott vor uns gehen wir nach Hause!“ (A3)*

Die Frauen glauben an einen Ausweg, sie vertrauen auf Gottes Hilfe. Dieser Aktionsmodus kann auch als die Kunst beschrieben werden, immer einen letzten Ausweg, eine nächste Hoffnung zu finden.

## **Kraft aus der eigenen Moral und der Legitimität des Anliegens ziehen**

Die Frauen scheinen ihre Kraft unter anderem aus ihrer Moral zu ziehen. Das ist auch eine Ressource, die sie in der Kommunikation mit den PassantInnen einsetzen können.

Eine der Stärken der Frauen, die in den Interviews sichtbar werden, ist ihr Glaube an die Legitimität ihres Anliegens: Sie sind ohne eigene Schuld mit Armut und Not konfrontiert, oft schon in diese Situation hineingeboren und sie versuchen durch das Betteln ihr Überleben zu sichern bzw. ihre Situation zu verbessern, wie Mara oben zitiert wird.

Warum sollen sie, die vom Schicksal oder ihrer Geburt, so schwer getroffen sind, nicht andere um Hilfe und Unterstützung bieten dürfen?

Auch Renata Erich vom Romano Centro erzählt mir, dass es für die Menschen, die aus dem Osten Europas nach Österreich, in den für sie „reichen Westen“ kommen, nicht verstehen, warum sie hier nicht betteln dürfen (vgl. Gedächtnisprotokoll vom 10.7.06).

Legitimität beziehen die Frauen also aus ihrer schwierigen Lebenssituation, in der sie sich unverschuldet befinden sowie aus ihrer Unbescholtenheit, und ihre eigenen Bescheidenheit und Genügsamkeit.

Die Bitte um Geld wird vor allem durch die notwendige Versorgung von Kindern legitimiert, die auf anderem Weg nicht gewährleistet werden kann (keine Chance auf Arbeit, geringe staatliche Unterstützung usw.): *„Der Mut und die Liebe, ich kann sie nie verlieren, weil ich zwei Kinder habe und ich kämpfe für sie. Ich will dass sie ihren eigenes Haus haben, nicht dass sie wie jedes andere Kind, aber dass sie etwas zum Essen und etwas zum Anziehen haben. Ich weiss nicht, ob ich genug Kraft haben werde sie auch in der Schule zu schicken... Also sie werden auch so machen... Drei oder vier Klassen, wie es bei uns ist [...] Weil ich nichts habe. Wenn ich arbeiten würde... Also wie jede Mutter, kämpfe ich für sie bis zum Tode.“* (Mb29)

*„Die Frau sagte auch, dass es ihr nicht um sich selbst gehen würde, sondern um ihre Kindern, dass sie nicht mehr wüsste, was sie ihnen zu essen gehen solle, dass sie ihnen nicht das geben könne, was eine Mutter ihren Kinder geben solle.“* (Gesprächsprotokoll vom 31.3.06).

*“Wir geben unser Geld für die Kinder aus, wir müssen betteln, weil wenn wir nicht betteln haben wir in der Slowakei keine Möglichkeit zu leben. Das was wir bekommen [vom Staat] ist für die Kinder zu wenig.“* (L2)

Das Leben der Kinder ist also zentral, Laura geht lieber ins Gefängnis, als dass sie das von dem erbettelten Geld die Strafe bezahlt:

*”Ja, ihm [meinem Mann] ist das schon passiert/ Ich war schon 3 Mal im Gefängnis, ich bezahlte die Strafe nicht, ihnen gebe ich kein Geld dafür, weil ich für dieses so viel leide, für dieses Geld. Da schicke ich lieber dieses Geld nach Hause für meine Kinder. Dann sitzt ich*

*lieber ein [ins Gefängnis gehen]/.. das kann man noch besser aushalten, als wenn sie mir über 100 wegnehmen und wir kein Geld haben und nach Hause auch nichts schicken können.“ (L3)*

Sina, die noch keine eigenen Kinder hat, fühlt sich für ihre Geschwister verantwortlich:

*“Ja, ich besitze diesen Mut, weil ich schon als Kind keine Chancen gehabt habe... Vielleicht, wenn ich eine viel stärkere Familie gehabt hätte, wenn mein Vater gearbeitet hätte, sodass er unsere Familie unterstützt, wenn wir einen Haus gehabt hätten, dass wurde ich nicht hierher gekommen um zu betteln und, dann hätte ich wahrscheinlich auch nicht den Mut. Ich habe aber auch zu Gott viel gebetet, dass er mit hilft, weil ich meinen Geschwister und meiner Mama helfen muss, weil sie klein sind und es sehr, schwer haben“ (Sb3f.)*

Das Gebrauchtwerden, die Rückbesinnung auf den Sinn ihres Leidens auf der Straße gibt den Frauen Kraft:

*“Ich setzte mich an eine Stelle, es ist nur das in meinem Kopf: Das Geld muss da sein, es ist nötig. Aber es ist sehr schwer, es ist sehr schwer, es zu beschaffen. Aber wenn ich daran denke, dann hat es Sinn, dass ich sitze, nicht so wie andere/ die auch trinken von dem Geld, dass sie hier haben, betrunken werden davon. Weil ich komme deshalb hierher, damit für die zwei Kinder alles da ist, was sie brauchen” (L3)*

Die Reaktionen der anderen (der Polizei und PassantInnen) auf ihr Betteln sind für sie unverständlich, wie bereits oben in der Aussage von Dana über das Polizeiverhalten deutlich wurde. Die Unfassbarkeit drückt sich etwa darin aus, dass sich Dana den körperlichen Angriff eines Passanten nur damit erklären, dass der Mann “auf etwas drauf” gewesen sein muss, also Drogen oder ähnliches genommen hat: *“Es gab einen der mich getreten hat/ wenn er wirklich herkommt/ Es ist eine Gestalt gekommen, der war sicher total betrunken oder auf Drogen (Dialektausdruck) oder was auch immer mit ihm los war.” (Da1)*

### **Soziale Kontakte als (Re-)Stabilisierungsfaktor in Tagen der Verzweiflung**

Dieser Modus knüpft direkt an den vorhergehenden an. Die Kinder und deren Lebenssicherung sind zentral in den Erzählungen der Bettlerinnen. Dana finanziert von dem erbettelten Geld neben anderem auch eine Lebensversicherung für die Kindern: *„Dann gibt es noch die Ausgaben für die Versicherungsschecks, wenn sie die 18 Jahre erreichen, dass sie schon etwas herausbekommen.“ (Da2)*

Indem sie sich in Erinnerung rufen, für wen sie dieses schwierige Situation des Bettelns aushalten, finden die Frauen Stärke um weiterzumachen, wie Laura bereits oben zitiert wurde.

Ana steht telefonisch mit ihren Kinder zu Hause in Kontakt. Sie bekommt von ihren Kindern Rückhalt:

*„Ich brauche eine Operation, vielleicht werde ich kostenlos operiert. Aber als ich mit meinen Mädchen telefoniert habe (ich habe fünf Mädchen und einen Bub) waren sie sehr traurig, dass*

*sie nicht neben mir sein könnten. Aber wegen die Operation ich bin auch nicht so sicher, ich weiß es nicht ob es gehen wird... Die Operation ist schwer, ich brauche einen Magenoperation. Es ist mir sehr schwer. Meinen Mädchen meinen, ich sollte mich zu Hause operiert lassen.“*  
(A1)

Nicht nur die Beziehungen zu ihrer Familie helfen in Tagen der Verzweiflung, auch Solidaritätsbekundungen von Passantinnen geben Hoffnung, wie Mara in sehr berührenden Worten erzählt:

*„Da war eine Frau. Sie hat mir 5 Euro gegeben und sie hat meine Hand fest gehalten. Sie hat beinahe auch geweint. Da habe ich gesehen, lieber Gott, dass es noch Menschen mit gute Herzen gibt. Man spürt schon, wenn jemand einem Anderen helfen möchte... sie hat mir wirklich helfen wollen und sie hat mir gezeigt, dass sie nicht mehr hat...weil sie pensioniert war ,weil sie Probleme mit Ihren Bein gehabt hat...und ich habe sie verstanden , dass sie mir helfen wollte.[...]. Danach habe ich mich ein wenig besser gefühlt, so... Was für eine Frau, so als ob sie eine Mutter für mich hier in Wien gewesen wäre.“* (M4)

„Als ob sie eine Mutter für mich hier in Wien gewesen wäre“, sagt Mara. Dies zeigt welche Bedeutung solche Begegnungen haben. Der Vergleich dieser Begegnung mit einer Mutter-Tochter-Beziehung verdeutlicht gleichzeitig auch die Bedeutung familiärer Bindungen hat. Dana verwendet das Bild von Geschwister für die Gruppe mit der sie in Österreich ist: *„Wir schauen auf einander wie Geschwister.“*(Da12)

Dana und Sina erzählen ähnliche Begebenheiten mit gebenden Frauen auf der Straße.

Wichtig für die Frauen sind auch hilfreiche Landleute, auf deren Rolle wird noch eingegangen, sowie Kontakte zu anderen Bettlerinnen, die ebenfalls eine (Re)Stabilisierungsfunktion haben können. Das Wissen um ein geteiltes Schicksal unter Bettlerinnen sowie real gelebte gegenseitige Hilfe und Solidarität, wird im nächsten Abschnitt gefasst.

### **Ein Wir schaffen**

In den Interviews tauchen andere österreichische Bettler (nur männliche?) als negative Personen auf, die etwas Sina von ihrem Bettelplatz vertreiben.

Hingegen finden sich in den Interviews auch Hinweise auf ein Wir, der Bezug auf andere bettelnde Frauen, die ein ähnliches Leid zu tragen haben. Die Bettlerinnen beziehen sich einerseits auf reale Kontakte andererseits auch auf eine imaginierte Gruppe, verbunden durch die Bedingungen, die sich nach Österreich gebracht haben und die ihnen die Arbeit hier erschweren. Die Bettlerinnen erzählen von gegenseitiger Unterstützung, einerseits innerhalb einer Gruppe von Frauen, verwandt oder befreundet, andererseits auch zwischen Bettlerinnen, die sich nicht bzw. kaum kennen.

Dana etwa nimmt im Interview Bezug auf ein imaginiertes Wir, sozusagen auf ihre Berufsgruppe, das auch selbstbewusst benannt wird: *„Es wäre sehr wichtig, dass die Bettelmädls [koldus csajok – zweiteres ist ein umgangssprachlicher Ausdruck für Mädchen] wie ich oder meine Kollegin Laura gedemütigt werden.“* (Da1)

Sie bezieht sich also einerseits auf ihre Kolleginnen, mit denen sie eine solidarische Gruppe bildet, gemeinsam Schlafplatz sucht, isst usw., aber die Bezeichnung „koldus csajok“ umfasst nicht nur diese Gruppe, das Wir bezieht sich auch auf andere bettelnde Frauen.

Sina spricht zuerst von den “vielen Frauen auf der Straße” in der dritten Person, aber sie beendet die Aufzählung der Probleme dieser Frauen in der Wir-Form: *„Deshalb sind wir so!“* (Sa1)

Auch Mara spricht von einem Wir: *„Das ist das Bettler Leben! Wir haben einen sehr schweren Leben! Wir hätten gerne Arbeit, aber wie sollte ich Arbeit bekommen?“* (Ma2)

Die Frauen sind die zentralen Akteurinnen beim Betteln, sie sind jene – selbst wenn Männer vorhanden und ebenfalls in Österreich sind –, die die Hauptarbeit machen. Das zeigt sich etwa daran, wie Laura die Gruppe beschreibt mit der sie gemeinsam in Österreich ist:

*„I: Und wie viele seid ihr?“*

*L: Wir sind zu sechst, aber jeder paarweise.*

*I: Jeder wie?“*

*L: paarweise, jede ist mit ihrem Mann.“* (L5)

„Jede“ sind die Frauen, von den Frauen aus wird formuliert, die Männer sind „nur mit“. sie helfen mit. Dana Partner, der nicht der Vater ihrer Kinder ist, hilft ihr mit dem Geld aus, dass er durch Zeitungsverkaufen verdient:

*„Was er hier an Geldern verdient, das gibt er auch mir.. Er gibt es mir, kauft auch was wir brauchen.“* (I8).

Die Gruppe, von der Dana und Laura erzählen, bewältigt die Herausforderungen und Probleme in Österreich gemeinsam. So können sie sich besser schützen und gegenseitig unterstützen. Es verbindet sie eine starke Solidarität, nicht aber eine ökonomische Gemeinschaft.

Die gemeinsame Erfahrung hat die Gruppe verbunden, die Gruppe bietet Schutz und Hilfe in schwierigen Situationen.

Das geschaffene Wir ist also einerseits ein konkretes: mehrere Frauen (verwandt oder nicht verwandt) bilden – teilweise mit ihren Männern – eine solidarische Gruppe, die gewisse Aufgaben gemeinsam bewältigt. Das Wir ist aber darüber hinaus ein größeres Wir, nämlich das von (ausländischen?) bettelnden Frauen in einer ähnlichen Situation, in diesem Sinn also eine imaginierte Gemeinsamkeit. Das Wir ist eine Konstruktion und reicht über die persönlichen Beziehungen hinausgeht.

Die Polizei als Bedrohung für alle scheint am häufigsten Thema von Gesprächen unter wenig bekannten Bettlerinnen, wie Mara erklärt. Sie erzählt Beispiele von Unterstützung unter Bettlerinnen:

*I: Warum haben sie den Platz gewechselt haben oder/?*

*M: Wisst ihr warum? Weil man uns erwischt hat... So war's auch auf der Mariahilferstraße... Die Polizei hat uns tagtäglich erwischt und hat uns das Geld weggenommen. Und wir haben uns immer wieder getroffen, weil wir mehreren solchen armen Bettler... Und ich sagte: „Wo soll ich noch hingehen, weil ich nichts mehr erübrigt? Sie haben mich geschickt: „Du steigst im U3 und gehst dahin und bleibst da. Wenn man dich von dort wegschickt, gehst du dahin.“*

*I: Wer hat Sie geschickt?*

*M: Also, diese Leute die diese mehr von der Polizei verborgenen Plätze, abgelehnte Gegend/*

*I: Ja, andere...*

*M: Andere Bettler, ja. Andere Bettler, auch manche von hier, aus Wien die betteln...“ (Mb20)*

Das Wir konstruiert sich also nicht zuletzt auch über die Bedrohung durch die Polizei, der die Bettlerinnen alle ausgesetzt sind.

### **15.3. Schlussfolgerungen**

In diesem Kapitel wurde die spezifische Kompetenz konstruiert, die die Bettlerinnen – unabhängig von einzelnen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen – auszeichnet. Das Konzept Überlebenskompetenz wurde aus den Interviews und Beobachtungen heraus entwickelt.

Überwiegend deckt sich das, was Seukwa als den Habitus der Überlebenskunst konstruiert, mit dem, was ich Überlebenskompetenz nennen. Es zeigt sich also, dass dieser Typ von Kompetenz – den Seukwa als Habitus bezeichnet – sich bei unterschiedlichen Personengruppen zeigt. Das verwundert nicht, wenn die Gemeinsamkeiten in den Bedingungen betrachtet werden zwischen Meme, dem afrikanische Jugendliche aus dem Fallbeispiel von Seukwa, sowie den Frauen, etwa Sina, Mara, Dana und Laura.

Konkret lassen sich folgende Ähnlichkeiten in den Lebensbedingungen der von Seukwa untersuchten afrikanischen asylwerbenden Jugendlichen in Deutschland und den Pendelbettlerinnen in Österreich erkennen:

<b>Meme (Fallbeispiel)</b>	<b>Bettlerinnen</b>
Keine/ kaum Chancen auf legale Arbeit in D	Keine/ kaum Chancen auf legale Arbeit in Ö
Aufenthalt unsicher (kein fixer Aufenthaltsstatus, Angst vor Schubhaft/ Abschiebung)	Aufenthalt unsicher (ermöglicht kein sicheres Leben hier, Angst vor Haft aufgrund nicht bezahlter Strafen)
nicht illegalisiert	nicht illegalisiert
wenig formales Bildung im Herkunftsland	wenig formale Bildung im Herkunftsland
Marginalisierte Position im Herkunftsland	Marginalisierte Position im Herkunftsland
migriert auf der Suche nach langfristigen Zukunftsperspektiven	migriert auf der Suche nach kurz- und mittelfristigen Zukunftsperspektiven
befindet sich in einer Durchgangsphase (Ausbildung)	Befindet sich in einer Durchgangsphase (Betteln ist als vorübergehend geplant)
marginalisierte Position in D/ strukturell benachteiligt	Marginalisierte Position in Ö/ strukturell benachteiligt
mit Ablehnung/ Bedrohungen konfrontiert (Rassismus)	mit Ablehnung/ Bedrohungen konfrontiert (sexistische und andere Belästigung auf der Straße)
Im dominanten gesellschaftlichen Diskurs als Angehöriger einer „Problemgruppe“ betrachtet („Ausländerproblem“, „Drogendealer“, „organsierte Kriminalität“) und als Sicherheitsrisiko wahrgenommen	Im dominanten Diskurs als Angehörige einer „Problemgruppe“ betrachtet („Bettlerproblematik“, „Opfer von organisierter Kriminalität“)

Allgemeiner formuliert wurden diese Bedingungen unter „Überlebensunsicherheit und sozialer Ausschließung“ gefasst. Die Überlebenskompetenz wurde anhand der Bettlerinnen ausformuliert und konkretisiert, die Aktionsmodi sind aber allgemein gehalten. Zwar lässt sich anhand des Materials, das von Seukwas Studie publiziert wurde, für mich nicht sicher feststellen, ob die Aktionsmodi die ich für die Überlebenskompetenz entwickelt habe, im Gesamten auch auf die afrikanischen asylsuchenden Jugendlichen zutreffen. Ich stelle aber die These auf, dass dies der Fall ist. Allgemeiner formuliert besagt meine These, dass auch andere Personengruppen, die unter den Bedingungen von Überlebensunsicherheit und sozialer Ausschließung für ihr Überlebenssicherung kämpfen, Überlebenskompetenz erwerben, möglicherweise aber in anderer Ausprägung. Wie kann diese unterschiedliche Ausprägung theoretisch gefasst werden?

Anders als Seukwa, der sich zwar in seinem theoretischen Teil mit Kompetenz beschäftigt, sich dann aber für den Begriff des Habitus´ entscheidet, wie oben erläutert wurde, plädiere ich dafür zwischen Kompetenz und Habitus zu unterscheiden. Das kann das Abstraktionsniveau und damit die Verallgemeinerbarkeit erhöhen und gleichzeitig zu mehr Konkretheit beitragen. Ich gehe davon aus, dass sowohl afrikanischen Jugendlichen wie auch Pendelbettlerinnen Überlebenskompetenz erwerben, dass sie sich aber in ihrem Habitus unterscheiden.

#### **15.4. Zum Habitus des selbstbewussten Leidens**

Die Entstehung des jeweiligen Habitus´ hat seine Wurzeln im Herkunftskontext. Er entwickelt sich in Wechselwirkung mit dem Umfeld und tendiert dazu sich zu reproduzieren. Er zeigt sich in der Situation, in der sich die Personen zum Untersuchungszeitpunkt befinden als funktional oder umgekehrt: Die Personen wählen ihr Kampf- und Tätigkeitsfeld entsprechend ihres Habitus´.

#### **Leiden als zentrale inkorporierte Lebenserfahrung**

Der Habitus vom Meme, der durch eine große Entschlossenheit, Hartnäckigkeit und Schlauheit geprägt ist, erlaubt es ihm trotz repressiver Bedingungen in seiner Bildungskarriere weiter zu kommen. Die Frauen hingegen präsentieren sich als Leidende:

*„M: Ich fühle mich nicht wohl/ Ich fühle mich am schlechtestens, aber ich ertrage es leidend. [...] Also nur viel Leiden. Wie soll ich das erklären? Und viele Qualen, was anderes habe ich nicht in meiner Seele! Aber ich muss sie ertragen, weil ich keine Wahl habe.“ (Mb30)*

*„Und wenn ich auch leide, dann leide ich dafür, dass meine Kinder etwas im Mund haben“ (Da2)*

*„Lieber leide ich für das Geld, als dass ich die Kinder hier zum Betteln hinaus gebe, niemals.“ (L2)*

*„Sie [meine Kinder] lachen, laufen herum, sie spielen mit einander um mich herum, zwischen meinen Beinen klettern sie herum, darüber freue ich mich sehr, ich mag das sehr, wenn sie bei mir sind .. sie fehlen mir sehr oft.[...] Vorgestern wie ich hier gesessen bin und ein Mädchen, das etwa zwei Jahre alt war, hat mir den Euro in meine Hand gebracht.*

*D: Ja, meine Augen waren voller Tränen, ich hab nicht aufhören können zu weinen, die Leute haben schon geschaut was mit mir los ist [lacht]“ (Da6)*

*„Jedes mal wenn die Polizei uns erwischt hat/ (...) meine Kindern haben Angst und weinen und ich habe sehr viel Angst und ich weine.“ (Ma2)*

Die Frauen verweisen auf eine Kontinuität ihres Leidens, das sie als prägende Erfahrung ihres Lebens beschreiben.

Nach positiven Erlebnissen in Österreich befragt, antwortet Sina:

*“Bis jetzt habe ich keine schönen Erlebnisse gehabt. Ich habe nur schlechte Erlebnisse, Probleme.[...] Auch diesen Morgen habe ich viel geweint, ich hbe keine schönen Erlebnisse oder Momente des Glücks seit ich hier bin. Ich bin 17 und ich bin schon traurig seit ich sehr klein war.” (Sa4)*

*„Ich musste ein Schuljahr wiederholen, wegen schlechter Resultate, damals habe ich viel geweint, weil ich nicht die Schule verlieren wollte“ (Sb5f.)*

Leiden geben die Frauen als ein zentrales Element ihres Lebens an. Es scheint also nahe liegend ihren Habitus als Habitus des Leidens zu konstruieren. Das Verb „leiden“ betont in Vergleich zu dem Nomen „Leid“ den Prozess. Ihr Leiden ist kein selbstgewähltes, aber sie machen es sich dennoch „zu eigen“. Die Frauen sind keine passiven Opfer. Sie eignen sich ihr eigenes Leid an. Die Person verschwindet nicht hinter dem Leiden, sondern wird im Selbstbild zu einer leidenden Person.

Ihr Habitus des Leidens zeigt sich in ihrer Tätigkeit als Bettlerin funktional, wie aus den Interviews gezeigt werden kann. Einige der Frauen beschreiben Situation (die bereits zitiert wurden), in denen sie vor Verzweiflung weinten und Personen aus Mitleid oder Mitgefühl darauf reagierten und Hilfe anboten.

*„I: Die Person war Ihnen unbekannt?*

*A: Nein, ich habe immer wieder auf die Straße gefragt... und Sie hat uns weinen gesehen.“ (A2)*

*„Also, die N. [Vermieterin] hab’ ich kennengelernt genau wie ich sie [die Forscherin] kennengelernt habe, auf der Mariahilferstraße. Ich habe geweint, ich bin her gekommen und wusste nicht, wo ich wohnen soll/... Ich bin gekommen und hab’gesehen, dass alle/... Ich hielt meine Hand gestreckt und sie haben mich angespuckt, die Polizei war hinter mir her... Ich habe einfach angefangen zu heulen, ich war fertig. Also, diese Frau hat mich gefunden.“ (Mb7)*

### **Zur selbstbewussten Aneignung des Leidens**

Trotz der Verzweiflung, die während mancher Interviews zu spüren ist, wirken die Frauen nicht ohnmächtig, unsicher oder völlig hilflos. Die Bezeichnung Habitus des Leidens ist also nicht ganz treffend. Mangieri und Gómez unterscheiden bei Bettelnden zwischen dem Körper der Barmherzigkeit und dem Körper des Spiels. Der Körper der Barmherzigkeit, so könnte behauptet werden, wird durch einen Habitus des Leidens generiert und verwendet Symbole des Mythisch-Heilig-Archaischen. Die klassische bettelnde Gestalt, so die Autoren, folgt einem gestischen und narrativen Programm, das sich auf die traditionellen Kodierungen des Schmerzes und der Barmherzigkeit bezieht, die das europäische Christentum auf der Grundlage der Evangelien in seiner Malereien, Skulptur und Literatur entwickelt hat (vgl. 2003: 176). Der bei Mangiere und Gómez so genannte Neubettler und sein Körper des Spiels lassen die Scham des klassischen Bettlers vermissen. Sie verleihen dem Betteln eine Leichtigkeit, die dieses Leid für das Publikum erträglich macht (ebd.: 189).

Auf den ersten Blick lassen sich die beobachteten und interviewten Bettlerinnen dem Körper der Barmherzigkeit zuordnen. Sie sitzen am Boden, verwenden religiöse und ikonische Zeichen und zeigen ihre Körper der Armut, teilweise der Krankheit. Sie erscheinen aber nicht so demütiert

und unterordnend wie Mangieri und Gómez das beschreiben. Sie wenden ihren Kopf und Blick nicht gegen den Boden, zeigen keine Scham. Sie machen trotz ihres Leidens einen selbstbewussten Eindruck. Wenn ich mich nach dem Geben und Weggehen noch mal umdrehe, lächeln sie oder winken mir zu.

*„Sie scheint entweder was zu murmeln oder zu kauen. Das Kinn reckt sie immer wieder nach oben (um ihren Hals zu entspannen? Um sich selbst zu stärken?). Sie schaut mit selbstsicherem Blick herum, einmal richtet sie ihr Kopftuch, mehrmals gähnt sie.“* (Beobachtungsprotokoll vom 20.10.2005)

*„Eine Frau mittleren Alters sitzt auf dem Boden, sie hat einen auffälligen wachen, intelligenten Blick. Das macht sie sehr sympathisch, und mir einfacher, sie anzusprechen. Ich gehe an ihr vorbei, wechsle etwas später die Straßenseite und werde nervös, weil ich das Gefühl habe, das wäre die Gelegenheit endlich eine Kontaktaufnahme zu versuchen. Ich gehe auf der anderen Straßenseite an ihr vorbei und dann auf der selben Straßenseite wie vorher wieder auf sie zu, gehe in die Hocke und frage sie, ob sie Deutsch spricht. Sie sagt etwas wie ‚ein bisschen‘. Ich frage sie, mit Gesten begleitet, ob sie mit mir einen Kaffee trinken gehen will, und dass ich mit ihr reden möchte. Sie scheint mich nicht richtig zu verstehen, sagt, dass sie ungarisch spricht. Ich probiere es noch zweimal. Sie versteht Kaffee und deutet neben sich und macht mir klar, dass ich ihn hierher bringen soll.“* (Beobachtungsprotokoll vom 19.12. 2005).

In den Interviews verwenden die Frauen oft Ausdrücke, die auf ihr Leiden verweisen, wie weinen, leiden, Schmerz/ Krankheit. Scham haben sie aber nur in einer kurzen Phase zu Beginn ihrer Betteltätigkeit empfunden, während sie zum Zeitpunkt des Interviews selbstbewusst ihren Standpunkt vertreten: *„Auch jetzt schäme ich mich nicht, dass ich bettle.“* (Sb4)

Der Habitus der Frauen ist also nur durch den Begriff Leiden – was eher Bilder von Opfer und Passivität hervorruft – nicht angemessen charakterisiert und wird deshalb unter dem Begriff „Habitus des selbstbewussten Leidens“ gefasst.

### **Der Habitus des selbstbewussten Leidens als beruflicher Habitus**

Um nicht missverstanden zu werden: Habitus ist bei Bourdieu ein weitreichendes Konzept. Die Bezeichnung „Habitus des selbstbewussten Leidens“ ist aber nicht in diesem umfassenden Sinn gemeint, sondern meint jenen Habitus der sich in den Bettelpraktiken und den Interviews zeigt. Dies ist aber nur ein Ausschnitt aus den Lebensbereiche der Frauen, der aber mit den anderen in Wechselbeziehung steht. Der Habitus des selbstbewussten Leidens könnte sozusagen als beruflicher Habitus bezeichnet werden. Arno Bammé, Eggert Holling und Wolfgang Lempert schreiben, dass die Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen sowie der berufliche Status den Menschen auf lange Sicht in ganz bestimmter, berufstypischer Weise prägen (vgl. 1983: 126). Der berufliche Habitus ist das *„Resultat dieses langfristigen Prägungs- und Sozialisationsprozesse“*, er zeigt geschlechts- und schichtspezifische Ausprägungen (ebd.).

Bammé und Kollegen unterscheiden zwischen der Sozialisation für den Beruf und der Sozialisation durch den Beruf, die nochmals in Sozialisation in den Beruf (Berufsausbildung) und Sozialisation im Beruf (Erwerbstätigkeit) geteilt wird (ebd.: 89).

Die Frauen haben keine formale Berufsausbildung und überwiegend keine Erfahrung mit Lohnarbeit. Es fehlt ihnen an einer Sozialisation in einen bestimmten Beruf. Ihre Sozialisation für den Beruf ist vorwiegend durch das Elternhaus geprägt und auch durch das soziale Umfeld, das, was Bammé u.a. als Schicht bezeichnen würden. Schicht scheint mir aber nicht genau genug, auch ethnische, sexuelle und religiöse (Selbst)Zuschreibungen spielen hier eine Rolle, weshalb ich von sozialem Umfeld spreche. Die Schule spielt alleine schon zeitlich teilweise eine untergeordnete Rolle.

Dieser primäre Sozialisation (durch Familie und soziales Umfeld) bekommt eine zentrale Bedeutung, da die Instanz der Berufsausbildung – die eine sekundäre, also eine andere Sozialisation als die familiäre bieten könnte – fehlt. Die Frauen sind also durch ihre primäre Sozialisation dispositioniert für das Betteln, nicht aber direkt darauf vorbereitet (wie sie auch angeben), sondern müssen sich vieles während der Tätigkeit aneignen.

Ein Habitus des Leidens zeigt sich bei allen interviewten Frauen in verschieden starker Ausprägung. Es kann hier nicht beantwortet werden, wann, wo und wie sich die Frauen diesen Habitus aneignen. Unterschiede zwischen Frauen, die bereits länger betteln und solchen, die gerade erst damit beginnen, lassen aber die Vermutung zu, dass sich das Selbstbewusstsein mit der Zeit und mit der Erweiterung der Überlebenskompetenz steigert, zumindest bei den Frauen, deren Habitus bisher noch nicht so stark in diese Richtung geprägt war.

An dieser Stelle lässt sie nun der Bezug zu den Bettelpraktiken herstellen. Der Habitus des selbstbewussten Leidens, so meine These, zeigt sich für das Betteln als funktional, d.h. der Habitus des selbstbewussten Leidens generiert Praktiken, die im aktuellen gesellschaftlichen Klima erfolgreicher sind, als solche, wie sie Mangiere und Gómez mit dem Körper der Barmherzigkeit und seiner demütigen, unterwürfigen Haltung beschreiben. Der Habitus passt sich als auch an die Anforderungen der aktuellen Situation – in dem Fall der Erwartungen der potentiellen GeberInnen – an.

### **Zur Funktionalität des Habitus´**

Warum aber ist in Wien Anfang des 21. Jahrhunderts ein solcher Habitus des selbstbewussten Leidens funktionaler als ein unterwürfiger?

Die Reaktionen von PassantInnen konnten im Rahmen dieser Studien aus Zeitgründen nicht erhoben werden. Ich bin deshalb auf meine Selbstbeobachtung sowie auf begründete Vermutungen angewiesen. Aus meinen Selbstbeobachtungen weiß ich, dass ich auf Gesten und Haltungen der starken Unterwürfigkeit ablehnend reagiere. An aufrecht knienden Menschen

etwa gehe ich viel eher vorbei ohne etwas zu geben als an sitzenden. Bei mir als Passantin ist ein sehr starker Ausdruck der Demut oder auch des Leidens kontraproduktiv. Ebenso bin ich irritiert, wenn ich gar keine direkt an mich gerichtete Reaktion auf mein Geben bekommen, wenn also kein Blickkontakt hergestellt wird, kein Lächeln, kein Zuwenden, keine Berührung oder ähnliches stattfindet, wenn also die Bettlenden ganz erstarrt scheinen.

Gottfried Hoffmann Wellenhof reflektiert seine Geberpraxis in der Zeitschrift *Armendienst* der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg *„Ich begünstige den nüchternen, umgänglichen, gepflegten, fleißigen (Musikinstrument!), bescheidenen Bettler und gebe mich der Illusion hin, auf diese Art erzieherisch zu wirken.“* (2005: 12) Hinzu kommt, dass der öffentlichen Diskurs über Betteln, bestimmt durch Massen-Medien, Polizei, Wiener Linien und Politik, durch das Konstrukt der organisierten Bettelei geprägt ist, der die BettlerInnen in arme ausgebeutete Opfer und geldgierige ausbeuterische Täter teilt. Der Diskurs läuft darauf hinaus, dass es keinen Sinn hat, den Bettelnden etwas zu geben, da das Geld ohnehin nur den Hintermännen zu gute kommt, die armen BettlerInnen aber nichts davon haben. Starke Zeichen von Unterwürfigkeit und Demut können das Bild des Opfers aufrufen, was für den Bettelerfolg der Frauen aus den genannten Gründen nicht förderlich ist. Es muss ihnen gelingen sich außerhalb dieser Einteilung zu positionieren bzw. sich an Menschen zu richten, die diese Einteilung ablehnen.

Als eine wichtige Akteurin im Diskurs um Ausgrenzung und Armut in Wien hat sich zudem die Boulevardzeitung *Augustin* etabliert. Mit einer Auflage von 38.000 und 45.000 Stück im Zweiwochenrhythmus und 450 VerkäuferInnen zeigt der *Augustin* unübersehbare Präsenz im öffentlichen Raum Wiens.

Auf der Homepage findet sich zur „Idee“ des *Augustin*: *„Vorrangiges Ziel des Augustin/ der Augustin-Sozialarbeit ist aber nicht, die Marginalisierten „jobready“ zu machen, sondern ihren Ausbruch aus der Entmündigung zu fördern. Die Zeitung selbst definiert sich einerseits als Stadtzeitung, auch mit unterhaltenden Elementen, andererseits als Forum radikaler Kritik aller Formen sozialer Ungerechtigkeit und als Plattform der Marginalisierten. [...] Eine Definition aus beobachtender Sicht: „Der Augustin ist das soziale Gewissen Wiens“ (Prof. Fritz Hausjell, Publizistik-Institut Wien).“*<sup>68</sup>

Diese Linie des *Augustin*, die ein selbstbewusstes Auftreten von Marginalisierten propagiert und fördert hat den Diskurs, zumindest in gewissen Kreisen, mitbestimmt und mag dazu beitragen, dass selbstbewusstes Auftreten von Ausgegrenzten zunehmend als positiv angesehen wird.

Das heißt aber nicht, dass der Habitus des selbstsicheren Leidens und die Praktiken, die er generiert, der einzig funktionale Habitus für Bettelnde in Wien ist. Es betteln auch Menschen

---

<sup>68</sup> [http://www.augustin.or.at/index.php?art\\_id=22](http://www.augustin.or.at/index.php?art_id=22) (03.12.07)

mit anderen Praktiken und anderem Habitus. Beispiele wären etwa die jungen Menschen in der U-Bahnstation Neubaugasse, deren Inszenierung auf die Subkultur der Punks verweist und deren Bettelpraktiken sich wesentlich von denen der beobachteten Frauen unterscheiden.

Der Habitus einer Person ist aber nicht beliebig veränderbar, er steckt sozusagen den Rahmen der Handlungsmöglichkeiten ab, wobei der Einfluss der primären Sozialisation dabei nicht unterschätzt werden darf. Die Frauen sind also zu einem Habitus des Leidens durch ihre Sozialisation dispositioniert, durch ihre berufliche Sozialisation wird die Ausprägung des selbstbewussten Leidens verstärkt. Der Habitus verändert sich aber nicht soweit, dass die Frauen etwa Praktiken eines Körpers des Spiel anwenden.

Um nun noch genauer zu klären, warum die Frauen eben diesen Habitus zeigen, soll wieder ein Vergleich zum Fallbeispiel von Seukwa, zu dem afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen Meme, gezogen werden.

Die Bezeichnung „Habitus des selbstbewussten Leidens“ trifft auf den Habitus von Meme meiner Einschätzung nach nicht zu. Sein Habitus im Bezug auf seine Bildungskarriere in Deutschland ist durch Zielstrebigkeit und Schläue gekennzeichnet, das Leiden steht dabei nicht im Vordergrund.

Die Bedingungen der afrikanischen Flüchtlingsjugendlichen und der Pendelbettlerinnen ähneln sich in vielen, wie analysiert wurde, es finden sich aber auch Unterschiede:

<b>Meme</b>	<b>Pendelbettlerinnen</b>
Formale Bildung in D als Chance	Bildung ist keine Option
Bewegt sich in Institutionen	Bewegt sich außerhalb von Institutionen, im informellen öffentlichen Raum
Es gibt Institutionen die zuständig sind	außer die Polizei fühlt sich niemand zuständig
Kommt aus einem außereuropäischen Land	Kommt aus einem europäischen Land, dass der EU angehört
will nicht zurück ins Herkunftsland – als dauerhafte Migration geplant	will schon zurück – als temporäre Migration geplant
Jugendlicher	Unterschiedliches Alter
Mann	Frau
Alleine in Ö	Familienangehörige auch in Ö
Muss nur für sich selbst sorgen (Erwartungen der Herkunftsfamilie bzgl. finanzieller Unterstützung? Schulden bei FluchthelferInnen?)	Muss auch für andere sorgen müssen – haben bereits Familie

Neben der geplanten Dauer der Migration liegt einer der Unterschied in dem Feld, auf dass die Personen ihre Hoffnungen legen. Während Meme sich in Institutionen bewegt und seine Hoffnung in der Teilnahme an formaler Bildung liegt, agieren die Bettlerinnen außerhalb von

Institutionen im informellen Bereich. Die Flüchtlingsjugendlichen und die Pendelbettlerinnen befinden sich zudem in unterschiedlichen Lebensphasen. Meme befindet sich noch in Ausbildung, in einer Phase vor dem Arbeitseintritt und vor einer möglichen Familiengründung. Da ihm legale Arbeit nicht möglich ist, wird diese Phase weiter ausgedehnt. Obwohl ihm eine Perspektive fehlt, was er mit seiner Ausbildung machen kann, erweitert sie sein kulturelles Kapital. Er ist also auch in einer Phase der Akkumulation, die ihm möglicherweise später helfen wird. Die Bettlerinnen hingegen haben bereits Familien gegründet und müssen diese erhalten. Ausbildung ist für sie deshalb weitgehend kein Thema. Eine Ausnahme ist Dana, die die Schulpflicht in der Slowakei beendet hat und die stärksten beruflichen Ambitionen zeigt. Auch im Interview mit Sina, der Jüngsten der Interviewten, ist Bildung Thema. Sina hat aber die Schule abgebrochen und müsste erst den Schulabschluss nachholen. Ebenso wie für Dana eine Ausbildung ist das, zumindest derzeit, keine realistische Perspektive. Der materielle Überlebenskampf lässt die Umsetzung bzw. bei den meisten auch nur den Gedanken an (Aus)Bildung nicht zu. Die Frauen versuchen auch zu akkumulieren, nämlich Geld, es gelingt ihnen aber nur begrenzt. Besonders bei den mehrmonatigen Pendlerinnen muss ein Großteil des Geldes für die Lebenserhaltung in Österreich aufgewandt werden.

Meme hat also den Vorteil, dass er sich in Ausbildung befindet. Er muss dafür stärker als die Frau fürchten und kämpfen um in Deutschland bleiben zu dürfen, gleichzeitig fehlt es ihm in Deutschland an einem familiären Netz als Rückhalt. Bildung ist also DIE Chance für ihn. Die Bettlerinnen stehen mit einem Bein weiterhin in ihrem Herkunftsland und haben zumindest teilweise ein familiäres Netz, das aber gleichzeitig Verpflichtungen mit sich bringt. Die Rückkehr bleibt ihnen immer offen (und ist auch eingeplant), unabhängig vom Erfolg in Österreich.

Die große Entschlossenheit und der starke Wille Memes werden innerhalb der Bildungsinstitutionen – zumindest von einzelnen Personen – honoriert, er kommt trotz widriger Umstände weiter. Den Bettlerinnen hingegen könnte zu große Entschlossenheit als Aufdringlichkeit ausgelegt werden, sie müssen den PassantInnen das Gefühl lassen, dass es ihre Entscheidung ist, ob sie geben oder nicht. Für sie ist ein Ausdruck des Leidens, geduldig und zurückhaltend, aber durchaus selbstbewusst, geeigneter. Während Meme sich in den Bildungsinstitutionen als Person einbringen kann (so er es geschafft hat hinein zu kommen), bleibt den Frauen im öffentlichen Raum meist nur ein kurzer Moment, in dem sie die PassantInnen für sich gewinnen müssen, sie müssen daher auch auf bekannte Zeichen zurückgreifen, die wieder erkannt werden können. Die zur Verfügung stehenden Zeichen sind auch immer vergeschlechtlicht.

## Der Habitus als vergeschlechtlicht

Neben der unterschiedlichen Lebensphase ist auch das Geschlecht ein wesentlicher Unterschied zwischen Meme und den Bettlerinnen. In Seukwas Studie werden sowohl weibliche als auch männliche afrikanische Jugendliche befragt, auf geschlechtsspezifische Unterschiede wird aber nicht eingegangen, zudem ist das Fallbeispiel ein Mann. Die Eigenschaften bzw. Aspekte seines Habitus' wie Entschlossenheit, starker Wille, Schläue, die Seukwa und – im Bezug auf dessen Publikation – auch ich Meme zuschreibe sind typisch männlich konnotierte Zuschreibungen. Hingegen ist Leiden, mit seinen Konnotationen von Ertragen, Erdulden, Hinnehmen und Passivität, eine weiblich Zuschreibung.<sup>69</sup> Der Ausdruck von Leid wird Frauen eher zugestanden als Männern, nicht zuletzt weil es für sie „edle Motive“ für dieses Leiden gibt: Sie leiden mit oder für ihre Kinder. Von Männern, zudem solchen ohne sichtbare Einschränkung der Arbeitsfähigkeit, wird hingegen ein aktiverer Lösungsansatz erwartet.

Die Frauen verwenden beim Betteln, wie gezeigt wurde, geschlechtsspezifische Zeichen und Praktiken. Dies kann gleichermaßen auf einen vergeschlechtlichten Habitus wie auf eine angemessenen Verhalten auf die Erwartungen der PassantInnen zurückgeführt werden – dies bedingt sich auch gegenseitig.

Barbara Staib stellt in ihrer Studie über KleinunternehmerInnen in Recife/ Brasilien die These auf, dass Frauen die handwerklich-technische Fähigkeiten für frauentypische Branchen schon innerhalb der Familie als Mädchen erlernt, wie etwa Essenzubereitung, Schneidern, Kosmetik u.a. Auch die Eigenschaften wie Arbeitsdisziplin, Kommunikationsfähigkeit etc. werden innerhalb einer rollenspezifischen Sozialisation von Mädchen bereits stärker erworben als von Jungen. (1997: 317ff.) Vor allem letzteres trifft auch auf die Pendelbettlerinnen zu. Die Passagen der Interviews, in der die Frauen von ihrer Kindheit und Jugend erzählen, weisen auf eine Sozialisation, die sie auf weiblich zugeschriebene Tätigkeiten und eine Rolle als Mutter vorbereitet: *„Ich bin eine bessere Hausfrau, als man es von mir denken würde, weil weißt du ich bin das schon so gewöhnt, schon als 10-jährige hab ich schon geputzt, mit 12, 13 habe ich schon gekocht, und dann waren wir zu Hause, wir waren zu dritt, ich war die Jüngste und mit 12, 13 konnte ich schon zwei bis drei verschiedene Gerichte kochen.“* (Db5)

*„Mein Vater hat die Zuckerkrankheit gehabt. Ich weiß nicht den genaueren Begriff seiner Krankheit. Er ist dick geworden und auf der Haut hat er rote Punkten bekommen... so musste ich ihn pflegen, für ihn kochen, denn meine Mama konnte es nicht. Ich musste auch nach meinen Geschwister nach schauen, auf sie aufpassen.“* (Sb5)

---

<sup>69</sup>Mit dem Begriff Zuschreibung möchte ich darauf hinweisen, dass diese Begriffe durch den Blick der Forschenden und Theoretisierenden geprägt sind, einem Blick, der vor selbsterfüllender Prophezeiungen und geschlechtsstereotypen Zuschreibungen nie ganz gefeit sein kann.

Der Habitus ist vergeschlechtlicht und generiert geschlechtsspezifische Praktiken. Gleichzeitig zeigen die Frauen auch Verhaltensweisen, die den typischen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen nicht entsprechen. Die Frauen müssen im Bezug auf ihre Familie teilweise nicht nur jene Arbeit übernehmen, die in der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern üblicherweise den Frauen zugeschrieben werden. Wenn die Männer ausfallen, müssen sie auch die Rolle der Familienerhalterin übernehmen. Mit ihrem Aktivwerden für die Versorgung der Familie, also mit ihrer Migration nach Österreich (mit oder ohne männliche Begleitung) durchbrechen sie auch Weiblichkeitsnormen und zeigen eher männlich konnotierte Verhaltensweisen wie Risikobereitschaft, Selbständigkeit oder Mut.

Auch bei jenen, die mit ihren Männern nach Österreich kommen, zeigen sich Verschiebungen. Da es überwiegend die Frauen sind, die betteln, haben sie die zentrale Rolle bei der Versorgung der Familie inne. Die Männer sind in der Rolle der Helfer. Sie helfen die Sicherheit und den Schutz der Frauen während des Bettelns zu organisieren (wie Lauras Ehemann), bessern das Einkommen durch andere Tätigkeiten im informellen Bereich auf (Dana) oder übernehmen teilweise die Betreuung der Kinder (Helenas Ehemann). Als Bettler springen sie nur dann ein, wenn die Frauen nicht mehr können, wie Laura berichtet: *„Wir machen gewöhnlich alles gemeinsam. Ja, weil auch, wie soll ich sagen, er bettelt auch (kódul), weil wenn ich nicht mehr kann, setzt er sich auch hin. Er hilft auch, aber er traut sich nicht so zu betteln wie ich.“* (L3)

Ana beschreibt ein ähnliches Beispiel von ihrem Sohn oder Schwiegersohn:

*„L: Was macht Ihr Sohn?“*

*M: Er ist bei der Hauswirtin.*

*L: Was macht er tagsüber?“*

*M: Genau wie wir, er kommt auch mit Zeitungen, aber er schämt sich vor den Leuten: ‚Ich schäme mich Mama!‘“* (A5)

Die Männer, so erzählen die Frauen, tun sich schwerer mit dem Betteln als sie. Der Grund dafür liegt vermutlich in den Weiblichkeits- und Männlichkeitsbildern. Für Männer ist das Betteln stärker als für Frauen ein Eingeständnis dessen, dass es ihnen nicht ihre Aufgabe als Familienerhalter zu erfüllen, dass sie also Versager oder Opfer sind. Den Frauen fällt es leichter, die untergeordnete Position und die Rolle als Leidende und Bittstellerin mit ihrem Selbstbild zu vereinbaren. Sie sind als Frauen und Marginalisierte in mehrerer Hinsicht mit der Erfahrung von Benachteiligung und der Zuschreibung von Schwäche und Minderwertigkeit aufgewachsen.

Die Frauen scheinen das Nicht-Betteln der Männer hinzunehmen, teilweise erklären die Frauen das Nicht-Betteln der Männer auch damit, dass diese weniger bekommen würden: *„Die Menschen geben ihm [ihrem Mann] nicht “*(Ma1)

Ein Zitat aus dem Armendienst, der Zeitschrift der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg, verdeutlicht noch einmal die Überlegungen zu geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen: „*Bei seinem ersten Versuch zu betteln, setzte sich Janosch drei Tage lang nicht nieder. Er ging um den Platz herum und schaute die Menschen an, die vorbeigingen. Er hatte das Gefühl, dass sie ihn verachten würden. Seine Schwägerin war etwas mutiger. Dennoch, so erzählten sie, habe sie während der ersten Woche immer nur geweint. Sie konnte sich mit dieser Erniedrigung nicht abfinden.*“ (Pucher 1997: 6)

Die berufliche Sozialisation, so könnte argumentiert werden, verstärkt also einerseits die geschlechtsspezifisch weibliche primäre Sozialisation, erweitert sie aber gleichzeitig über die weibliche Geschlechtsrolle hinaus.

Zusammenfassend kann also die Schlussfolgerung gezogen werden, dass die unterschiedliche Ausprägung der Überlebenskompetenz bei Meme und den Pendelbettlerinnen, die mit dem Begriff Habitus gefasst wurde, auf Lebensphase, aktuelles Aktionsfeld (Bildungsinstitutionen versus informeller öffentlicher Raum) und Geschlecht zurückgeführt werden kann.

### ***15.5. Zusammenfassung***

In diesem Kapitel wurde eine Trennung von Kompetenz und Habitus vorgenommen. Dies ist eine theoretische Unterscheidung, wie bereits im ersten Teil der Arbeit analysiert wurde. Theorie ist dazu da, Erklärungsmodelle anzubieten. In diesem Sinne erscheint die Unterscheidung hier sinnvoll, sofern die beiden Konzepte trotzdem immer in Verbindung gedacht werden: Es gibt keine Überlebenskompetenz, die nicht durch den Habitus geprägt ist. Überlebenskompetenz ist sozusagen ein abstraktes Konzept, das bestimmte positiv bewertete Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen zusammenfasst und in einer verallgemeinernden Form formuliert (also nicht geschlechtsspezifische, schichtspezifisch usw.). Der Habitus gibt die jeweilige Ausprägung der Kompetenz an, die etwa durch soziale Herkunft und geschlechtliche, sexuelle und ethnische Zuschreibungen strukturiert wird.

## 16. Lernen in Praxisgemeinschaften

Um erfolgreich zu betteln, bedarf es bestimmter Kompetenzen und bestimmten Wissens, wie im Abschnitt “Bettelpraktiken” gezeigt wurde. Teilweise bringen die Frauen dies schon mit, teilweise lernen sie in Österreich, was nötig ist. Unter Lernen fasse ich den Prozess der Aneignung von Wissen und Kompetenzen, wobei hier nur jene Lernprozesse in den Blick genommen werden, die in Österreich stattfinden. Lernen ist notwendig für Bettlerinnen, sagt bereits die erste von uns interviewte Bettlerin zu Beginn des Gesprächs: *“Erst in der zweiten, dritten Woche habe ich angefangen Geld zu machen. Also, die Leute haben mir gegeben, weil ich gelernt hatte zu fragen.”* (Ma2)

Für die Aneignung und Erweiterung ihrer Kompetenzen und ihres Wissens haben die Bettlerinnen keinen eigenen Ort und keine eigene Zeit. Ihr Lernen passiert informell und während bzw. rund um die Ausübung ihrer Arbeit. Das Lernen erfolgt überwiegend im öffentlichen Raum, dort wo die Frauen ihrer Arbeit nachgehen und wo sie Kontakte zu anderen Menschen aufbauen (können).

Bei der Auswertung schien es auf den ersten Blick so, als gäbe es viele Aussagen zu Lernprozesse in den Interviews. Es ließen sich auch wirklich viele Hinweise auf Lernprozesse bzw. veränderte Praktiken – als Resultate von Lernprozessen – finden. Wie diese Prozesse im Detail ablaufen, wurde aber zumeist nicht expliziert. Auf der Suche nach einer geeigneten Analyseperspektive brachte mich ein Kollege an das Konzept der “legitimate peripheral participation”. Von diesem Konzept hatte ich bereits in der Recherchephase der Diplomarbeit kurz gelesen, hatte es aber für meine Arbeit als nicht relevant eingeschätzt. Als Grund dafür hatte ich vor allem angesehen, dass die Frauen auf der Straße überwiegend auf sich alleine gestellt sind – woraus ich schloss, dass die Perspektive von “legitimate peripheral participation”, als Lernen durch Teilnahme in Praxisgemeinschaften, nicht geeignet wäre.

### ***16.1. Legitime periphere Partizipation***

Beim Versuch der Auswertung der Lernprozesse hinsichtlich der Lernmotivation, Lernmethoden und Lerninhalte konnte ich dazu viel weniger Fassbares finden als ich gedacht hatte. Deutlich wurde aber, dass das Lernen zu einem überwiegenden Teil ein Lernen von und mit anderen Menschen ist. Also griff ich auf “Situated learning. Legitimate peripheral participation” von Jean Lave und Etienne Wenger (2005, erstmals 1991 erschienen) zurück. Das Buch ist bisher nicht ins Deutsche übersetzt worden, deshalb beziehe ich mich bei der Übersetzung der Termini auf Online-Veröffentlichung zu dem Konzept bzw. behalte sie Englisch bei – was auch von anderen Deutsch-schreibenden AutorInnen so gehandhabt wird. Legitimate peripheral participation wird mit *“legitimer peripherer Partizipation”* (Sander-

Gaiser ohne Jahresangabe: 2) oder mit *“sozial akzeptierte Teilnahme-am-Rande”* übersetzt (Lee/ Roth 2003). Anke Grotlüschen verwendet für participation den Begriff Teilhabe (2002).

Die AutorInnen Lave und Wenger, die sich auch auf Bourdieu beziehen (vgl. ebd.: 50), sehen das Konzept als eine analytische Perspektive auf Lernprozesse (vgl.: 2005: 39), nicht als eine mögliche Lernstrategie oder ein didaktisches Konzept, wobei sich Ansätze für ein solches durchaus ableiten lassen. Legitimate peripheral participation ist ein Erklärungsmodell von Lernmotivation, Lernmethoden und Lerninhalten.

*“Learning viewed as situated activity has as its central defining characteristic a process that we call legitimate peripheral participation. By this we mean to draw attention to the point that learners inevitably participate in communities of practitioners and that the mastery of knowledge and skills requires newcomers to move toward full participation in the sociocultural practices of a community. ‘Legitimate Peripheral Participation’ provides a way to speak about the relations between newcomers and old-timers, and about activities, identities, artifacts, and communities of knowledge and practice.”* (Lave/ Wenger 2005: 29)

Mit Hilfe des Konzepts der legitimen peripheren Teilnahme untersuchen Lave und Wenger das Verhältnis von Lernen und Gemeinschaft. Der Begriff beinhaltet das Wort Partizipation, womit Teilhabe an Praxisgemeinschaften (participation in communities of practice) gemeint ist. Diese kann auf verschiedene Arten legitimiert sein. Die Legitimität ist *“not only a crucial condition for learning, but a constitutive element of its content”* (ebd.: 35). Die Art der Legitimität der Teilhabe ist charakteristisch für Wege der Zugehörigkeit und insofern nicht nur eine Bedingung für Lernen, sondern entscheidendes Element für die Auswahl des Lerninhalts.

Unter Praxisgemeinschaften verstehen Lave und Wenger *“nicht ein warmherziges Geflecht von Beziehungen. Gemeinschaften können auch diffus, fragmentiert oder zerstritten sein. ‘Communities of practice’ sind vielmehr das Ergebnis einer historisch gewachsenen, gemeinsamen Tätigkeit in einem kulturellen Kontext. Nachdem sie sich gebildet haben, überliefern sie ihr historisches Selbstverständnis in Tradition, Geschichten und Mythen weiter.”* (Sander-Gaiser o.J.: 2). *“[T]he term community [does not necessarily] imply co-presence, well-defined, identifiable group, or socially visible boundaries. It does imply participation in an activity system about which participants share understandings concerning what they are doing and what that means in their lives and for their communities.”* (Lave/ Wenger 2005: 98)

Das Zentrum der Gemeinschaft ist nicht fixierbar, so dass verschiedene Arten von Teilhabe aus einer anderen Perspektive als Randlage (peripheral) erscheinen. Das Gegenteil von legitimate peripheral participation ist *full participation*, also volle Partizipation in der Praxisgemeinschaft, dies ist auch die Motivation und das Ziel der Lernprozesse. Lernen ist also daran orientiert, ein Teil der Gemeinschaft zu werden (*“becoming part of the community”*): *“Moving towards full participation in practice involves not just a greater commitment of time, intensified effort, more*

*and broader responsibility within the community, and more difficult and risky tasks, but, more significantly, an increasing sense of identity as a master practitioner.*” (vgl. ebd.: 111). Dieser Prozess birgt viel Konfliktpotential, denn die TeilnehmerInnen bringen ihre unterschiedlichen Sichtweisen ein; Bedeutungen und Zugänge werden in der alltäglichen Praxis ausgehandelt. *“Granting legitimate participation to newcomers with their own viewpoints introduces into any community of practice all the tensions of the continuity-displacement contradiction.”* (ebd.: 116). Die Praxisgemeinschaft stellt so einerseits ihrer Kontinuität her, andererseits kann es zu Konkurrenz kommen, werden die *newcomer* zu vollen TeilnehmerInnen und können die *old timer* ersetzen (vgl. ebd.: 114).

*“Legitimate peripheral participation is a complex notion, implicated in social structures involving relations of power.”* (ebd.: 36) Lave und Wenger beziehen also die Machtverhältnisse in ihre Analyse ein und schließen daraus für die legitime periphere Teilnahme: *“As a place in which one moves toward more-intensive participation, peripheralty is an empowering position. A place in which one is kept from participation more fully – often legitimately, from the broader perspective of society at large – it is an disempowering position. [...]. In this sense, it can be itself a source of power or powerlessness, in affording or preventing articulation and interchange among communities of practice.”* (ebd.: 37) Das heißt auch, dass nicht alle Formen von *apprenticeship learning* effektiv sind. Wie effektiv das Lernen sein kann, hängt vor allem von den Zugangsmöglichkeiten (access) der Lernenden ab: *„To become a full member of a community of practice requires access to a wide range of ongoing activity, old-timers, and other members of the community; and to information, resources, an opportunities for participation.”* (ebd.: 100f.) Transparenz ist also eine zentrale Bedingung für das erfolgreiche Lernen. An dem Beispiel des Gebrauchs von Gegenständen erläutern die AutorInnen, dass es nicht nur wichtig ist, den Gebrauch beobachten zu können, sondern darüber hinaus die Bedeutungen dieses Gebrauchs zu verstehen. Es bedarf also sowohl der Teilnahme an den Aktivitäten als auch der Teilhabe an Informationsflüssen und informellen Gesprächen, um das Beobachtete einzuordnen und mit Bedeutung zu versehen (vgl. ebd.: 102).

Die Perspektive von Lave und Wenger ist also in mehrerer Hinsicht eine situierte: Ihrer Sichtweise nach konstruieren Subjekte die Abbilder ihrer Welt in sozialen Gemeinschaften (Erkenntnistheorie). Als Ziel und Leitkriterium ihres Handelns gilt die Zugehörigkeit zur Praxisgemeinschaft. Lernen wird als der Weg zum Ziel der Zugehörigkeit und der vollen Partizipation betrachtet und als begründetes Handeln erklärt (vgl. Grotlüschen 2002: 2).

## ***16.2. Die Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen***

Was lässt sich über die Lernprozesse der Bettlerinnen aus dieser Perspektive sagen?

Die Frauen scheinen auf den ersten Blick in ihrer Arbeit auf der Straße alleine. In Laufe des Forschungsprozesses verdichteten sich aber die Hinweise, dass unter den Bettlerinnen etwas besteht was als *community of practice* bezeichnet werden kann, und dass diese zentral für die Lernprozesse der einzelnen Bettlerinnen ist.

Teilweise wurde darauf unter dem Abschnitt „Überlebenskompetenz. Ein Wir schaffen“ schon eingegangen. Es wurde bereits gezeigt, dass sich die bettelnden Frauen auf ein “Wir” beziehen, das einerseits konkret ist – also auf Frauen bezogen die zusammenarbeiten bzw. sich zumindest kennen – aber darüber hinaus auch ein imaginiertes Wir, das Wir der Bettlerinnen, die aus einer schwierigen Lebenssituation heraus unter ähnlichen Bedingungen in Österreich betteln. Die Frauen nehmen Bezug auf Geschichten, die unter den Bettelnden weiter erzählt werden. Auf eine davon, nämlich das Kinderwegnehmen wurde schon eingegangen. Sina erzählt von der Geschichte, dass Bettlerinnen von der Polizei mitgenommen werden und sich nackt ausziehen müssen.<sup>70</sup>

Die Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen ist entsprechend konzentrischer Kreise vorstellbar, jeweils von der einzelnen Bettlerin aus gesehen. Im engen Kreis um sie finden sich jene andere Bettlerinnen, mit denen sie in irgendeiner Form zusammen arbeitet, etwa das Quartier teilt, gemeinsam isst, gegenseitig die Kinder betreut, sich bei Verhaftung durch Geld auslöst usw. Dieser Kreis ist eher klein und umfasst wenige Personen, die aus der selben Gegend kommen und teilweise miteinander verwandt sind.

Im nächsten Kreis finden sich die Bettlerinnen, die sich kennen, sich ausgetauscht haben bzw. sich voneinander Dinge anschauen. Der größte Kreis schließlich basiert nicht mehr auf persönlichen Beziehungen, sondern ist die imaginierte Gruppe alle Bettlerinnen mit ähnlichem Hintergrund.

Anhand der Interviews lassen sich starke sprachliche Parallelen und Bedeutungszuschreibungen zwischen den Frauen einer ethnischen Gruppe oder noch stärker zwischen Kolleginnen eines engen Kreise erkennen. Laura und Dana verwenden etwas wiederholt den Begriff “leiden”, “für ihre Kinder auf der Straße leiden”. Mara und Sina erwähnen immer wieder ihr Weinen sowie die Kontinuität ihrer unglücklichen und traurigen Existenz in die sie schon hineingeboren wurden.

Im Folgenden sollen die Beziehungen der Frauen unter der Perspektive von Lernen betrachtet werden.

---

<sup>70</sup> Wie es Mara auch konkret passiert ist und wie es laut Gaschl bei Verhaftungen auch rechtlich gedeckt ist.

## **Stadien auf dem Weg zur vollen Partizipation**

Auf dem Weg zur vollen Teilhabe können verschiedene Stadien unterschieden werden, die die Bettlerinnen durchmachen.

### ***Phase der Entscheidung***

Die erste wichtige Phase ist die der Entscheidung. Wie unter "ursächliche Bedingungen" bereits erläutert wurde, kommt die Entscheidung der Frauen durch die Anregung von anderen zustande, die ihnen raten nach Österreich zu gehen und die selbst bereits dort betteln waren.

Die rumänischen Frauen beschreiben das Verhältnis zu dieser Person (ich nenne sie VermittlerInnen) als eine eher zwiespältig und hierarchisch: Einerseits hilft sie ihnen auf dem Weg nach Österreich, andererseits fühlen sie sich auch betrogen, weil falsche Erwartungen geweckt wurden oder sie sich im Stich gelassen fühlen. Die hierarchischen Unterschiede zeigen sich auch in einem Zitat Mara, wo sie erzählt, dass die Frau, die sie gebracht hat, Zeitungen verkauft, was sie selbst auch gerne tun würde, sie aber nicht weiß, wie sie das anstellen soll. Die Vermittlerin zeigt ihr zwar den Bettelplatz und lehrt sie, wie sie betteln soll, gibt aber scheinbar nicht ihre gesamtes Wissen weiter.

Die slowakischen Frauen beschreiben diese Beziehung nicht hierarchisch. Sie wurden von erfahreneren Bettlerinnen in das Betteln eingeführt: *"Ja und dann bin ich nicht allein gekommen, es sind immer mehrere gekommen, es sind mit mir Bekannte mitgekommen, ich war immer mit ihnen zusammen, weil da konnte ich weder Deutsch, noch habe ich die Stadt gekannt."* (I6f.)

### ***Phase der ersten Erfahrungen***

Das leitet schon über zur zweiten Phase, nämlich der ersten Erfahrungen mit dem Betteln, die von allen Frauen als schrecklich, schambehaftet oder ähnlich beschrieben werden.

*"I: Erinnerst du dich wie es das allererste Mal für euch war als ihr hergekommen seid, um zu betteln (kódul)? Wie waren deine Erfahrungen, wie hast du dich gefühlt?"*

*D: Schlecht, ich habe mich sehr geschämt" (Da3).*

In dieser Phase helfen entweder die VermittlerInnen oder auch andere BettlerInnen. Die Frauen entwickeln ihre eigene Bettelpraktik durch Abschauen und Abhören von anderen BettlerInnen sowie durch Unterweisung von anderen. Wichtig in dieser Phase ist die Gewöhnung an das Betteln (vgl. Überlebenskompetenz: Normalität herstellen).

### ***Phase der Normalität***

Sobald diese Phase überwunden ist, kommt die Phase der Normalität, die Frauen haben sich an das Betteln gewöhnt. Sie haben ihren oder ihre Stammpätze gefunden und auch die wichtigen Überlebensbereiche (Schlafplatz, Beschaffung von Nahrung) sind zu einem Mindestmaß

konstant, wobei die Situation immer unsicher bleibt und Rückschläge üblich sind. Dana beschreibt die Notwendigen Lernerfahrungen, um selbständig zu sein: *“Und dann die U-Bahn habe ich in 3, 4 Tagen gelernt.. das geht schnell.. sprechen schwerer, aber jetzt komme ich schon selbst [aus der Slowakei], wann ich möchte”* (Da7).

### ***Phase der vollen Teilhabe***

Als vierte Phase könnte noch eine Perfektionierungsphase angeführt werden, die Praktiken werden verfeinert, die Platzwahl optimiert. Die Frauen können sich unabhängig von anderen zu einigen verschiedenen für sie wichtige Plätzen in Wien bewegen und können ihr Anliegen auch in einfachen deutschen Wörtern beschreiben. Die Frauen stehen im Kontakt zu anderen BettlerInnen, und tauschen sich mit diesen aus. Als häufigstes Gesprächsthema unter Bettlerinnen geben die Frauen Polizeihalten an bzw. den Austausch über polizistenfreie Räume. Das Wissen, das ausgetauscht wird, ist also informelles Wissen (siehe Abschnitt “Wissen”). Für dieses informelle Wissen ist die Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen von großer Bedeutung, da die Frauen dieses Wissen nicht über andere Quellen erwerben können.

Die Frauen erzählt Beispiele von Unterstützung unter Bettlerinnen, die etwa in der Weitergabe solchen Wissens besteht. Die Frauen haben auch Kontakt zu Landleuten bzw. Menschen ihrer Sprache, die ihnen weiterhelfen, etwa sprachlich, für sie übersetzen oder ihnen einen neuen Wohnplatz besorgen. Die Frauen sind erfahrene Bettlerinnen geworden, ihrerseits fähig andere einzuführen:

*“I: Wenn eine anderes junges Mädchen oder junge Frau nach Wien kommen will, um zu betteln, was würdest du ihr dann sagen?”*

*D: Sie soll kommen, sicher.. sie solls versuchen, wenn es gelingt, gelingt es.*

*I: Was würdest du ihr sagen, worauf soll sie achten?”*

*D: Oh, sehr viel. Ich würde ihr sagen sie soll niemandem vertrauen, soll mit niemandem reden und wenn sie die Situation beim Betteln und die Stellen zum Betteln nicht kennt, dann nehme ich sie zu einer Stelle mit und sie soll auf mich warten bis ich am Abend zurückkomme. Und das andere, ohne uns soll sie nicht hinein schlafen gehen, weil wir immer gemeinsam hinein gehen, wir sind zu viert zu fünft, dann warten wir alle aufeinander in der Nacht und gehen gemeinsam hinein schlafen und in der Früh kommen wir gemeinsam heraus, weil wir in einer verlassen Wohnung schlafen. Na, und in so einer großen Welt fürchtet man sich schon, dass in der Nacht die Tür eingebrochen wird oder so etwas. Das andere ist, dass es jederzeit passieren kann, und deshalb trennen wir uns nicht voneinander, wir passen auf einander auf.“* (Da6-7)

In allen Phase bleibt die Situation der Bettlerinnen prekär. Denn die Frauen sind nie völlig sicher vor Interventionen von Polizei oder übergriffigen PassantInnen. Sie müssen sich an

verändernde Bedingungen anpassen (Baustellengerüst und damit Bettelplatz wird abgebaut, Polizei kontrolliert zunehmen in Zivil usw.)

Anhand dieser Phasen zeigt sich, dass volle Partizipation in der Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen vor allem durch Selbständigkeit (vor allem Mobilität in Wien und sprachliche Verständigung), die Etabliertheit an einem Ort, ein Netz von Kontakten und Beziehungen und die Sicherung der Grundversorgung in Österreich gekennzeichnet ist.

### **Legitimität**

Legitimität zur Teilhabe an der Praxisgemeinschaft wird durch das Erzählen der gegenseitigen Geschichten hergestellt. Die Frauen erzählen einander von ihrem Leid und den Gründen für das Betteln.

*I: Und haben Sie viel zu tun mit anderen Bettlern?*

*M: Zum Beispiel, wenn sie an mir vorbei gehen und mich fragen „Wie geht's dir? Woher kommst du?“, erkläre ich Ihnen meine Situation, sie mir die ihre“ (Mb21).*

Ein Zitat aus dem Interview mit Sina zeigt, wie sie die Gemeinschaft der Bettlerinnen (sie bezieht sich explizit nur auf Frauen) über das Kriterium „viele Probleme haben“ konstruiert:

*“Viele Frauen betteln auf der Straße weil sie ohne Hilfe sind, andere weil sie kein Zuhause haben, dann andere haben keine Eltern und sind allein, Waise, und deshalb sind viele Frauen auf der Straße. Ich habe viele Frauen auf der Straße gesehen und sie haben viele Probleme, so wie ich und das ist der Grund warum wie da sind.” (Sa1)*

Dabei scheinen die Frauen noch graduelle Unterschiede zwischen sich wahrzunehmen. So erzählt Mara von einer bettelnden kinderlosen Frau ohne Arme, die meinte, Mara hätte es mit den Kinder noch schwerer und die ihre einen besseren Bettelplatz gezeigt und noch fünf Euro geschenkt hätte.

Die Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen ist eine Gemeinschaft von Frauen. Frauen fühlen sich im Kontakt mit ihren Geschlechtsgenossinnen sicherer:

*I: Und sprechen Sie mehr mit Frauen oder mit Männern oder ist es/?*

*M: Nein... mit Frauen, mit Männern traue ich mich nicht.“ (Mb21)*

Zudem wird das Betteln eher als eine Tätigkeit von Frauen eingeschätzt. Denn die Männer, das wurde bereits erläutert, würden es weniger gut aushalten und auch weniger bekommen.

*I: Denkst du, dass Betteln eher eine Frauenarbeit ist? Oder glaubst du es kommt nicht auf das Geschlecht an?*

*D: Nur soviel, dass sie es den Frauen eher hergeben, das kleine Geld, als den Männern.*

*I: Wieso denkst du, dass das so ist?*

*D: Weil das meine Erfahrung ist, es war auch schon so, dass er [ihr Freund] sich auch hingeworfen hat, um zu betteln und er ist 2,3 Stunden gesessen für 4- 5 Euro und ich bin eineinhalb Stunden gesessen für 15 Euro, mir geben sie es eher, die Frauen und die Männer auch, als ihm.“ (Da8f.)*

In den beiden engeren Kreisen, die vorher beschrieben wurde, finden sich Frauen, die die selbe Sprache sprechen. Es finden sich in den Interviews keine direkten Hinweise auf persönliche Kontakte zwischen Bettlerinnen über die Grenzen ihrer Sprachgemeinschaft hinaus.

Was aber alle Frauen in dem größten der Kreise zu verbinden scheint, sind neben den bisher erläuterten ähnlichen Ursachen für das Betteln, teilweise ähnlichen Strategien und Ressourcen, auf die sie bauen, ein bestimmter “Glaube” der sie verbindet. Glaube ist nicht im religiösen Sinn gemeint (wobei er bei manchen Frauen, diese Ausprägung annimmt) sondern im Sinne von *illusio* bei Bourdieu (vgl. Abschnitt “Kompetenz und Wert(e): Kompetenz als Kapital”).

Diese *illusio* lässt sich in drei Sätzen formulieren:

- \* Wir haben keine andere Wahl.
- \* Das Betteln ist nur vorübergehend.
- \* Wir warten auf eine bessere Chance.

Dieses Selbstverständnis teilen die Frauen. Es ist Teil ihrer beruflichen Identität. Wie Lave und Wenger argumentieren, unterscheiden sich newcomers und old-timers darin, wie stark ihre Identität als erfahrene Praktikerinnen ist. Eine selbstbewusste Identität als Bettlerin ist vor allem bei Dana, Laura, Sina und Mara (zweites Treffen) sichtbar. Zentral für diese Identität scheint zu sein, dass die Frauen sich zumindest für die allernächste Zeit weiterhin als Bettlerin sehen. Ana hingegen scheint das Betteln so schnell wie möglich wieder aufgeben zu wollen. Helena ist eben erst in die Tätigkeit eingestiegen, sie setzt ihre Hoffnung auch nicht in erster Linie ins Betteln sondern in ihre reichen Verwandten. Dass für die Herausbildung des Selbstverständnisses als Bettlerinnen die Praxisgemeinschaft von zentraler Bedeutung ist, lässt sich daran ablesen, dass die Frauen nie nur von sich als Bettlerin sprechen, sondern den Begriff immer in allgemeiner Form oder im Plural verwenden.

Neben dem Erwerb von Berufswissen, also Wissen über Bettelplätze, Kommunikationsformen etc. entwickeln die Frauen also auch ein berufliches Selbstverständnis. Sie lernen darüber hinaus auch, wie mit Bettlerinnen in Österreich/ in Wien umgegangen wird. Und sie lernen, mit dem Stress und den Unannehmlichkeiten, die diese Tätigkeit mit sich bringt umzugehen (Bewältigung).

Auf ausgewählte Lernanlässe, Lerninhalte und Lernformen wird nun noch näher eingegangen.

## Sprachelernen

Sina erzählt ein anschauliches Beispiel für eine Lernherausforderung, eine Situation in der ihr die vorgeschlagene Handlungsstrategie ungeeignet vorkam, und wie sie diese veränderte. Sie erklärt, was ihre Mutter ihr zum Betteln geraten hat und wie sie selbst diese Praktik veränderte: *“Du, meine Tochter sag auf Rumänisch: „Dați-mi și mie vă rog, dumnezeu să Țp ajute ...” (“Geben Sie mir auch etwas, Gott sei mit Ihnen”) und ich habe geschaut und und gesagt, wie, Gott, soll ich so um Geld bitten? Sie werden nicht verstehen was ich sage. Und ich habe zu einen Jungen geschaut, einem kleinen Jungen, und ich habe ihn beobachtet, wie er gebettelt hat und was er gesagt hat und versuchte in meinem Kopf einige der Wörter zu behalten, die er gesagt hat. Und ich lehrte auch meine Mutter einige dieser Wörter.”* (Sa2)

Sina beschreibt in dem oben genannten Beispiel eine wichtige Lernform auf der Straße, nämlich gezieltes Beobachten und Nachahmen.

Auch Dana schnappt auf der Straße deutsche Wörter auf, nachdem sie sich dafür zu interessieren begonnen hat. Sie fragt auch andere ungarisch sprechende Menschen, die sie kennt, das Wissen wird ausgetauscht.

*I: Und wie hast du deine erste deutsche Wörter gelernt?*

*D: Zuerst hat es mich interessiert, es hat mich oft gestört, dass ich nicht das antworten konnte, was ich wollte.. Ja und dann so wie ich Erfahrungen gemacht habe draußen auf der Straße, ich habe dies und das gehört habe, gefragt habe, was es bedeutet und dann habe ich es mir gemerkt [wörtl: ist es an mir kleben geblieben].*

*I: Wen hast du gefragt, was etwas bedeutet, nur so die Menschen auf der Straße, oder/*

*D: Nein, es gibt hier sehr viele Ungarn, die ich kenne und dann frage ich sie gewöhnlich was etwas bedeutet, jetzt aber nicht mehr, weil jetzt versteh ich schon gut/ Dann manchmal frage ich schon, es gibt hier auch viele Slowaken, ich kenne sehr viele, auch von untereinander [innerhalb der Gruppe befreundete Bettlerinnen]. [...]*

*I: Zu Hause habe ich aber auch ein Wörterbuch.“* (Da6)

Zentral beim Lernen sind also andere Menschen: Bettelkolleginnen, Menschen der selben Sprachgemeinschaft oder einfach Leute auf der Straße.

Ein Wörterbuch wird nur von Dana erwähnt, doch auch bei ihr scheint es eher eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Unter den Lernformen, die Kirchhöfer angibt, wenden die Frauen für das Sprachelernen folgende an:

das gezielte Beobachten, Nachahmung, Ausprobieren, Rückgriff auf Schriftliches, die sozial-kommunikativen Strategien (das Sich-Beraten und Beratenlassen, das Nachfragen...) (vgl.

Kirchhöfer 2000: 81). Dies Beispiele zeigen, wie sehr das Sprachlernen der Frauen eingebettet ist in soziale Prozesse.

## **Körperlernen**

Das Betteln ist für die Frauen eine starke körperliche Erfahrungen. Sie nehmen Beschwerden wahr, die sie durch die Tätigkeit bekommen, sie erleben ihre körperlichen Grenzen. Sie fühlen sich in ihrer körperlichen Integrität bedroht und erleben körperliche Übergriffe Sie beobachten die Veränderung ihres Körper, der durch das erfahrene Leid, das durch das Betteln auf der Straße noch verstärkt wird, gezeichnet ist.

Ihr Körperlernen ist ein Form von Bewältigungslernen. Sie suchen nach Wegen mit den körperlichen Beschwerden umzugehen und sich Erleichterung zu verschaffen, durch Umsetzen, also den Wechsel von Haltungen (knien, mit ausgestreckten Beinen sitzen usw.), durch Aufstehen, eine Zigarette rauchen und dann wieder niedersetzen.

*“D: Am Anfang war es schwer.. ich habe es nicht ausgehalten mich für 5,10 Minuten hinzusetzen. Am Anfang war es sehr schwer, weil mein Bein gleich eingeschlafen ist, es hat sehr weh getan. Jetzt halte ich es schon einen halb Stunden aus in einer Position. So, dass wenn es meine Knöchel nicht aushalten, dann setzte ich mich auf meinen Hintern, aber irgendwie halte ich es aus.” (Da5)*

*“D: Mein Bein spüre ich oft nicht in der Nacht, weil es so weh tut.” (Da3)*

*“Nein ...ich setze mich auf den Boden weil meine Beine mir weh tun, weil ich viel stehen muss und meine Bauch tut mir sehr stark weh” (A2)*

Die Frauen müssen auch die Veränderungen an ihrem Körper bewältigen:

*M: In den neun Monaten, bin ich/ also bin ich sehr abgenützt worden... Ich würde mir auch wünschen/ [...] Wenn ich schöne Frauen auf der Straße sehe/... Es tut mir Leid dass du dir das anhören musst/... Und schön angezogen/... Und ich immer weinend. Man kann es mir vielleicht ansehen... Mit meinen 29, 30 Jahren, sieht man es mir an wegen des Weinens. [...]Ich beneide auch, wenn ich schöne, gut angezogene Mädchen, schöne, gut angezogene Frauen sehe.*

*I: Und ich habe es nicht verstanden was Sie gesagt haben. Was passiert wenn Sie schöne Frauen auf der Straße sehen?*

*M: Zum Beispiel, ich beneide sie. Zum Beispiel, wenn ich jetzt eine schöne Frau auf der Straße sehe, wie du [die Dolmetscherin] oder wie sie [die Forscherin], dann beneide ich euch. Gott, es tut mir Leid! Ich hätte es auch sein können, aber ich hatte kein Glück. Ich beneide sie, weil schau, sie hat keine Falte und sie ist schön, sie hat nicht geweint, sie hat nicht gelitten. Vielleicht hat sie auch Probleme gehabt, aber sie war nicht“ (Mb30f.)*

## Lernen über den Umgang mit Bettlerinnen in Österreich

Die Geschichten, die unter den Bettlerinnen kursieren, scheinen sich vor allem darum zu drehen, wie mit ihnen umgegangen wird.

Nach Ratschlägen an Frauen befragt, die wie sie betteln wollen, geben die Bettlerinnen an:

*“Ich würde ihr sagen, dass sie böse Leute meiden soll.[...], Sie soll schweigen, wenn ein Mann ihr Schimpfwörter sagt oder sie anspuckt, soll sie ruhig bleiben, wenn er spricht, weil sie so Probleme vermeidet, sie vermeidet/ das würde ich ihr sagen.” (Sa7)*

Ebenso sagt auch Dana, dass sie newcomers raten würde, niemanden zu trauen und sich an sie als erfahrene Bettlerin zu halten. Als ihre zentrale Erfahrung auf der Straße und über die Menschen gibt sie an:

*“Über die Menschen/.. Vertrauen/.. ich gebe niemandem/.. niemandem/.. ich traue niemandem/.. nur mir.” (Da7)*

Die Frauen scheinen auf der Straße vor allem eine große Enttäuschung zu erleben. Mit der Hoffnung gekommen, in ihrer schwierigen Situation durch Almosen Unterstützung zu finden, erleben sie stattdessen häufig herabwürdigende Behandlung.

*“Es gibt hier zu wenige Menschen die eine Seele haben... Also, ich kann nicht sagen dass sie gemein sind, es gibt zu wenige davon... Also, einige die eine Seele haben, die eine hätten, können mir nicht helfen... Also die, die eine gute Seele haben, können mir nicht mehr als das helfen.” (Mb25)*

Die Frauen kommen zu ähnlichen Einschätzung darüber, welche Personengruppen am ehesten geben: Eher Frauen als Männer, eher Junge und Alte als solche dazwischen, eher ärmer aussehende als reicher aussehende Menschen.

*“Wenn man Leute in Anzug sieht oder reichere Leute, nie! Sie schimpfen mit uns, sie spucken uns an, sie sagen: ‚Rufe Polizei!‘, dasss sie die Polizei anrufen... Also ich habe nie was Gutes gesehen von den vermögenderen Menschen... Also jemand Ärmerer, Älterer, meistens solche Kinder, Jugendliche, die mir sagen dass es ihnen Leid tun, dass aber sie auch nichts haben.” (Mb24)*

*“Da war eine Frau. Sie hat mir 5 Euro gegeben und sie hat meine Hand fest gehalten.*

*Sie hat beinahe auch geweint. Da habe ich gesehen, lieber Gott, dass es noch Menschen mit gute Herzen gibt. Man spürt schon wenn jemand einen Anderen helfen möchte.” (M4)*

Im zweiten Gespräch erkundigt sich Mara nochmals genauer nach meiner Diplomarbeit und ob ihre Antworten auch hilfreich für mich wären. Sie fragt die Dolmetscherin: *“Aber wird ihr [der Forscherin] das nicht/... wird ihr das nicht schaden, wenn sie die Bettler gewählt hat [als*

*Thema] und wie es ist in diesem Land/ das Gesetz über das Betteln halt hart ist... Werden ihr die nicht schaden?“ (Mb33)*

Die Frauen erleben, dass sie in der sozialen Ordnung ganz unten sind, dass sie sich nicht gegen ungerechte Behandlung wehren können (siehe Polizeiverhalten). Dass sie weniger Wert sind als die Hunde, wie Mara formuliert:

*“Weil die Bettler nichts Schlimmes tun, die Bettler... Also die Polizei soll sich um die Diebe kümmern. Weil wenn uns jemand ein Stück Brot gibt, ist das nicht schlimm. [...] Ich tue das eigentlich weil ich mittellos bin. Sie sollen uns in Frieden lassen, aber ich weiß nicht ob dass passieren wird! Oder sie sollen uns Arbeit geben, sie sollen uns das Geld nicht mehr wegnehmen und uns wie Hunde behandeln! Ich sehe dass die Hunde hier ist sehr gut behandelt, aber wir werden mit Gleichgültigkeit behandelt. Wenn ein Hund weint, gibt man ihm was zu essen, aber uns verpassen sie Tritte.“ (Mb34)*

### **16.3. Andere Praxisgemeinschaften**

Die Perspektive von legitimer peripherer Teilnahme auf die Lernprozesse der Frauen bietet noch weit mehr Ansatzpunkte für Erkenntnisse als hier ausgeschöpft werden kann. Aufgrund des Datenmaterials, das nicht hinsichtlich dieser Perspektive erhoben wurde, kann die Analyse hier nur lückenhaft bleiben.

Mit dem Ansatz von legitimer peripherer Teilnahme könnte ev. auch erklärt werden, warum sich die Bettelstrategien von Bettlerinnen (mit ähnlicher sozialer und gleicher nationalstaatlicher Herkunft) zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort ähnelt. Ich verweise auf das Beispiel der bettelnden Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien, das unter „Bettelpraktiken“ beschrieben worden ist, sowie auf die entdeckten Ähnlichkeiten unten den beobachteten und interviewten Frauen.

Können neben der Praxisgemeinschaft der Bettlerinnen noch andere Praxisgemeinschaften beschrieben werden, an denen die Frauen praktizieren? Könnte auch die Gemeinschaft jener, die die gleiche Sprache sprechen und in Österreich leben als eine Praxisgemeinschaft angesehen werden? Die Perspektive scheint im Anschluss an die Erläuterungen des Konzepts schlüssig, kann aber hier nicht ausgeführt werden.

Es soll aber noch der Versuch unternommen werden, die sozialen Beziehungen an einem Bettlerinnen-Stammplatz als community of practice wahrzunehmen, also die BenutzerInnen eines bestimmten öffentlichen Raum als Praxisgemeinschaft zu fassen. Diese Praxisgemeinschaft ist von hoher Fluktuation, es finden sich aber auch in ihr konstante Personen. Ein Beispiel ist der Bettelplatz von Mara vor einem Hofer im 2. Bezirk. Zu den konstanten AkteurInnen gehören die MitarbeiterInnen des Hofers, StammkundInnen sowie Mara mit einem ihrer Söhne. Mara strebt volle Partizipation an diesem Ort an, für sie ist es von

großer Wichtigkeit hier toleriert und anerkannt zu werden. Sie strebt auch Partizipation insofern an, als sie genug Geld verdienen möchte, um anschließend im Hofer ihre Lebensmittel einzukaufen. Mara hat sich mit der Zeit einen zumindest teilweise anerkannten Platz in diesem sozialen Gefüge etabliert, sie gehört dazu. Sie verdient ihr Geld vor dem Hofer, zumeist von Leuten, die im Hofer einkaufen, und gibt einen Teil des Geldes wieder im Hofer aus.

*“Also, zum Beispiel, wie ich jetzt vor diesem Hofer stehe, es sind mehr die Jugendlichen und die Älteren, die mich kennen, die fast jeden Tag kommen und mir 10-15 Cent, also was halt übrig bleibt, geben.” (Mb25)*

*“Also, einige die eine Seele haben, die eine hätten, können mir nicht helfen... Also die, die eine gute Seele haben, können mir nicht mehr als das helfen. Die kaufen mir einfach, die kaufen mir eins von diesen Broten, kaufen meinem Kind was zu essen, geben mir 1 Euro, 50 Cent... Sie haben auch nicht und sagen es tut ihnen Leid, dass sie auch nicht arbeiten, sie sagen mir: 'Ich auch nicht... Nix Arbeit'. Sie haben auch Probleme, sie erzählen mir, dass sie auch Probleme haben, weil ich ihnen sage dass ich Probleme habe, die sagen, dass das Bein ihnen weh tut, dass sie eine OP haben.” (Mb41)*

*I: Ich [Dolmetscherin] habe sie [Bettlerin] gefragt, ob sie die Filialmitarbeiterinnen verscheuchen. Und sie hat gesagt: “Nein”. Also die ganzen Frauen dort nein, die sagen nie was. [...] Sie sehen, dass sie arm ist. Sie sehen, dass wenn sie Geld hat...kommt sie ehe herein zu ihnen und kauft dann Essen. (Mb41)*

Auch meine Beobachtungen bestätigen, dass sie an diesem Platz anerkannt ist:

*„Das Gespräch mit Mara in einer Mischung aus Rumänisch und Deutsch dauert vielleicht 20 Minuten und findet direkt an ihrem Arbeitsplatz statt, was ich als sehr passend empfinde. Sie erhält in dieser Zeit etwas von einem Mann, von dem ich den Eindruck bekomme, dass er sie kennt. Er kommt dann auch noch ein zweites Mal vorbei und sie zeigt ihm den Strafzettel von den Wiener Linien. Er sagt, soviel Geld hat er auch nicht.“ (Gedächtnisprotokoll vom 30.5.2007)*

*„Ich treffe Mara wieder vor dem Hofer. Während wir auf ihrem Platz miteinander reden, gehen Leute vorbei, Mara wenden sich auch während wir reden immer wieder PassantInnen zu und streckt ihre Hand aus. Einige grüßt Mara, scheinen sie zu kennen. Eine Frau mit Rad sagt: Das nächste Mal. Mara sagt: 'Danke schön. Alles Gute'.“ (Gedächtnisprotokoll vom 20.6.2007)*

Mara hat sich an diesem Ort etabliert. Ihre Bettelpraktik hat sich dahingehend geändert, dass sie jetzt auf die persönliche Beziehung zu einem Stammpublikum setzt. Ihr Arbeitsplatz vor einem Hofer im 2. Bezirk stellt eher eine Praktik der Selektion der AdressantInnen dar im Vergleich zu ihrem Bettelplatz in der Mariahilferstraße (wobei der Hauptgrund dafür laut ihren Aussagen in der geringeren Polizeipräsenz liegt). Dieser gute Platz (für einzige Zeit befand sich ihr

Bettelplatz dort zusätzlich noch unter einem Baugerüst), wurde ihr von einer anderen Bettlerin gezeigt, die Mitleid mit ihr hatte. Der Platz wurde ihr aber nicht nur gezeigt, sondern es wurde ihr zusätzlich die Bedeutung des Platzes für sie und ihren Sohn vermittelt, nämlich dass sie hier auch zu Essen (für den Sohn) bekommt.

Die Unterschiede in den Bettelpraktiken von Mara im Sommer 2006 und Frühling 2007 werden in einer Tabelle zusammengefasst, sie zeigen die Lernprozesse von Mara.

<b>Mara August 06</b>	<b>Mara April 07</b>
Wirkt auf mich vor allem verzweifelt	Wirkt auf mich selbstbewusst, teilweise auch verzweifelt
Eher anonyme Bettelsituation	Leute kennen sie, sie kennt die Leute
Vermittlerin ist wichtig für das Lernen	Beziehungen zu anderen Bettlerinnen wichtig
Keine D-Kenntnisse	Geringe D-Kenntnisse: kann ihr Anliegen kommunizieren
Kommunikation zwischen uns ist ohne Dolmetscherin nicht möglich	Kommunikation zwischen uns in einem Deutsch-Rumänisch-Gesten-Gemisch möglich
Kennt sich kaum mit öffentlichen Verkehrsmittel aus (nur die Straßenbahn vom Quartier zur Mariahilferstraße)	Benützt verschiedene öffentliche Verkehrsmittel
Kommt im Interview immer wieder auf ihre Probleme zu sprechen	Reflektion im Interview möglich, interessiert sich für meine Diplomarbeit, versetzt sich in meine Lage
Ist während des Interviews oft den Tränen nahe	Ist während des Interviews selten den Tränen nahe – fasst sich auch schneller
Würde gerne Zeitungen verkaufen, weil sie das bei anderen gesehen hat	Verkauft Zeitungen und hat einen Ausweis von der Zeitschrift “die Bunte”

Auffällig ist, dass die Personen, die den Frauen in irgendeiner Art und Weise helfen, sehr unspezifische benannt wurden. Entweder formulieren die Frauen in Passivkonstruktionen, so dass das Subjekt der Handlung ganz im Verborgenen bleibt: “*Ich bekam diesen Ort gezeigt*” oder die Personen werden unspezifisch erwähnt “Sie”, “Frauen” “die Frau” “der Mann”, “Leute auf der Straße” benannt.

*„I: Wie suchst du den Schwedenplatz aus, wie suchst du den Karlsplatz aus oder?“*

*L: Na ja, so, dass uns dieser Platz empfohlen wurde.. oder sie haben gesagt, das ist ein sehr guter Platz und die Polizisten kommen auch nicht und dann sind wir hergekommen, um es auszuprobieren.“ (L3)*

Erst im zweiten Gespräch mit Mara bekommt die Vermieterin einen Namen und ich bekomme dann sogar die Telefonnummer von deren Mann oder Lebensgefährten, der serbisch spricht und

mit dem ich auch zweimal via Telefon und SMS kommuniziere um Nachrichten an Mara weiterzugeben.

*„Unter den Bedingungen einer extrem unsicheren Lebenssituation entwickeln die Betroffenen oft Strukturen von halb-verdeckten oder geheimen Unterstützungsnetzen, die dadurch charakterisiert sind, dass sie für Außenstehende unsichtbar oder zumindest undurchschaubar bleiben“*, schreibt Meike Heckt im Bezug auf ein Studie über afrikanische jugendliche Flüchtlinge (2003: 43). Die Geheimhaltung kann im fehlenden Vertrauen liegen und die Funktion des Schutz der Personen oder ihrer selbst sein Die Frauen betonen in den Interviews nur die jeweiligen Eigenschaften oder Funktionen, die diese Personen für sie haben.

Jedenfalls wird aber sichtbar, dass die Frauen in ein Netz von Beziehungen und Kontakten eingebunden sind, das ihr Betteln ermöglicht und unterstützt<sup>71</sup>, was hier noch mal zusammenfassend dargestellt wird, wobei nicht alle Personengruppe für jede Bettlerin (in der gleichen Weise) relevant ist:

- \* Befreundete Bettlerinnen mit gleicher Herkunft (gegenseitige Unterstützung, Rückhalt, von- und miteinander Lernen, gemeinsam wohnen...)
- \* Bekannte Bettlerinnen mit gleicher Herkunft (Plätze zeigen, gegenseitig die Probleme erzählen, über Polizei austauschen...)
- \* Andere BettlerInnen (Bettelpraktiken abschauen, Plätze gezeigt bekommen...)
- \* VermittlerInnen (InitiatorInnen der Entscheidung, Geld borgen, Bettelpraktiken gelehrt bekommen...)
- \* Vermieterinnen (stellen gegen Geld Wohnmöglichkeit zu Verfügung, sind auch “LehrerInnen”, Kinderbetreuung...)
- \* Informelle ArbeitgeberInnen (Menschen, die die Frauen gegen Wohnung betreuen oder bei denen sie putzen)
- \* Landsleute (finanzielle Unterstützung, sprachliche Hilfe...)
- \* Familienmitglieder im Herkunftsland (Kinderbetreuerinnen, sozialer Rückhalt...)
- \* Familienmitglieder in Österreich (KooperationspartnerInnen beim Betteln, Kinderbetreuung und Hausarbeit, Rückhalt...)
- \* Hilfseinrichtungen (gratis Essen, billige Kleidung...)
- \* GeberInnen (geben Geld/ Naturalien, zeigen Verständnis für die Probleme der Frauen...)

---

<sup>71</sup> Dass manche Personen aus Sicht der Frauen auch eine ambivalente Rolle spielen, wurde bereits erläutert.

## 17. Konsequenzen: Umstiegsmöglichkeiten

Unter Konsequenzen fassen Strauss und Corbin die Ergebnisse oder Resultate von Handlungen und Interaktionen. Die Konsequenzen einer Handlung oder Interaktion zu einem Zeitpunkt können Teil der Bedingungen zu einem späteren Zeitpunkt sein (vgl. 1996: 75,85). In diesem Sinne wurde auf direkte Konsequenzen von Handlungen und Interaktionen in der täglichen Bettelpraxis in den vergangenen Abschnitten schon eingegangen.

Welche Konsequenzen ergeben sich allgemeiner aus dem Betteln und dem damit verbundenen Wissens- und Kompetenzerwerb für die Frauen?

Laura scheint sich sehr klar über die Vorteile und Nachteile des Bettelns. Sie bettelt, weil die staatliche Unterstützung die sie für die Kinder bekommt nicht zum Leben ausreicht.

*I: Wofür sammelt ihr, nur für die Kinder oder wollt ihr auch ein Haus bauen?*

*L: Nein, ein Haus haben wir zu Hause. Jetzt sind meine Schwägerin und die ihren von dort weg gegangen zu wohnen [...] Dort haben sie jetzt 2 leere Zimmer und die Küche. Jetzt wollen wir das einrichten.“ (L2)*

Auf Nachfrage gibt sie also an, dass sie und ihr Mann ihre Zimmer einrichten wollen, es bleibt aber unklar, ob das Betteln dafür Geld abwirft. Dana scheint eine zumindest bescheidene materielle Verbesserung mit dem erbettelten Geld zu gelingen. Sie betont etwa, jetzt eine Waschmaschine zu haben oder Strom und Fließwasser im Badezimmer. Sie ist vor allem darauf bedacht, dass es ihren Kindern besser geht und legt für diese auch Geld an:

*„Zu Hause bekomme ich 5000 Kronen, das ist hier 150 Euro, na, und damit bezahle ich den Strom mit 2000 Kronen, dann zahle ich noch für das Wasser die Rechnung, jetzt haben wir das ja auch im Badezimmer und dann gibt es noch die Ausgaben für die Versicherungsschecks, wenn sie die 18 Jahre erreichen, dass sie schon etwas herausbekommen. Jede Mutter will das Beste für ihre Kinder und wenn ich auch leide, dann leide ich dafür, dass meine Kinder etwas im Mund haben ..und für das Kleine Windeln, Cremes, Duschgel, du weißt ja, was ein Baby brauch.... vielerlei... Apfel, Obst, alles... und jetzt geht das Größere in die Schule und ist dann auch so ‚Mama, mir gefällt dieses und jenes‘.*

*I: Sicher.*

*D: Das fällt mir dann auch schwer, wenn andere Kinder alles haben und das arme es nicht hat.“ (Da2)*

*„Dann habe ich doch jede Woche 100, 150 Euro, [...] Davon kann ich mir schon einiges erlauben, ich kaufe den Kindern schon einiges. (Da7)*

Bei Ana bleiben die Realität des Bettelns weit hinter den Erwartungen zurück, sie sieht darin keine Zukunft und möchte wieder zurück. Helena kann aufgrund der wenigen Erfahrung die Konsequenzen noch nicht absehen.

Bei Sina und Mara bleibt unklar, wie sehr sich das Betteln finanziell für sie rentiert. Mara gibt bei einem der kurzen Treffen ohne Dolmetscherin im Juni 2007 an, dass die Operation ihres älteren Sohnes in Rumänien erfolgreich durchgeführt wurde. Ob ihr das mit Hilfe des erbettelten Geldes gelungen ist, konnte ich nicht herausfinden.

Dana, Laura, Sina und Mara betteln über einen längeren Zeitraum hinweg (bis zu drei Jahren) und kommen wiederholt nach Österreich. Das Betteln muss sich also für sie im Vergleich zu den anderen Optionen, die ihnen möglich erscheinen, finanziell „rentieren“.

Der Einsatz dafür ist aber hoch, die Frauen leiden unter den körperlichen und psychischen Konsequenzen:

*„I: Und weißt du, ob du das weiter machen wirst (das Betteln)?*

*D: Das kann man nicht lange machen, dabei gehst du kaputt, vor allem im Winter, dabei geht man kaputt.“ (Da7)*

*„I: Sie fragt Sie ob Sie den Eindruck haben dass in diesen neun Monaten hier... Ob Sie sich, ob sich bei Ihnen etwas geändert hätte, ob/... Ob Sie stärker geworden sind oder mehr/*

*M: Ich kann ihr sagen, dass in diesen [...] neun Monaten, bin ich, also bin ich sehr abgenützt worden. [...]Also, nichts hat sich geändert, auch wenn mir eigentlich alles schwerer fällt [...]*

*I: Aber dieses... dieses Leiden in Ihrer Seele hat/... hat es sich jetzt entwickelt oder war es schon vorher da?*

*M: Also, ich habe mehr Erfahrungen gesammelt/*

*I: Früher war es mehr/*

*M: Es ist mehr geworden! Es ist noch größer geworden. Das Leiden ist/... ist/...ist noch mehr gewachsen.“ (Mb30f.)*

Sina beschreibt das ähnlich, sie gibt aber gleichzeitig auch die Stärke an, die sie durch das Leiden gewonnen hat. Sie betont die Erfahrung, dass ihre Familie nicht ausreichend für sie sorgen konnte und kann und sie früh Verantwortung übernehmen musste. Die Erfahrung dieser Verantwortungsübernahme, ihr Beitrag dazu die Familie zu erhalten, gibt ihr auch das Gefühl von Stärke. Das Wissen, soviel Leid aushalten und bewältigen zu können, beschreibt auch Mara als eine Stärke.

Auf die Frage, was sie gut kann, antwortet sie:

*„Ich kann kochen, ich kann putzen, ich kann alles tun was ich will und ich würde gern/... Also,egal was man mir zu tun gibt, mache ich/... Also ich schrecke nicht zurück, weil ich es*

*nicht kann. [...] Also ich kann sagen dass ich schon alles durchgemacht habe und ich alles kann.*“(Mb31f.)

Auf die Stärke(n) der Frauen wurden bereits in vergangenen Abschnitten näher eingegangen. Das was als Überlebenskompetenz der Frauen konzipiert wurde, könnte hier unter dem Abschnitte Konsequenzen zugeordnet werden. Denn die Überlebenskompetenz ist auch ein Resultat des Handelns und der Interaktion während und rund um das Betteln. Ein gewisses Maß an Überlebenskunst sowie ein Habitus des (selbstbewussten) Leidens könnten aber auch als Bedingung für das Betteln in Österreich angesehen werden; eine Bedingung dafür, dass die Frauen den Weg nach Österreich schaffen. Anders formuliert: Es kann anhand dieser Studie nicht klar unterschieden werden, wann die Frauen Überlebenskompetenz erwerben; in wie weit sie diese schon mitbringen oder erst in Österreich erwerben. Die Daten weisen aber jedenfalls darauf hin, dass die Frauen während ihrer Tätigkeit lernen (müssen), wie im letzten Abschnitt gezeigt wurde.

Kann ihnen dieses Lernen beim Umstieg in andere Tätigkeitsbereiche helfen?

### ***17.1. Umstiegsmöglichkeiten – Wünsche, Chancen und Schwierigkeiten***

Alle Frauen sehen das Betteln nur als vorübergehend an. Sie suchen nach anderen Perspektiven. Welche Perspektiven zeigen sich in den Interviews bzw. welche legen die Forschungsergebnisse nahe? Im Folgenden sollen also mögliche Konsequenzen im Sinne von Umstiegsmöglichkeiten in andere Tätigkeitsbereiche aufgezeigt werden.

#### **Legale Lohnarbeit in Österreich oder im Herkunftsland**

Dana, Sina und Mara wünschen sich, Lohnarbeit in Österreich oder in ihrem Herkunftsland zu finden. Sie haben auch Versuche unternommen, in Österreich zu Arbeit zu kommen, sind aber gescheitert, weil sie keine Papiere haben (und auch keine Ausbildungen in Berufen mit Arbeitskräftemangel in Österreich). Als Slowakinnen bzw. Rumäninnen sind sie zwar EU-Bürgerinnen haben aber noch keinen uneingeschränkten Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt. Dies wird sich bis spätestens 2011 ändern, weil bis dahin die Übergangsregelungen, die Österreich für die neuen EU-Mitglieder etabliert hat, auslaufen. Ihre Situation in Österreich wird sich dann bzgl. Lohnarbeitmöglichkeit rechtlich verbessern. Bis dahin ist es aber noch eine lange Zeit. Es wird zudem schwierig für sie bleiben, einen Job zu finden. Die Konkurrenz auch bei schlecht bezahlten Jobs ohne bestimmte Ausbildungsanforderungen ist groß. Den Frauen fehlt neben der Ausbildung (und einem Schulabschluss) auch Lohnarbeitserfahrung. Betreuungspflichten, die mögliche Diskriminierung als Mutter bzw. aufgrund ihrer ethnischen Herkunft (Romnia) und ihres Alters (bei Mara) können die Jobsuche erschweren.

Sina gibt an, dass sie sich gleich bei ihrer Rückkehr in Rumänien nach einem Job suchen wird: „Was ich finden werde, das werde ich machen. Wenn ich Arbeit bei jemand, bei Frauen, bei Männern, Feldarbeit, alles werde ich machen, weil ich Geld verdienen möchte..., das werde ich machen wenn ich zu Hause ankomme.“ (Sb4) Laut Information von Mara hat Sina in der Zwischenzeit ein Kind geboren.

Dana wünscht sich einen ausreichend bezahlten Job in der Slowakei. Sie nimmt an, dass sie dafür zumindest einen dreimonatigen Kurs machen müsste.

### **Informeller Sektor**

Wenn der Einstieg in den formellen Sektor nicht gelingt, bleibt das breite aber ungesicherte Feld des informellen Sektors. Teilweise kombinieren die Frauen ihr Betteln bereits mit anderen informellen Tätigkeiten wie Straßenzeitungen verkaufen (Ana, Mara), einem kranken Mann den Haushalt führen (Sina und ihre Mutter) oder Putzarbeiten (Helena). Die Aktivitäten wären mit etwas Glück und den richtigen Kontakten noch ausbaubar. Die Tätigkeiten im informellen Sektor können die Lebenssituation aber wahrscheinlich nicht nachhaltig verbessern und keine Sicherheit bieten.

### **Nischen**

Abgrenzen vom informellen Sektor möchte ich so genannte Nischen, die es sowohl innerhalb des formellen wie auch des informellen Sektors geben kann. Nische können etwa Sozialprojekte oder Selbsthilfeprojekte sein, in denen die Frauen Arbeits- und/ oder Bildungsmöglichkeiten finden können.

Ein Projekt, das speziell für ehemalige Bettlerinnen eines slowakischen Dorfes konzipiert wurde möchte ich im Folgenden vorstellen: Das Nudelprojekt der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg (VinziPasta) in Hostice läuft seit Ostern 2007 und beschäftigt vierzehn Frauen, die früher in Graz gebettelt haben. Das Projekt wirkt gut auf die Rahmenbedingungen der Frauen zugeschnitten. Es knüpft bei einer Fähigkeit an, die die Frauen in besitzen: Der händischen Produktion von Nudeln. Räume und Materialien werden zu Verfügung gestellt. Die Arbeitsstätte befindet sich in dem Dorf, in dem die Frauen leben. Die Frauen werden pro Nudelpackung bezahlt und arbeiten nach freier Zeiteinteilung. Sie können selbst entscheiden wie viel sie arbeiten möchten. Das erleichtert es, die Nudelproduktion mit anderen Aufgaben zu vereinbaren. Das Nudelprojekt bietet also gewisse Vorteile, die auch das Betteln hat: keine formale Bildung nötig, keine Investition nötig (finanzielle oder in Ausbildung), selbständiges Arbeiten, Flexibilität bei Ausmaß und Arbeitszeit. Zudem hat das Nudelprojekt den Vorteil, dass die Frauen in der Nähe ihres sozialen Herkunftsumfeldes bleiben können, nicht im Freien arbeiten müssen und keiner erniedrigenden Behandlung ausgesetzt sind. Die Nudelproduktion

wird als Arbeit eingeschätzt, bietet also mehr Anerkennung, sowie ein gewisses Maß an Sicherheit und Stabilität bzgl. des Einkommens.

Das Projekt wurde von Menschen aus Österreich initiiert, um einer diskriminierten Bevölkerungsgruppe eine Arbeitsmöglichkeit zu bieten. Es baut auf einen Wert, der in Österreich an Bedeutung zunimmt: qualitätsvolle fair produzierte Lebensmittel. Die von Hand produzierten Nudeln können preislich nicht mit Massenprodukten mithalten. Das Projekt baut darauf, dass die Nudeln nach Österreich zum Verkauf gebracht werden. In Österreich findet sich KäuferInnen, die aus Wertschätzung der händischen Produktion bzw. zur Unterstützung der Roma-Frauen diese Nudeln zu einem höheren Preis als üblich zu kaufen bereit sind (und es sich auch leisten können). In der Slowakei würde diese Nudel schon deshalb niemand kaufen, weil sie von Roma produziert wurden (vgl. Gespräch mit Sonja Klein, Leiterin von VinziSchutz, 20.06.2007; Krebs 2007: 3f.).

### **Andere Perspektiven**

Helena und ihr Mann hoffen auf die Unterstützung von reichen Verwandten, sie sind auch nicht zum Betteln nach Österreich gekommen. Ana gibt als einzige an, einen Job gehabt zu haben, sie kann aber aufgrund ihrer körperlichen Verfassung nicht mehr lohnarbeiten. Sie gibt keine konkrete Perspektive an, spricht nur davon wieder nach Hause zu wollen, weg von hier zurück zu ihren Kindern, die ihr Rückhalt sind.

### **Umstiegsmöglichkeiten aufgrund der erworbenen Kompetenzen**

Nachdem befragt, was sie gut können, geben die Frauen vor allem Fertigkeiten und Fähigkeiten an, die sie durch ihre geschlechtsspezifische Sozialisation und ihre Arbeit als Mutter und Hausfrau erworben haben. Nach Jobperspektiven gefragt, geben sich Tätigkeiten an, für die diese Fähigkeiten notwendig sind, wie etwa Putzen.

Mara und Sina betonen auch, dass sie (fast) jede Arbeit machen würden, die sie angeboten bekommen. Dana ist sich dessen bewusst, dass sie nicht jede Arbeit mit ihren Ansprüchen (genug Geld, Möglichkeit am Wochenende ihre Kinder zu sehen) vereinbar wäre.

Die Frauen haben während des Bettelns ihre Kompetenzen erweitert bzw. neue erworben. Für welche anderen Arbeiten können diese Kompetenzen hilfreich sein?

*I: Was glaubst du? Was würde dir gut liegen, wenn du arbeiten würdest? Was wäre das, was du dir vorstellen könntest, was du machen könntest und auch gern tun würdest?*

*D: Hm, in Geschäften würde ich auch gerne arbeiten.*

*I: Als Verkäuferin?*

*D: Als Verkäuferin, oder auch als Putzfrau .. naja so Geschäfte oder so wie „Anker“ oder so/ verstehst du?*

*I: Mhm.*

*D: .. Ja das könnte ich mir schon vorstellen. .. Dazu hätte ich schon Lust, das wäre schon besser als hier draußen zu sein .. in der großen Welt [...] So zu Hause .. könnte ich arbeiten als Geschäftsfrau oder/ Ich habe eh schon öfter darüber nachgedacht .. aber es würde sehr viel kosten, ich müsste eine dreimonatige Schulung machen und ich bräuchte Papiere .. das kann ich mir nicht leisten.“ (Db4)*

Dana erkennt, dass im Verkaufen eine ihrer Stärken liegen könnte. Ein Vergleich zeigt, dass die Tätigkeit des Verkaufens einige Ähnlichkeiten mit dem Betteln aufweist.

Verkaufen und Betteln sind Handlungen, bei denen präsentiert wird. Durch erfolgreiche Präsentation sollen Produkte an die Frau oder den Mann gebracht werden – und zwar gegen Geld. Die KundInnen/ PassantInnen sollen aufmerksam gemacht, Interesse bzw. Betroffenheit geweckt werden. Die Personen soll bei ihrer Entscheidung für ein Produkt/ eine Spende unterstützt werden. Beim Betteln fehlt ein Produkt im materiellen Sinn. Was die Frauen anbieten ist ihre Geschichte, ihre Bedürftigkeit. Sie ermöglichen den PassantInnen also einerseits die Erfahrung, dass es noch jemanden „unter ihnen“ gibt, jemandem dem es noch schlechter geht; andererseits können die PassantInnen ihren Beitrag zur Linderung dieses Leidens leisten, sie können eine gute, eine edle Tat tun, die ihnen das Gefühl geben kann, geholfen zu haben, großzügig zu sein. Manchmal nimmt das Almosen vielleicht auch den Charakter von „sich freikaufen“ an, etwa von Schuldgefühlen oder davon sich mit Armut näher auseinandersetzen zu müssen.

Zum Präsentieren ist Selbstbewusstsein notwendig. Sowohl Verkaufen als auch Betteln setzen außerdem Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft voraus, wobei die Balance zwischen offensivem (werbendem) und zurückhaltendem (nicht aufdringlichem) Verhalten gewahrt bleiben muss. Gute Menschenkenntnis erleichtert das adäquate Eingehen auf den/ die KundIn, das respektvoll-distanziert und gleichzeitig persönlich sein sollte. Den KundInnen soll vermittelt werden, dass auf ihre speziellen Wünsche eingegangen wird ohne aber den Eindruck zu erwecken, es werde ihnen etwas aufgedrängt. Den KundInnen gegenüber ist Freundlichkeit und Höflichkeit oberstes Gebot, auch wenn diese sich aufregen oder ihrerseits unfreundlich sind. Diese Freundlichkeit muss einerseits zur Routine werden, es ist aber von Vorteil, wenn sie den Eindruck behält, dass sie persönlich an die jeweiligen KundInnen gerichtet ist.

Der direkte Verkauf würde sich als Arbeitsfeld für die Frauen also anbieten, etwa Straßenverkauf, Märkte, Hausieren, Einzelhandel, Produktwerbung (Vertreterin) oder ähnliches.

Neben dem Erwerb von Kompetenzen, die im Verkaufsbereich nützlich sein können, erwerben bzw. erweitern die Frauen auch bestimmte Selbst- und Sozialkompetenzen, wie etwa Frustrationstoleranz und Durchhaltevermögen, Anpassungsfähigkeit, Selbstvertrauen und Willenstärke, Eigeninitiative und Selbstständigkeit, Kommunikationsfähigkeit,

Menschenkenntnis und Risikobereitschaft, die in vielen Arbeitsfeldern hilfreich sein können, so sie die Möglichkeit bekommen, ihre Kompetenzen unter Beweis zu stellen.

Die Wahrscheinlichkeit legale Lohnarbeit zu finden, schätze ich bei den Frauen als unterschiedlich hoch ein. Dana räume ich die besten Chancen ein. Dies liegt an ihrem Alter, ihrem Schulabschluss und ihrer guten körperlichen Verfassung. Diese Voraussetzungen hat aber auch Laura und mit Abstrichen (kein Schulabschluss) Sina. Was Dana von den anderen beiden unterscheidet, ist erstens ihre Ambitionen den materiellen/ sozialen Aufstieg ihrer Kinder zu schaffen. Sie hat diesbezüglich weit höhere Ansprüche als die anderen. Zweitens hat sie ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Sie ist sie jene der Frauen, die auf mich mehr selbstbewusst als leidvoll wirkt, obwohl auch sie viel vom Leiden spricht. Sie ist die einzige, die von Gefühlen der Wut gegenüber PassantInnen und der Polizei spricht, wenn sie herabwürdigend behandelt wird. Drittens ist sie unter den Frauen die, die den stärksten Lernwillen zeigt oder anders formuliert, die am bewusstesten zu lernen scheint und sich ihr Lernen absichtsvoll organisiert. Dieser Lernwille kann aus Sicht von legitimer peripherer Teilnahme auch als Motivation mit dem Ziel angesehen werden, Teilnehmerin einer anderen Praxisgemeinschaft zu werden. Ein Hinweis deutet darauf, dass Dana gleichwertig an der Praxisgemeinschaft der Eltern von Schulkinder partizipieren will bzw. ihrem Kind eine volle Teilnahme an der Praxisgemeinschaft der Schulkinder/ der Gleichaltrigen ermöglichen will. Die Voraussetzungen dafür versucht sie durch materielle Verbesserungen zu schaffen.

Lernbereitschaft und -fähigkeit ist neben anderen Faktoren wie Alter, körperlicher und psychischer Verfassung, (Aus)Bildung und Lohnarbeitserfahrung entscheidend für den Umstieg.

### **Schlussfolgerungen**

In Anbetracht der vorangegangenen Analyse der Möglichkeiten scheint die Situation für die meisten der Frauen nicht sehr hoffnungsvoll – besonders aus der Position von „Strategie“ heraus gedacht. Die Frauen aber sind – nach dem Verständnis von Certeau – Taktikerinnen:

*„Taktik ist das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie muß mit dem Terrain fertigwerden, das ihr so vorgegeben wird, wie es das Gesetz einer fremden Gewalt organisiert. Sie ist nicht in der Lage, sich bei sich selbst aufzuhalten, also auf Distanz, in einer Rückposition, wo sie Vorausschau üben und sich sammeln kann: sie ist eine Bewegung `innerhalb des Sichtfeldes des Feindes´, wie von Bülow sagt [...] Sie hat also nicht die Möglichkeit, sich einen Gesamtüberblick zu verschaffen und den Gegner in einem abgetrennten, überschaubaren und objektivierbaren Raum zu erfassen. Sie macht einen Schritt nach dem anderen. Sie profitiert von ‚Gelegenheiten‘ und ist von ihnen abhängig; sie hat keine Basis, wo sie ihre Gewinne lagern, etwas Eigenes vermehren und Ergebnisse vorhersehen könnte. Was sie gewinnt, kann nicht gehortet werden. Dieser Nicht-Ort*

*ermöglicht ihr zweifellos Mobilität – aber immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen -, um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen. Sie muss wachsam die Lücken nutzen, die sich in besonderen Situationen der Überwachung durch die Macht der Eigentümer auftun.“ (1988: 89)*

Würden die Bettlerinnen Strategien entwickeln wollen, sie hätten kaum Chancen. Doch sie finden Wege, auch wenn sich keine berechnen lassen, sie müssen Spielerinnen sein, Jongleurinnen, und lernen es zu werden, weil sie es sein müssen. Sie bleiben handlungsfähig trotz Ausweglosigkeit – zum Preis einer hohen physischen und psychischen Belastung.

## **17.2. Bildungsangebote als Chance?**

Fehlende (Aus)Bildung ist einer der Gründe, warum die Frauen mit permanenter Überlebensunsicherheit konfrontiert sind. Ist (Aus)Bildung ein Ausweg aus ihrer schwierigen Lebenssituation?

Es sei hier nochmals festgehalten, dass die zentrale Ursache für ihre schwierige Lebenssituation in sozialer Ausschließung liegt. Die Prozesse der Ausschließung sind vielfältig und komplex und konnten in dieser Arbeit nicht genau analysiert werden. Einflussreiche Faktoren, die zur Benachteiligung führen sind soziale Herkunft (Schicht), Geschlecht, ethnische Zuschreibung, Mutterschaft.

Jede Bildung, sei es formale oder non-formale, schulische oder außerschulische Bildung, steht dabei vor dem Dilemma, daß sie zwar notwendige Grundvoraussetzung für jegliche gesellschaftspolitische und sozioökonomische Entwicklung ist, jedoch ohne die notwendigen *„Veränderungen der Rahmenbedingungen allein nicht genug ausrichten kann. Für die Verbesserung der Lebensverhältnisse aller Menschen – im Sinne wie es z.B. von sozialen Bewegungen und zivilgesellschaftlichen Gruppen artikuliert wird – können Bildung und Erziehung dennoch wichtige Beiträge liefern, indem sie Menschen befähigen, sich ihrer Lebensverhältnisse zu ermächtigen (sog. ‚Empowerment‘) und für ein würdiges Leben zu streiten, das mehr als nur ein Überleben ist.“* (Overwien u.a. 1999: 13)

Die Frauen würden von (Aus)Bildung mit großer Wahrscheinlichkeit profitieren, so ihnen die Teilnahme an solcher von den Rahmenbedingungen her möglich ist (siehe dazu auch *„Schlussfolgerungen für eine (Aus)Bildungspraxis mit der Zielgruppe“*). Sie zeigen jedenfalls Lernbereitschaft. Die Frauen würden auch davon profitieren, wenn sie ihre informell erworbenen Kompetenzen durch die Erstellung eines Kompetenzprofils vorweisen könnten. Die Methode der Erfassung ihrer Kompetenzen müsste aber auf sie abgestimmt sein. Das Bewusstsein dafür, dass Kompetenzmessverfahren an die jeweiligen Zielgruppen angepasst sein müssen, scheint aber zu steigen, zumindest finden sich Hinweise dafür in der Dokumentation des erwähnten Workshops zur Kompetenzorientierung (Holzer 2007).

## 18. Zusammenfassung der Forschungsergebnisse

Die interviewten und beobachteten Frauen kommen aus dem Ausland zum Betteln nach Österreich und praktizieren damit eine Form von Pendelmigration. Was sie zu dieser Entscheidung bewegt, ist ihre Armut, sowie die durch Mundpropaganda weiterverbreitete Hoffnung, in Österreich durch Betteln oder andere Arbeit zu Geld zu kommen. Der Grund für ihre Armut, oder anders formuliert ihre Überlebensunsicherheit, liegt in Prozessen sozialer Ausschließung, also in sozialer Ungleichheit und ihrer Reproduktion. Die sozialen Ausschließungsprozesse werden durch politische und wirtschaftliche Entwicklungen verschärft, gleichzeitig entstehen durch diese Prozesse auch ungeplante und – aus Sicht politischer Entscheidungsgremien – vermutlich unerwünschte Nebenwirkungen, die als Möglichkeiten von Marginalisierten wie den Pendelbettlerinnen genützt werden. Die bettelnden Frauen bewegen sich in einem transnationalen informellen öffentlichen Raum, einem Restraum, der sich als Nebenwirkung aus den EU-Beitritten ihrer Herkunftsländer, dem Wohlstandgefälle und der freien Zugänglichkeit des öffentlichen Raumes ergibt. Die Frauen sind in diesem Raum immer nur temporär Geduldete und haben mit unterschiedlichen erschwerenden Bedingungen zu kämpfen (Belästigung, Herabwürdigung, Strafen, Witterung usw.). Überlebensunsicherheit und soziale Ausschließung setzen sich also in Österreich fort und ist eine Rahmenbedingung ihrer Arbeits- und Lernprozesse.

Das Handeln der Frauen ist vor allem gerichtet auf Grundversorgung, den eigenen Schutz und auf die Entwicklung kurz- bzw. mittelfristiger Perspektiven zur Verbesserung ihrer Lage.

Die Erläuterung des Kontextes sowie der ursächlichen und intervenierenden Bedingungen bietet die Voraussetzung für die Kompetenzanalyse, wenn Kompetenzen als sozio-kontextuell orientiert verstanden werden.

Wissen, Kompetenzen und deren Aneignungsprozesse wurden anhand von drei Perspektiven durchgeführt: Die Analyse der Bettelpraktiken der Frauen gibt einen Überblick über das notwendige Berufswissen sowie auch notwendige Fertigkeiten, Fähigkeiten und Einstellungen der Frauen für „erfolgreiches“ Betteln. Zentral dabei sind Sprachkenntnisse, Orientierungsfähigkeit in Wien, geeignete Ortswahl sowie die Fähigkeit ihr Anliegen glaubwürdige und eindringlich zu vermitteln. Der Erfolg der Bettlerinnen bemisst sich nicht nur daran, wie viel Geld sie erbetteln, sondern wie viel ihnen nach Abzug der Lebenserhaltungskosten in Österreich noch bleibt. Für den Erfolg sind nicht nur ihre Kompetenzen maßgeblich, sondern auch ihre körperliche und psychische Verfassung, die aktuellen Rahmenbedingungen vor Ort im öffentlichen Raum, ihr soziales Netz sowie die Kosten für ihre Lebenserhaltung in Österreich.

Die zweite Perspektive konzentriert sich auf die Frage, was das Spezifische an der Kompetenz ist, die die Frauen zeigen. Unter den gegebenen Lebens-, Arbeits- und Lernbedingungen entwickeln die Frauen eine Kompetenz, die unter dem Begriff Überlebenskompetenz konzipiert wird und durch bestimmte Aktionsmodi geprägt ist. Einer davon ist etwa „ein Wir schaffen“: Die Frauen sehen Betteln eher als Frauenarbeit und beziehen sich – neben ihre Beziehungen zu bekannten anderen Bettlerinnen – auch auf eine imaginierte Gemeinschaft von Bettlerinnen.

Die Überlebenskompetenz weist alle Merkmale auf, die das unter „Positionen“ erarbeitete Kompetenzkonzept charakterisieren. Sie zeigt sich bei den Frauen in der Ausprägung eines Habitus´ des selbstbewussten Leidens. Sowohl die Bettelpraktiken als auch der Habitus der Frauen erweist sich als vergeschlechtlicht. Ihre Praktiken und ihr Handeln verweisen auf typisch weibliche Konnotationen; sie überschreiten aber auch geschlechtsspezifische Zuschreibungen.

In dritten Teil der Kompetenzanalyse rückt das Lernen der Frauen in den Blick. Ihr Lernen geschieht während und rund um ihre Arbeit und ist eher ein reaktives und ungeplantes, das aus gegebener Notwendigkeit heraus passiert. Zentral für die Lernprozesse sind die Beziehungen und Kontakte, die die Frauen pflegen. Neben den engen Beziehungen zu verwandten oder befreundeten Bettlerinnen pflegen die Frauen auch Kontakte zu Landleute, anderen Bettlerinnen und Vermieterinnen, die für ihr Lernen und die Lösung anstehender Probleme hilfreich sind.

Es zeigt sich, dass Frauen, die über kaum ökonomisches und institutionalisiertes kulturelles Kapital verfügen, das soziale Kapital (familiäre und ethnische Netzwerke) sowie das kulturelle Kapital, im Sinne von Moral und (religiösen) Einstellungen von zentraler Bedeutung sind. Die Frauen setzen auf ihre moralische Integrität, die eigene Unschuld an ihrer schwierigen Lage und die Legitimität ihres Anliegens. Über ihre verwandtschaftlichen Beziehungen hinaus haben die Bettlerinnen vor allem Kontakte zu Menschen, die ihre Sprache sprechen. Innerhalb der Verwandtschaft haben weibliche Verwandte eine besondere Bedeutung, etwas bei der Betreuung der Kindern. Auch die gebenden, hilfreichen und Mitgefühl zeigenden PassantInnen sind zu einem wesentlichen Teil Frauen. Mitgefühl, Solidarität und Hilfe unter Frauen sind als zentral für die Überlebenssicherung der Bettlerinnen.

Die Konsequenzen ihres Bettelns sind für einen Teil der Frauen eine Stabilisierung bzw. Verbesserungen der materiellen Lebensbedingungen. Der Preis ist für alle Frauen hoch und liegt vor allem in einer hohen physischen und psychischen Belastung, in der Gefahr von Demütigung, Übergriffen und Verhaftung.

Die Chancen zum Umstieg in andere Tätigkeitsfelder, wie legale Lohnarbeit, andere Tätigkeiten im informellen Sektor oder Arbeit in Nischen hängen von Alter, Herkunft, physischer und psychischer Verfassung, Vorhandensein eines Schulabschlusses, ihrem Beziehungsnetz, der Lernbereitschaft und -fähigkeit der Frauen sowie vom Zufall ab. Die Frauen erwerben und erweitern durch ihre Betteltätigkeit Selbst- und Sozialkompetenzen, besonders solche die im

Verkauf nützlich sein könnten. Da sie diese Kompetenzen nicht nachweisen können, wird es schwierig möglich sein, sie für den Umstieg in legale Lohnarbeit nutzbar zu machen.

Ein (Aus)Bildungsangebot, das im Bezug auf Rahmenbedingungen, Zugang, Inhalten und Methoden auf sie abgestimmt ist, könnte die Frauen unterstützen.

## **19. Reflexionen zum Forschungsprozess**

Die Forschung hatte für mich den Charakter eines Experiments, da ich weder Erfahrung mit Feldforschung und Grounded Theory hatte, noch mit der Zielgruppe oder mit gedolmetschten Interviews. Aus diesem Grund scheint es mir besonders wichtig, die Schwierigkeiten, Erfolge, Unsicherheiten und auftretenden Gefühle zu reflektieren, um daraus lernen zu können.

### ***19.1. Zu den Vorannahmen***

#### **Vertrauen und Vorurteile**

Wie bereits unter „Vorüberlegungen zur Forschung“ beschrieben, erwartete ich als ein Problem das fehlende Vertrauen der Frauen mir gegenüber. Gleichzeitig zeigen mir diese Vorannahmen, dass ich auch meinerseits den Frauen gegenüber misstrauisch war, da ich davon ausging, dass sie mich stark als potentielle Geberin behandeln und ihre Antworten darauf abstimmen würden. Diese Annahme beruhte erstens auf einem Vorurteil, zweitens auf Alltagserfahrungen noch lange vor der Forschung und drittens auf einem Gespräch aus der Voruntersuchung (siehe Abschnitt Bettelpraktiken, Vergleich Mara und Milena). Dieses unterschied sich aber wesentlich von den danach geführten: Einerseits hatte ich mich in diesem Gespräch nicht als Forscherin deklariert, andererseits war die Bettelpraktik der befragten Frau eine andere als die der interviewten Frauen in der Hauptuntersuchungsphase.

Ich wollte während der Interviews einerseits die Frauen nicht in Verlegenheit bringen, mir gewisse Dinge nicht sagen zu können oder wollen. Andererseits wollte ich mich nicht ständig fragen müssen, ob die Frauen nun die Wahrheit erzählten oder nicht. Ich ging zwar davon aus, dass sie aus sehr schwierigen und unsicheren Lebensverhältnissen kommen würden (sonst würden sie nicht betteln), aber ich stellte mir vor, dass sie ihre Erzählungen in Details an mich anpassen würden – nicht zuletzt deshalb, weil sie in mir eine potentielle Geberin sehen. Solche rhetorischen Taktiken fand ich zwar sowohl legitim als auch spannend als Informationsquelle für meinen Teil über Bettelpraktiken. Ich wollte aber der Gefahr „Geschichtl gedruckt zu bekommen“ ausweichen oder anders formuliert, ich wollte vermeiden, misstrauisch zu sein bzw. zu glauben, misstrauisch sein zu müssen.

Ich hatte meine Fragen also so angelegt, dass die Frauen vermutlich wenig Notwendigkeit hatten auf mich abgestimmte Geschichten zu erzählen, wobei es ja in einem Kommunikationsprozess in gewisse Weise immer der Fall ist, dass sich die Art und Weise des Sprechens nach dem Gegenüber richtet.

Ich wollte mich in den Interviews auf die Erfahrungen während des Bettelns in Österreich konzentrieren, also ein Thema, dass in der Kommunikation mit PassantInnen sonst vermuteter Weise keine zentrale Rolle spielt.

Während der Interviews hat sich die Vorannahme, stark als potentielle Geberin gesehen zu werden teilweise schon, teilweise gar nicht bestätigt.

Bei Ana, Helena und besonders Mara hatte ich schon dieses Gefühl, wenn auch nicht durchgehend, bei Dana, Laura und Sina hatte ich es gar nicht und auch die Transkripte bestätigen dies.

Vertrauensförderlich war sicher die Mitnahme meiner kleinen Tochter. Die Frauen bezogen sich auf die Gemeinsamkeit der Mutterschaft. Auch die Tatsache, dass Bori, die Dolmetscherin, und ich junge Frauen waren, war hilfreich. Zu dritt vermittelten wir sicher nicht das Bild von Zivilpolizistinnen oder sonstigen gefährlichen Personen. Wichtig für den Vertrauensaufbau war auch die Tatsache, dass Bori aus dem Herkunftsland der Frauen kam bzw. aus derselben sprachlichen Minderheit. Sie war Rumänin, wie die rumänisch sprechenden Frauen, und sie war Angehörige einer ungarisch sprechenden Minderheit in einem Land mit anderer Mehrheitssprache ebenso wie die Ungarisch sprechenden Frauen in der Slowakei. Die Frauen fragte Bori woher sie käme, wo sie wohnen würde und was ihr Verhältnis zu mir sei.

Bzgl. des gegenseitigen Vertrauens und des Interviewverlaufs zeigten sich auch spürbare Unterschiede zwischen dem ersten Interview und einem folgenden, wozu es bei drei Frauen kam. Beim zweiten Interview fiel es den Frauen viel leichter zu erzählen, sie schweiften weiter aus, stellten auch selbst Fragen und wirkten entspannter.

Der Vertrauensaufbau war ein wechselseitiger Prozess. Wie stark ich selbst über das bereits Geschriebene hinaus vorurteilsbeladen war ohne dass es mir bewusst war, zeigt eine Passage aus dem Forschungstagebuch, das ich während der Voruntersuchung führte. Diese Stelle reflektiert eine der ersten Kontaktaufnahme zu bettelnden Frauen.

*„Warum gehe ich mit einem unguuten Gefühl weg? Die Frau ist mir während der meisten Zeit verzweifelt und aufgelöst vorgekommen, am Schluss war sie gefasst und ich hat sofort das Bild von ‚berechnend‘. Ich denke beim Weggehen darüber nach wieviel Geld ich ihr gegeben bzw. für sie ausgegeben habe und stelle mir diese seltsame Frage, wie authentisch die Frau war. Gleichzeitig frage ich mich, in welchem Fall ich mir ‚beschissen‘, also ausgetrickst vorkommen würde. (Wenn was erlogen wäre? Wenn sie absichtlich geweint hätte?) Ich merke, wie ich all diese Vorurteile in mir habe, von den BettlerInnen die austricksen, die ‚spielen‘.*

*Aber was glaube ich denn? Dass diese Frau bettelt und zuhause tolle Kleidung hat? Sie versucht durch Betteln zu Geld zu kommen und wird dazu die Mittel verwenden, die ihr angemessen erscheinen. Warum ist es wichtig, wie „echt“ das ist, ob sie etwa wirklich gar keine andere Kleidung hat?*

*Ich wünsche mir eine Liste dabei zu haben von Adresse, wo es billige Kleidung gibt, eine warme Suppe usw. und nehme mir vor, so eine Liste anzufertigen.*

*Eine Szene habe ich noch vergessen aufzuschreiben: Als ich aus dem Spar komme, wo ich für die Frau etwas zu essen gekauft habe, taste ich in meiner Jacke nach meiner Geldtasche. Sie ist nicht da. Ich werde innerlich panisch: Sie ist mir gestohlen worden. Sofort bringe ich das mit der Frau in Verbindung. Jemand hat mir die Geldtasche gestohlen während ich mit ihr geredet habe oder hat sie selbst? Ich finde die Geldtasche gleich drauf im Rucksack und bin sehr erleichtert und beschämt.“ (24.03.06)*

## **Wahrheit und Muster**

Nun zurück zu der Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Aussagen.

Während der Interviews selbst empfand ich den Frauen gegenüber gar kein oder kaum Misstrauen bzgl. der Wahrheit ihrer Aussagen. Während der Interviews war ich aber mit den Frauen nicht alleine. Außer den Frauen, mir und einem ihrer und/ oder meiner Kinder war noch die Dolmetscherin anwesend, die eine eigenständige bedeutende Rolle spielte, wie weiter unten noch erläutert wird. Die Dolmetscherin machte mich während zwei oder drei Interviews auf Deutsch darauf aufmerksam, dass die Frauen ganz wirr sprechen würden bzw. dass ihre Aussagen widersprüchlich seien. Ich empfand das als unangenehm und gegen mein Forschungsverständnis.

Bei der Auswertung der Interviews fiel auf, dass sich die Aussagen von Mara, die ich zweimal interviewte und mit der ich noch einige kürzere Gespräche ohne Dolmetscherin führte, in einigen Punkten zu widersprechen schienen.

Dazu ein Beispiel:

Das erste Gespräch mit ihr begann mit einer Geschichte über ihren Mann:

*„Mein Mann hat einem Unfall gehabt, einen Unfall. Es war zum Silvestertag .Ich habe ihn um Senf geschickt, um Senf zu kaufen und einer mit dem Auto hat ihm das Bein gebrochen... ich habe auf ihn zu Hause gewartet und er war schon im Krankenhaus mit dem gebrochenen Bein... und so bin ich gezwungen worden hierher betteln zu kommen , weil meinem Mann nicht mehr arbeiten konnte! Wir hatten nicht mehr das Brot Geld gehabt“ (Ma1)*

*„I: Sind Sie alleine gekommen oder es ist noch jemand mit Ihnen?*

*M: Ich, meine Kindern, mein Mann und die Frau.*

*I: Also sind Sie mit Ihre ganze Familie gekommen?*

*M: Ja, ich, meine Kinder und meinen Mann. Er hat Probleme mit seinen Bein und kann nicht gut und nicht viel gehen, die Menschen geben ihm nicht.“ (Ma1)*

Als ich Mara etwa acht Monate später wieder traf und wir ein zweites Gespräch mit einer (anderen) Dolmetscherin führten, erzählte sie folgendes:

*„Als er [vermutlich der zweite Sohn] geboren wurde, und da ich so arm war... Mein Mann hat mich verlassen, als das Kind zwei Jahre alt war. Er war einen Trinker, die Kinder, dass wir nichts hatten, dass wir bei Mutter, die alt war, gewohnt haben hat ihn nicht interessiert. Er ist weggegangen und jetzt...“ (Mb10)*

Die beiden Geschichten passen nicht zusammen, wenn wir davon ausgehen, dass es sich um den selben Mann, nämlich den Vater ihrer Kinder handeln. Die Begründung für den Ausfall des Vaters ist also in den beiden Interviews eine andere: im ersten ist er verletzt, aber sogar mit in Österreich, im zweiten ist er Alkoholiker und hat sie und die Kinder verlassen.

Interessant ist, dass das Erklärungsmuster, aber das gleiche ist: Der Mann fällt aus und Mara muss aktiv werden, um sich und die Kinder zu erhalten.

Ähnlich das zweite Beispiel:

Die siebzehnjährige Sina erzählt auf die Frage hin, ob sie FreundInnen oder Verwandte hat, die in einer ähnlichen Situation sind wie sie:

*„Ja. Ich habe ein Mädchen mit einem Kind/ eigentlich hat sie zwei Kinder, sie kommt auch aus Rumänien und sie hat mir erzählt, dass sie euch auch getroffen hat. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie hat mir eure Aussehen beschrieben. Und sie ist wirklich sehr arm, sie hat die gleiche Situation wie ich, und deswegen ist sie auch hierher gekommen... Und ich habe noch zu Hause solche Freundinnen.“ (Sb6)*

Als wir zum vereinbarten Treffpunkt für das Picknick kommen, zu dem wir die Frauen zum Abschluss der Forschungswoche eingeladen haben, sind Sina und Mara (die Frau von der Sina vermutlich spricht) beide da und vermitteln die Vermutung, dass sie sich gut kennen. Ich habe kurz den Eindruck, dass sie Mutter und Tochter sein könnten, was sich aber nicht als richtig herausstellt, sie geben an, nur Freundinnen zu sein, wie Sina auch im Interview gesagt hat.

Als ich Mara acht Monate später wieder treffen, erzählt sie mir, dass Sina ein Baby auf die Welt gebracht hat. Als ich nachfrage, ob sie denn noch Kontakt zu ihr hat, sagt sie mir, dass Sina ihre Schwester ist, dass sie mit ihr gemeinsam gewohnt hat, dass sie für eine Weile einen ihrer Söhne in Rumänien bei ihr gelassen hat und ihr Geld schickt.

Auch bei diesem Beispiel scheinen sich die Aussagen zu widersprechen, die Gründe dafür sind unklar. Aber auch an diesem Beispiel zeigt sich, dass das Muster der Geschichten dasselbe ist. Egal ob die beiden Freundinnen oder Schwestern sind, sie fühlen sich zusammengehörig. Die Geschichte ist ein Beispiel für Kooperation, gegenseitige Hilfe und Stärkung unter Bettlerinnen.

Wenn also auch die einzelnen Fakten, die die Frauen erzählen, sich nicht immer decken, so scheinen doch die Muster ihrer Erzählungen und Erklärungen gleich zu bleiben. Wichtig für mich sind die Muster, nicht die Details der Erzählungen. Mit der Erkenntnis der gleich

bleibenden Muster kann die Verlässlichkeit der Forschungsergebnisse zusätzlich begründet werden.

### **Wahrheit und Forscherinnenverhalten**

Spätestens beim zweiten gedolmetschten Gespräch mit Mara, acht Monate nach dem ersten, wurde mir sehr klar bewusst, dass auch ich den Frauen gegenüber nicht völlig ehrlich und offen war. Ich selbst wendete auch rhetorische Strategien an, und blieb nicht immer bei der Wahrheit. Dazu ein Beispiel:

*„Auf dem Weg unterhalten wir uns in gemischter Sprache. Sie will wissen, ob die Dolmetscherin eine Freundin von mir ist. Beim ersten Mal bejahe ich, als sie noch mal fragt, sage ich nein, eine Bekannte. Das Wort versteht sie nicht. Ich scheue mich davor zu sagen, dass ich sie nur durch Übersetzens kenne, dass sie sozusagen für mich arbeitet. Ich scheue mich davor, weil ich ihr nicht sagen will, dass ich sie dafür bezahle. [...]*

*„Ich habe mir vorgenommen, dass ich Mara dieses Mal 20 Euro geben werde, mit der Dolmetscherin habe ich fürs Dolmetschen 40 Euro vereinbart. Ich bekomme deshalb ein schlechtes Gewissen, warum bekommt die Dolmetscherin mehr? Mara erzählt von Alex und der Operation die er Anfang Mai hat, davon dass sie übermorgen heimfahren möchte wegen der Operation, dass ihr noch Geld fehlt für die Fahrt, dass sie das Geld unbedingt braucht. Ich sage mehrmals, dass ich ihr 20 Euro geben werde. Sie sagt sie braucht noch 50 Euro fürs Ticket und bittet mich um 40 Euro. Ich sage 20. Sie schlägt vor, dass ich ihr heute 20 und morgen 20 Euro gebe. Ich habe die 40 Euro für Loretta in ein Papier gewickelt in der hinteren Hosentasche. Das habe ich so vorbereitet, damit ich es ihr möglichst unauffällig geben kann. Warum soll Mara das nicht wissen? [...]*

*Als wir nach dem Gespräch schon draußen sind und uns schon von der Dolmetscherin verabschiedet haben, sagt Mara zu mir ein bisschen triumphierend, dass diese keine Freundin ist, sondern wegen dem Deutsch da war. Ich fühle mich ein bisschen ertappt, sage: Ja, keine Freundin, sondern eine Bekannte. Bekannte, wiederholt sie.“ (Protokoll vom Treffen von Mara, 20.4.07)*

Mara hat also ihrerseits etwas, dass ich vor ihr eher verbergen wollte, aufgedeckt. Ich habe meine Antworten ihr gegenüber so gewählt, dass ich möglichst unangenehme Situation vermeide. Ähnlich handeln vermutlich die Frauen, die ihre Antworten auf mich abstimmen.

### **19.2. Lernerfahrungen**

Aus meinen Vorüberlegungen heraus, wollte ich die Frauen nicht zu Beginn des Interviews mit einem Kurzfragebogen über wichtige Daten konfrontieren, das schien mir kein vertrauensfördernder Anfang. Die Folge war, dass ich die relevanten biographischen Daten

nicht auf einmal abfragte, sondern an der Stelle, wo es im Interview passend schien bzw. zum Schluss. Es passiert dadurch, dass manche Interview beendet wurde, ohne dass ich alle diese Daten gefragt hatte bzw. dass ich darauf vergaß danach zu fragen.

Zudem zeigte sich im Nachhinein, dass ich mich durch meine Vorüberlegungen unnötig eingeschränkt hatte, um nur ja keinen für die Frauen und/ oder mich unangenehme Situation hervor zu rufen. Schon die Wahl der Fragen verweist auf diese Einschränkung. So fragte ich nur eine Interviewpartnerin, ob sie Romni wäre. Da die Interviews innerhalb eines Zeitraums von zehn Tagen geführt wurden, war zu wenig Zeit und Abstand, diesen Einschränkungen zu reflektieren und zu überwinden.

Bei der Forschung eingeschränkt hatte ich mich aber auch durch die Vorannahme, die Frauen würden das Wissen und die Kompetenzen, die sie für das Betteln brauchen würden, erst in Österreich erwerben. Dies mag für das Wien-spezifische Berufswissen auch zutreffen, nicht aber was die Kompetenzen betrifft. Mein verengter Blick ließ es nicht zu, die Fragen auch hinsichtlich der Annahme einer Kontinuität des Kompetenzerwerbs zu formulieren. So fragte ich die Frauen nicht einmal, ob sie bereits in ihrem Herkunftsland oder vielleicht bereits als Kinder mit ihren Eltern gebettelt haben oder auch nicht danach, wie es ihnen überhaupt gelungen war, nach Österreich zu kommen.

Die Wahrnehmung der Frauen als „auf sich gestellt“ auf der Straße, verengt den Blick bzgl. ihrer Lernprozesse und Kontakte zu anderen Frauen, die in den Interviews ebenfalls zu kurz kommen. Erst zum Ende des Arbeitsprozesses konnten diese Verengung noch geweitet werden und die Lernprozesse wurden unter dem Fokus von legitimer peripherer Teilnahme in den Blick genommen. Das Datenmaterial war aber für eine detaillierte Auswertung hierzu nicht umfangreich und geeignet genug.

Die Interviews liefen teilweise recht chaotisch und sprunghaft ab, was sich auch an den Transkripten ablesen lässt. Ein Hauptproblem war dabei das notwendige Dolmetschen. Es gelang mir nicht, diesbezüglich eine Ordnung einzuhalten und einzufordern. Die Frauen redeten, manchmal fragte die Dolmetscherin nach, dann übersetzte sie für mich zumeist zusammenfassend. Dann suchte ich nach der nächsten passenden Frage, was dann aber oft zu einem Sprung im Gesprächsverlauf führte. Da ich nicht alles eins zu eins übersetzt bekam, konnte ich nicht immer passend an das zuletzt Gesagte anknüpfen und konnte auch schwer an den wichtigen Stellen nachhaken. Manchmal übernahm das Nachfragen die Dolmetscherin, nicht immer aber in meinem Sinne. Viele spannende Aspekte wurden gar nicht nachgefragt.

Schwierig war es auch, den Frauen mein Anliegen, also das Thema meiner Arbeit, zu vermitteln, da ich eine bestimmte Sichtweise vertrat, die auch schon einige Vorannahmen beinhaltete, die für die Frauen nicht unproblematisch sind, etwa das heikle Spannungsfeld zwischen Professionalität und Authentizität.

Als ungünstig sehe ich an, dass wir nicht immer im Vorhinein den zeitlichen Rahmen der Interviews sowie die finanzielle Gegenleistung abklärten. Wir sagten den Frauen zwar, dass wir ihnen das Geld, das ihnen durch das Interview entgehen würde, ersetzen würden, vereinbarten aber nicht im Vorhinein eine Summe. Durch eine diesbezügliche Vereinbarung vor dem Interview hätten die Rollenvermischungen reduziert werden können und es wäre eine stärkere Gleichheit zwischen den Beteiligten hergestellt worden. Alle hätten gewusst unter welchen Bedingungen sie sich darauf einlassen bzw. hätten diese auch verhandeln können.<sup>72</sup> Zu dieser Erkenntnis kam ich leider erst beim letzten Interview. Die Passage, wo wir übers Geld verhandeln wurde oben schon zitiert. Im Gedächtnisprotokoll heißt es weiter:

*„Ich seufze und ziehe das Papier mit dem Geld für die Dolmetscherin aus der Hosentasche und gebe es Mara. [...] Sie bedankt sich, öffnet das Papier nicht, steckt es nur ein.*

*Ab diesem Zeitpunkt ist das Thema Geld für uns beide erledigt. [...]*

*Mara redet diesmal viel mehr, sie braucht gar nicht soviel Anregung, sondern spricht drauflos. [...] Ich bin entspannt, weil die Geldfrage geklärt ist und ein gutes Gespräch ohne die Weinerlichkeit möglich ist.*

*Das Gespräch dauert mehr als eine Stunde. [...]*

*Etwa 20 min nach fünf sagt Mara mit einer Handbewegung zur Uhr, dass sie jetzt dann gehen müssen, wir sollen es ihr nicht übel nehmen, aber sie müsse noch Geld machen, damit sie dann heimfahren könne. Ich ärgere mich über mich selber, dass ich so unprofessionell war, mit ihr keine Zeit für das Gespräch zu vereinbaren (mit der Dolmetscherin schon), bin froh, dass sie ihre Grenzen zeigt. Auch jetzt kommt keine Frage mehr nach Geld. Ich sage ihr, dass ich sie noch zurück begleite.“ (Postskript vom 20.04.07)*

## **Zur Rolle und Position der Dolmetscherin und der Übersetzerinnen**

Im Folgenden soll auf die Rolle Dolmetscherin eingegangen werden. Eine professionelle Dolmetscherin konnte ich mir aufgrund der begrenzten finanziellen Möglichkeiten nicht leisten. Ich hatte das Glück, über eine WG-Kollegin Bori vermittelt zu bekommen. Die beiden kannte sich über das Ladyfest<sup>73</sup> in Rumänien. Dies sein hier erwähnt, weil das Zustandekommen des Kontakts über feministische Kreise mich annehmen ließ, dass ich auf ein gemeinsames Verständnis bauen könnte. Bori ist Angehörige einer ungarischen Minderheit in Rumänien, weiters spricht sie perfekt Englisch und gutes Deutsch.

Sie kam für die Forschung für 10 Tage nach Wien, wofür ich sie pauschal bezahlte. Wir verstanden und auf Anhieb sehr gut. Ich hatte ihr zu Beginn unserer gemeinsamen

---

<sup>72</sup> Eine Frau, Helena, verhandelte im Vorhinein von sich aus mit mir über die finanzielle Gegenleistung.

<sup>73</sup> Ladyfeste sind nicht-kommerzielle mehrtägige Feste mit feministischer/ queerer Thematik und unterschiedlichsten Veranstaltungen (Performances, Workshops, Konzerte...), inspiriert von DIY-Ansätzen („do it yourself“). Das letzte Ladyfest in Wien fand im Mai 2007 statt: <http://ladyfestwien.org> (21.01.2008)

Forschungszeit meinen Zugang erklärt, meinen Leitfaden mit ihr besprochen. Wir waren beide nicht erfahren mit gedolmetschten Interviewsituationen.

Während der Interview machte mich Bori, wie erwähnt, mehrmals auf Widersprüche in den Aussagen der Frauen aufmerksam. Sie fragte auch selber nach und ich merkte erst nach einer Zeit, dass ihre Fragen sich anfangs sehr auf Fakten bezogen und in einen Richtung gingen, die nicht der meinen entsprach, ich wollte ja unbedingt eine vertrauensvolle Atmosphäre aufbauen und den Frauen nicht das Gefühl geben, sie würden ausgefragt. Die Frauen gaben auf Boris Nachfragen ebenso Antwort wie auf alle anderen Fragen.

In Gesprächen zwischendurch kamen Bori und ich dahinter, dass ihre Einstellung den Bettlerinnen gegenüber viel negativer und misstrauischer war als meine (wobei dass auch damit zu tun hat, dass ich mich schon damit auseinander gesetzt hatte). Zudem war sie in Rumänien viel stärker mit Bettelnden konfrontiert als ich hier in Wien.

Bei der ersten Frau, einer Rumänin in Wien, die Interviews für mich übersetzt traf ich auf einen ähnlichen Zugang den Frauen gegenüber. In drastischen Worten drückte es dann die zweite rumänisch Übersetzerin aus<sup>74</sup>:

*„Ich erkläre ihr, dass ich Bildungswissenschaften studiere und Interviews mit Bettlerinnen geführt habe. Sie stößt einen langen, ablehnenden „Ah“-Laut aus. Und sagt dann, die stören sie so.*

*Im Gespräch, das wir daraufhin führen, sagt sich unter anderem:*

*Dass das meistens Zigeuner sind, dass sie die gar nicht als richtige Rumänen sieht, weil sie ja Nomaden sind. Die sollten nur Roma sein keine Rumänen, sie wollen ja auch keine Rumänen sein. Es stimme schon, dass die Roma es schwer gehabt hätten, als Bedienstete im vorigen Jahrhundert und dass sie kein Land hatten erwerben dürfen.*

*Es nervt sie, dass die BettlerInnen das Image von Rumänien schlecht machen, sie wird immer nur mit dem Bild von „Kindern und BettlerInnen“ konfrontiert, dass sei so mühsam.*

*Rumänien hätte sich auch nicht sehr um das Image bemüht, erst jetzt seit es in der EU ist.“*

(Gedächtnisprotokoll 05.06.07)

Die erwähnten Dolmetscherinnen/ Übersetzerinnen waren selbstbewusste, kluge, erfolgreiche Frauen aus Rumänien, sie sprachen mehrere Sprachen sehr gut, und waren im Studium bzw. im Beruf erfolgreich.

Die Bettlerinnen verkörperten genau das Gegenteil, waren aber gleichzeitig ihre Landsfrauen. Sie vermittelten also ein sehr anderes, öffentlich stark präsent Bild von Rumänien in

---

<sup>74</sup> Die dritte rumänischsprachige Übersetzerin sowie die ungarischsprachige drücken keine derartigen Einstellungen aus.

Österreich, sie schienen die Vorurteil über Rumänien zu bestätigen, mit dem die Übersetzerinnen offen oder latent konfrontiert wurden und das sie ablehnten.

Die Dolmetscherinnen/ Übersetzerinnen hatten also sprachliche eine Vermittlerinnenrolle. Bis zu einem gewissen Grad bekam aber auch ich die Rolle der Vermittlerin zwischen den Bettlerinnen und den aus Rumänien kommenden Übersetzerinnen, die durch mich auf eine andere Art als üblich mit den Bettlerinnen konfrontiert waren.

Wolfgang Pucher in Graz scheint ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben: „*Meine slowakische Dolmetscherin, die anfangs nicht ganz vorurteilslos mitgekommen war, sagt [nach den Erzählungen des Bettlers]: ‚Mein Gott, bin ich ein Glückspilz.‘*“ (Pucher 1997: 8)

## **20. Schlussfolgerungen aus bildungswissenschaftlicher Sicht**

Welchen Nutzen für die Bildungswissenschaft können die vorgelegten Ergebnisse haben? Welche Schlussfolgerungen für die Forschungs- und Bildungspraxis legen die Ergebnisse nahe?

Im Folgenden sollen kurz die drei zentrale Schlussfolgerungen vorgestellt werden. Anschließend wird auf Konsequenzen für Bildungspraxis und Bildungswissenschaft getrennt eingegangen, wobei der Schwerpunkt auf Zweiterem liegt.

### **Kompetenzkonzept empirisch angewendet**

Die vorliegende Diplomarbeit bietet eine mögliche inhaltliche Fassung des Kompetenzkonzepts – auf Basis von Literatur aus der Berufsbildung ergänzt durch soziologische Ansätze.

Gegen Ende des inhaltlichen Diplomarbeitungsprozesses zu Winterbeginn 2007 stieß ich auf die Online-Dokumentation eines Workshops zu Kompetenzorientierung, der am Bundesinstitut für Erwachsenenbildung in Strobl in der Veranstaltungsreihe: Dialog Lebenslanges Lernen veranstaltet wurde. Wenn dieser als repräsentativ für den aktuellen Stand der Kompetenzdiskussion in Österreich angesehen werden kann, dann liegt die Arbeit im aktuellen bildungswissenschaftlichen Diskurs zu Kompetenz. Wie laut Dokumentation des Workshops nachlesbar, betonen die TeilnehmerInnen die Kontextabhängigkeit (im Bezug auf Kultur, Herkunft...), die Situationsabhängigkeit, die Erweiterbarkeit durch Lernen, die Handlungs- und Selbstorganisationsorientierung, die Kombination aus Wissen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Einstellungen, Interessen (oder: Kenntnisse, Haltungen, Persönlichkeitsmerkmale) von Kompetenz. Kompetenz wird als abhängig von Bewertung angesehen, wobei der Machtfaktor eine Rolle spielt. Nicht alle Kompetenzen werden als quantitativ messbar eingeschätzt. Kompetenzen sind individuell, zeigen aber auch die Sozialisationsfunktionen von Organisationen. Der Output tritt im Vergleich zu Art und Ort des Erwerbs in den Hintergrund (vgl. Holzer 2007: 4f.).

Im Thesenpapier von Reinhard Züricher findet sich unter Bezug auf Siegfried Schmid auch der Hinweis, dass Kompetenz ein Konstrukt bzw. Erklärungsprinzip zur Beschreibung von Verhalten ist und als geschätzte Qualität des Handelns auf die Zukunft gerichtet ist (vgl. Züricher 2007: 1).

Die vorliegende Arbeit wendet das vorgestellte Kompetenzkonzept empirisch an und zeigt, dass es sich als Grundlage für Forschung eignet. Dabei wurde Kompetenzanalyse betrieben, ohne Kompetenzen zu quantifizieren, aber auch ohne undifferenziert allen Akteurinnen dasselbe Maß an Kompetenz zuzuschreiben.

## **Kompetenzen und Lernprozesse beschreibbar machen**

Auf Basis des Kompetenzkonzepts hat die Arbeit Wissen, Kompetenzen und Lernprozesse einer bestimmten marginalisierten Gruppen beschreibbar gemacht, indem sie einerseits die spezifische Kompetenz dieser Zielgruppe herausgearbeitet hat (Überlebenskompetenz), sowie deren notwendiges bzw. vorhandenes berufliches Wissen und die Kompetenzen formuliert hat. Die Erfassung der Kompetenzen wurde unter Bedachtnahme auf die doppelte sozio-kontextuelle Orientierung von Kompetenz vorgenommen. Der Herkunftskontext sowie der aktuelle Aneignungs- und Bewertungskontext wurden systematisch einbezogen und seine Auswirkungen als habituelle Ausprägung der Überlebenskompetenz gefasst. Diese theoretische Trennung von Kompetenz und Habitus macht sowohl Kontinuitäten sichtbar als auch Veränderungen durch Lernprozesse fassbar und beschreibbar. Bei der Analyse der Lernprozesse wäre eine Vertiefung sinnvoll, die aber erneute Daten-erhebung notwendig machen würde.

Aus jetziger Sicht kann über die Lernprozesse folgendes gesagt werden: Das Lernen ist eines aus der Notwendigkeit heraus, also direkt auf die Anforderungen der Lebensbewältigung bezogen. Es dient vor allem dazu Handlungsfähigkeit zu erhalten und auszubauen. Die Lernformen ähneln denen von primärer Sozialisation, was darauf zurück geführt werden kann, dass sekundäre Sozialisation (durch Institution wie Schule oder formale Berufsausbildung) kaum vorhanden ist. Das Lernen erfolgt eher reaktiv und ist eingebettet in die sozialen Beziehungen und Kontakte. Das Lernen ist ein Lernen von anderen (Beobachtung, Nachahmung, Unterweisung, Beratung, Identitätsreflexion...). Lernen wird als ganzheitlicher Prozess sichtbar, bei dem – um eine übliche Einteilung zu verwenden – Körper, Geist und Seele einbezogen sind.

Die individuelle Lernbereitschaft bzw. die eigene Wahrnehmung des Lernens ist wichtig, um bewusst Lernanlässe zu suchen und Lernprozesse zu initiieren. Die Interviews lassen nicht nur Rückschlüsse auf Lern- sondern auch auf Bildungsprozesse zu. Informelle Lernen im Sinne von legitimer peripherer Teilnahme kann Bildungsprozesse auslösen, besonders dann, wenn Möglichkeiten zur Reflexion der Lernprozesse gegeben sind – sei es in informellen Gesprächen oder Interviews oder in Form von (non)formaler Bildung (vgl. Mündel/ Schugurensky 2005: 200). Die Interviews mit den Bettlerinnen bieten diesen in Ansätzen die Möglichkeit ihre Stärken zu reflektieren. Dana, die selbstbewussteste der Bettlerinnen, die an anderen Stellen im Interview sehr klar ihre Stärken formulieren kann, ist als erste Reaktion auf die Frage überrascht, es fällt ihr dann aber – über den Umweg der Zuschreibungen von anderen – einiges ein:

*„I: Was hast du / was ist das in dem du gut bist, das du gut machst, wo du gute Fähigkeiten hast?“*

*D: Mh, also das ist mir noch gar nicht eingefallen. [lacht] Worin bin ich gut? Ich weiß es nicht .. jetzt plötzlich ... Mehrere haben mir schon gesagt, dass ich ordentlich bin, dass ich korrekt bin, ich habe eine starke Haltung, ich füge niemandem Schmerzen zu .. als Mutter, sagen sie , bin ich sehr gut .. ich bin zum Beispiel gut in / bin eine bessere Hausfrau, als man es von mir denken würde.“ (Db5)*

Die Interviews mit den Frauen zeigen – trotz der erschwerenden Rahmenbedingungen – Ansätze zur Reflexion (über sich selbst, über Erfahrungen und Zusammenhänge) und damit auch zu Bildungsprozessen, worauf hier aber nicht mehr näher eingegangen werden kann.

### **Produktive Ansätze für weitergehende Forschung**

Diese Arbeit hat das Ziel verfolgt, Kompetenzen, Wissen und Lernprozesse einer bildungsfernen marginalisierten Gruppen aufzuzeigen. Zu diesem Ziel wurden Konzepte und Theorien aus verschiedenen Wissenschafts- und Forschungsbereichen herangezogen: Migrationsforschung, Berufsbildungsforschung in so genannten Entwicklungsländern, pädagogische Kompetenz- und Lernkonzepte, Frauen- und Mädchenforschung, Soziologie (Begriffswerkzeuge wie Kapital, Habitus, Feld). Die Arbeit bietet Versuche an, wie die verwendeten Konzepte und Theorien auf den Forschungsgegenstand, der mit „Lernen und Arbeiten in der Marginalität“ umrissen werden kann, bezogen und so produktiv gemacht werden können.

Die Verbindungen, die gezogen werden, scheinen teilweise unüblich zu sein. So verwundert mich etwa, dass in den von mir bearbeiteten Sammelbänden zur Berufsbildungsforschung in Entwicklungsländern das Konzept der legitimen peripheren Teilnahme nicht eingesetzt wird, ebenfalls bin ich auf keine Studien innerhalb der Migrationsforschung gestoßen, die sich dieses Ansatzes bedienen. Für diese beide Forschungsbereiche scheint mir der Ansatz aber ein sehr geeigneter. Das Fehlen eines Bezug mag damit zusammenhängen, dass ich mich überwiegend auf deutschsprachige Literatur bezogen habe, das Werk von Lave und Wenger bis jetzt aber nicht auf Deutsch erschienen ist. Es scheint also im deutschsprachigen Raum bis jetzt nicht intensiv rezipiert worden zu sein, obwohl in den letzten Jahren zunehmend Publikationen zum informellen Lernen veröffentlicht wurden.

In der Arbeit wurde das Konzept Überlebenskompetenz mit bestimmter habitueller Ausprägung entwickelt. Ob es sich für andere Zielgruppen und Forschungsvorhaben als hilfreich erweisen kann, müsste überprüft werden.

## ***20.1. Schlussfolgerungen für eine (Aus)Bildungspraxis mit der Zielgruppe***

Das Wissen über bisher praktizierte Lernformen und vorhandene Kompetenzen kann hilfreich sein für die Gestaltung kommender Lernprozesse sowie bei der Konzeption von formalen oder non-formalen Bildungsangeboten für eine bildungsferne Zielgruppe.

Einerseits können so die Angebote auf die Zielgruppen abgestimmt werden, andererseits kann den TeilnehmerInnen selbst eine Perspektive auf ihr bisheriges Lernen eröffnet werden.

Die Ergebnisse der Arbeit lassen sich nicht ohne weiteres auf andere Zielgruppen übertragen. Das Konzept von Überlebenskompetenz in seiner jeweiligen habituellen Ausprägung lässt aber eventuell auch Erkenntnisse über Lernprozesse und Kompetenzen anderer Zielgruppen zu, die unter ähnlichen Bedingungen leben, arbeiten und lernen (müssen).

Im Folgenden sollen einige Aspekte skizziert werden, die für eine (Aus)Bildungspraxis mit marginalisierten Menschen (und wahrscheinlich nicht nur mit diesen) von Relevanz sind:

### **Rahmenbedingungen**

Die Rahmenbedingungen von (Aus)Bildungsprogrammen müssen auf die Zielgruppe abgestimmt sein, wenn sie erfolgreich sein wollen.

Die Angebote müssen also mit den Überlebenssicherungs-, Betreuungs- und Versorgungsaufgaben der Frauen vereinbar sein, so sie diese nicht abgeben können. Am Beispiel der Bettlerinnen scheint die Übertragung von Teilen ihrer Betreuungs- und Versorgungsaufgaben zu funktionieren. Die Bettlerinnen zeigen, dass sie diesbezüglich auf Erfahrungen und soziale Netze zurückgreifen können – die Aufgaben werden überwiegend an andere verwandte Frauen abgeben. Schwieriger ist es, wenn die Frauen auch noch für das Einkommen der Familie aufkommen müssen, d.h. sie darauf angewiesen sind, Arbeit für Geld zu verrichten. Eine möglichst große räumliche und soziale Nähe zu ihrem alltäglich sozialen Umfeld kann von Vorteil sein, sowie der Einbezug der Informationsnetze bei der Bewerbung der Angebote. Andererseits kann auch der zeitlich begrenzte Abstand zum Alltag eine günstige Rahmenbedingung für Lern- und Bildungsprozesse sein, wie die Erfahrung von ANAKO zeigen, deren Trainings zur Förderung der Selbstwahrnehmung vorhandener Kompetenzen bewusst abseits des Alltags stattfanden (vgl. Leopold/ Czajka/ Seibold 2003: 31).

Marlies W. Fröse weist im Bezug auf non-formale Bildung für Frauen auf die Gefahr hin, dass diese vom „*Spektrum der traditionellen weiblichen reproduktiven Lebens- und Arbeitswelt von Frauen aus[gehen], einem Weiblichkeitsbild, das sich in seiner Aufgabenzuweisung und der*

*Statusdifferenz an dem vorherrschenden patriarchalen Weltbild orientiert*“ (1999: 103).<sup>75</sup> Fröse fordert deshalb die Analyse der „systemic nature“ des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses als Schlüssel für eine veränderte Bildungspraxis (ebd.: 116).

### **Vergegenwärtigen der eigenen Lerngeschichte**

Der Blick auf die eigenen Lerngeschichte zeigt, dass Lernen nichts ist, was der Person fremd ist, dass es integraler Bestandteil ihres bisherigen Lebens war. Das ist besonders wichtig, weil bildungsfernen Menschen unter Lernen oft nur das Lernen in Institutionen bzw. das Lernen von autorisiertem/ anerkanntem Wissen (etwa Bücherwissen) verstehen. Das eigenen Lernen wird oft nicht als solches angesehen, was sich auch teilweise an den Aussagen der Bettlerin gezeigt hat. Das Vergegenwärtigen der eigenen Lerngeschichte kann die Selbstsicherheit im Bezug auf Lernen heben, eventuell vorhandene Ängste oder Scheu nehmen und außerdem helfen an bereits etablierte Lernmethoden anzuknüpfen.

### **Lernen als situierte soziale Praxis**

Die Frauen sind gewohnt, das zu lernen, was für ihr Handeln gerade notwendig ist sowie durch die Irritationen von außen, mit denen sie konfrontiert sind. Mit Lave und Wenger ist jedes Lernen eine situierte soziale Praxis. Wenn die volle Partizipation in einer Praxisgemeinschaft als das Ziel des Lernens angesehen werden kann, dann ist es wichtig zu vergegenwärtigen, auf welche Praxisgemeinschaft das Lernen ausgerichtet ist. Woran möchten die Frauen partizipieren? Wie kann legitime periphere Teilnahme in dieser Praxisgemeinschaft ermöglicht werden? Wie können Lernprozesse mit der gegenwärtigen bzw. angestrebte Tätigkeit verbunden werden? Wie kann lernen untereinander, miteinander und voneinander gefördert werden?

Die Bedeutung von Praxisgemeinschaft zeigt sich auch in einer Studie von Irmgard Nübler über eine Grassroot Managementausbildung von Unternehmerinnen in informellen Sektor in Tansania. Die teilnehmenden Frauen gaben am häufigsten (von acht Optionen) an, die Trainings wegen der Möglichkeit zu schätzen, mit anderen Geschäftsfrauen zusammenzukommen (vgl. 1997: 190).

### **Körpererfahrungen als Teil von Lern- und Bildungsprozessen**

Auch in den Auswertungen der Interviews mit den Bettlerinnen zeigt sich die körperliche Erfahrung als eine sehr starke und präsente, sowie eine die Anlass für Identitätsreflexionen und Bildungsprozesse sein kann. Der Einbezug von Körper und Körpererfahrungen in Lern- und Bildungsprozesse zeigt sich also als zentral. „Body counts“ schreibt Katharina Pewny (2001:

---

<sup>75</sup> So musste Anfang der 90er Jahre das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung über die Bildungsprogramme in der Entwicklungshilfe feststellen, dass diese sich am europäischen Familien- und Rollenbild orientierten und den wirklich Aufgaben der Frauen in ihrer Gesellschaft gerecht wurden, noch die notwendigen Kenntnisse für eine Integration in den modernen Sektor schufen. (vgl. ebd.)

219). Beispiele für das Einbeziehen von Körper in Bildungspraxen existieren: Irmgard Nübler führt als zentrale Methoden der erwähnten Grassroot Management Ausbildung Rollen- und Theaterspiele sowie das Arbeiten mit Bildern an (ebd.: 185). Florian Lindemann beschreibt „[e]rmutigende Erfahrungen junger Roma im deutschen Bildungswesen“; der Titel seines Buch verweist bereits auf die Bedeutung von Körper im Bildungsprozess: „Schule muss schmecken!“ (2005).

Hans-Heiner Rudolph fasst seine Ergebnisse zu „*beschäftigungswirksamer Berufsbildung und lebensweltbezogener Grundbildung*“ am Beispiel eines Gemeinde- und Jugendzentrums in Argentinien wie folgt zusammen, wobei er auf den Einfluss der Kategorie Geschlecht nicht eingeht: (1) Die beruflichen Ausbildungskurse sind an den Bedürfnissen der Teilnehmer und dem Bedarf der Gemeinde/ Region orientiert. (2) Inhalt und Methodik der beschäftigungsorientierten Berufsbildungskurse sind von Jugendlichen und Erwachsenen zusammen mit den Lehrern aus der Praxis heraus entwickelt. (3) Die Erwachsenenbildner sind mit der Problematik und den Bedürfnissen der Menschen vertraut. (4) Berufliches Lernen ist auf ein Handlungsfeld bezogen und eröffnet neue Lebens- und Arbeitsperspektiven, wobei er zu letzterem unter anderem noch anführt, dass die Selbsthilfepotentiale der sozialen Akteure genutzt und gefördert werden sollen. (vgl. 1999: 313). Rudolphs Ergebnisse zeigen, dass in der Berufsbildungsforschung und -Praxis wie sie etwa in „*Arbeiten und Lernen in der Marginalität*“ beschrieben wird (Overwien/ Lohrenscheit/ Specht 1999) brauchbare und adaptierbare Ansätze für Bildung mit Marginalisierten auch hier zu Lande finden.

Diese „Empfehlungen“ sind sehr skizzenhaft, ihre Ausführungen würden nicht nur den Platz ein neues Kapitel sondern einer neuen wissenschaftliche Arbeit beanspruchen. Konzepte und Methoden für eine Bildungspraxis mit Marginalisierten wurden bereits vielfach entwickelt und erprobt. Claudia Lohrenscheit und Renate Schüssler stellen in ihrem Artikel Beispiel für derartige Bildungspraxen vor, wie die Arbeit der südamerikanischen Frauengewerkschaft SEWU oder die feministische Volkserziehung im Frauenkollektiv Matgalpa in Nicaragua vor (1999: 125ff.). Die erwähnten Beispiele verbinden Bildung mit dem Kampf für die Verbesserung der Lebensbedingungen.

## **20.2. Schlussfolgerungen für die Bildungswissenschaft**

Was hat die Arbeit an Einsichten über die Konzepte von Kompetenz, Wissen und Lernen in der Bildungswissenschaft gebracht? Was bleibt offen bzw. lohnt eine weitere Untersuchung?

## **Begriffliche (Selbst)Beschränkungen in der Bildungswissenschaft?**

Während des Forschens und Auswertens versuchte ich einerseits, das, was „auftauchte“, bildungswissenschaftlich zu interpretieren, andererseits erprobte ich Begriffe der Disziplin auf ihre Brauchbarkeit.

Und es zeigt sich, wie schwierig es ist, den Begriff Kompetenz anzuwenden, wenn weder Bildungsinstitutionen noch die Ausrichtung an Erfordernissen von Lohnarbeit im Spiel sind. Die Begriffe schienen anfangs nie ganz zu passen und ich war ständig auf der Suche nach stimmigeren wie etwa Bewältigung. Das Problem war sozusagen, dass die Zielgruppe meiner Forschung als solche (nämlich als Gruppe bettelnder Frauen) keine Zielgruppe von pädagogischen Interventionen und Angeboten ist. Heißt das aber, dass sich Bildungswissenschaft nur mit solchen Lern- und Aneignungsprozessen bzw. Zielgruppen beschäftigt, die (potentielle) KundInnen und KlientInnen sind?

Obwohl sich die vorliegende Arbeit theoretisch auf das Kompetenzkonzept stützt, wurden keine üblichen Methoden zur Kompetenzmessung herangezogen, aus der Annahme heraus, die Kompetenzen der gewählten Zielgruppe könnten damit nicht adäquat erfasst werden bzw. würden ihnen nicht gerecht.

Gängige Kompetenzmessungs- bzw. Kompetenzanalysemodelle beziehen sich fast ausschließlich auf die Erfassung von Kompetenzen, die brauchbar für die Erwerbsarbeit sind (Seukwa, Ziemer und Schön sind wie bereits erwähnten Ausnahmen). Es steigt das Bewusstsein dafür, dass Kompetenzen nicht nur in (non)formaler Bildung und am Arbeitsplatz erworben werden. Aber auch wenn Studien sich mit den Kompetenzen beschäftigen, die während der „Familienarbeit“ (Hofer 2006) in der ehrenamtlichen NGO-Arbeit (Brandstetter/ Kellner 2001) oder in „der alltäglichen Lebensführung“ (Kirchhöfer 2000) erworben werden, immer geht es um ihre Relevanz für den Erwerbsarbeitssektor. Das Kompetenzkonzept, das als Brücke zwischen Qualifikation und Bildung gesehen wird, scheint in der Forschungspraxis auf seine Funktionalität am Arbeitsmarkt reduziert. Oder anders herum formuliert: Das Kompetenzkonzept wird nur da angewandt, wo es um brauchbare und hilfreiche Fertigkeiten, Fähigkeiten und Einstellungen für die Erwerbsarbeit geht. Kompetenzen für andere Lebensbereiche werden unter anderen Begriffen gefasst, wie etwa Coping oder Bewältigung oder anderen Disziplinen überlassen wie der Psychologie, der Ethnologie oder der Soziologie.

So wie das Bildungskonzept überwiegend auf geistige Bildung beschränkt bleibt, bleibt das Kompetenzkonzept in den Arbeiten dazu auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet. Dass ich letztendlich doch gut mit dem Begriff arbeiten konnte, zeigt, dass diese Beschränkung keine notwendige ist.

An dieser Stelle soll nun eine Einschätzung zum Kompetenzbegriff versucht werden.

## **Zur Einschätzung der zunehmenden Bedeutung des Kompetenzbegriffs**

Die Einschätzung der zunehmenden Bedeutung des Kompetenzbegriffs soll anhand zweier Fragen erfolgen:

- \* Eröffnet der Kompetenzdiskurs neue, produktive Perspektiven in der Bildungswissenschaft?
- \* Trägt der Kompetenzdiskurs zu Egalisierung bei, also fördert er (politische) Freiheit und soziale Gleichheit (vgl. Spehr 2003) oder mit Nancy Fraser formuliert *„eine Kultur, in der laufend neue Konstruktionen von Identität und Differenz frei gebildet werden und rasch wieder dekonstruiert werden“*, was nur *„auf der Grundlage einer ungefähren sozialen Gleichheit“* möglich ist.“ (Fraser 2001: 59f.)?

Die Dokumentation des erwähnten Workshops zu Kompetenzorientierung (siehe „Schlussfolgerungen aus bildungswissenschaftlicher Sicht. Kompetenz empirisch angewendet“) sowie die dafür vorbereitend verfassten Thesenpapiere beziehe ich kommenden Teil ein.

Nach Ansicht von Rainer Brödel (zit. n. Chisholm 2002: 4) fände die kompetenzorientierte Wende in der Erwachsenenbildung und Weiterbildung nicht statt, wenn bestehende Bildungstheorien und -praxen umfassend und geeignet genug gewesen wären, auf den gegenwärtigen sozialen, technologischen und wirtschaftlichen Wandel kritisch-konstruktiv zu antworten. Der Kompetenzdiskurs ist also aufgrund einer Lücke, eines Bedarfs entstanden. Diese Argumentation ist schlüssig. Kompetenz reagiert meiner Einschätzung nach nicht nur oder nicht vor allem auf den Bedarf an kritisch-konstruktiver Reaktion, sondern vor allem auf einen Bedarf an Vermittlung zwischen unterschiedlichen Ansprüchen an pädagogische Begriffe und Theorien.

Dass Kompetenz einen Vermittlungsversuch darstellt, der je nach Positionierung eher näher der Bildung oder näher den Arbeitsmarktanforderungen ausfällt, wird von vielen AutorInnen geteilt; dementsprechend auch die Chancen und Risiken ähnlich eingeschätzt, wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten und unterschiedlicher Gewichtung.

Ich gehe nun auf das Thesenpapier von Lynne Chisholm ein, das sie für den erwähnten Workshop in Strobl geschrieben hat. Chisholms Papier ist hier insofern spannend, als sie den Aspekt der Sichtbarkeit – und damit auch die Sozio-Kontextualität von Kompetenz hervorhebt – und andererseits, weil sie als eine der wenigen AutorInnen zu Kompetenz auf Lave und Wengers Konzepte Bezug nimmt, also den sozialen Charakter von Lern- und Kompetenzerwerbsprozessen betont. *„Kompetenz wandelt sich hin zu einer sichtbaren Performanz, die in einem bestimmten sozialen Kontext stattfindet – und damit wird Kompetenz zum kognitiv geleiteten und durchaus kreativen Theaterspiel, dessen Qualität aus dem (mehr oder weniger daran teilnehmenden) Zuschauerraum seine Beurteilung erfährt. [...] Die Bühne ist allerdings stets eine spezifische, die Darbietung stets ein Exemplar; die Kompetenz, die in*

*der Performanz gezeigt wird, kann nur implizit und vorläufig bestätigt werden. Ein Zertifikat waltet ewig, die Kompetenz gibt sich flüchtig.“ (2007: 3) Chisholms zeigt hier am Bild des Theaters die Sozio-Kontextualität von Kompetenz. An ihre Betonung der Sichtbarkeit zeigt sich auch gut die sozio-kontextuelle und damit auch historische Gebundenheit des Konzepts von Kompetenz an sich. In den Konzeptionen von Bildung spielt die Sichtbarkeit keine derartig bedeutende Rolle. Dass diese im Kompetenz-Konzept zentral ist oder anders herum formuliert, dass ein Konzept, dass auf Sichtbarkeit beruht an Bedeutung gewinnt, kann als Reaktion auf die stark visuell Orientierung unserer derzeitigen gesellschaftlichen Kultur gelesen werden. Auch die Orientierung an der Handlungsfähigkeit anstatt wie bei Bildung auf Bewusstheit verweist auf die Sozio-Kontextualität des Kompetenzkonzepts, auf die Kultur der Machbarkeit, die Dominanz des Faktischen und Möglichen, dass die Utopie als lächerlich erklärt.<sup>76</sup>*

Die Autorin kritisiert, dass allseits nach performance-testing-Verfahren gegriffen wird und die Auslotung des brüchigen Verhältnisses zwischen Kompetenz und Performanz zu wenig Aufmerksamkeit bekommt. Sie merkt unter Bezug auf das Konzept der „communities of practice“ (!) an, dass zuwenig über soziale Einbettung von Kompetenz nachgedacht wird: *„Sowohl die Kompetenzentwicklung als auch die Verwirklichung und Regulierung von Kompetenz in situ findet in ‚communities of practice‘ statt (Lave and Wenger: 1991; Wenger: 1998). Demnach müsste eine überzeugende Wendung hin zur Kompetenzorientierung gruppenbezogene und Organisationsebenen des Lernens und Handelns systematisch mit einbeziehen. Momentan allerdings kreisen bildungspolitische Debatten um die Problematik der individuellen Kompetenzentwicklung und der individuellen Motivation, sich kontinuierlich fortzubilden.“ (Chisholm 2007: 3)*

Chisholm formuliert die Risiken und Chancen so: *„Auf der Grundlage von Chomsky und Habermas wären vielversprechende theoretische Ansätze durchaus zu entwerfen, jedoch beschäftigt sich die Diskussion um die Kompetenzorientierung in erster Linie mit konkreten Alltagsproblemen, die nach praktikablen Lösungen suchen. Das ist keineswegs verwerflich, nur darf sich die kompetenzorientierte Wende nicht in eine weitere Verdichtung von formalistischer Leistungsbeurteilung und Dokumentation (auch des nichtformellen und informellen Lernens) erschöpfen – davon haben qualifikationszentrierte Bildungs- und Beschäftigungssysteme schon mehr als genug vorzuweisen.“ (ebd.: 4)*

*„Die Risiken der kompetenzorientierten Wende liegen in der Versuchung, sich auf die Jagd nach dem ‚technological fix‘ zu begeben und eine Gesellschaft der gläsernen Lernenden auf Smartcards zu schaffen. Die Chancen sind ex natura wünschenswerter: die Kompetenzorientierung kann und soll bedeuten, Potenzial ganzheitlicher und vollständiger zu*

---

<sup>76</sup> Nicht von ungefähr lautet das zentrale Motto der weltweiten Sozialforen „Eine andere Welt ist möglich“. Es geht darum, anderes als das Faktische zu denken, der Utopie Raum zu geben um dadurch Veränderung denkbar und möglich zu machen.

*erkennen, vielfältig und lebensnah zu fördern und im weiteren Verlauf das Geleistete in flexibler Form anzuerkennen, damit weitere Türen sich öffnen und für alle BürgerInnen einen positiven Kreislauf zwischen dem Lernen und des Lebens entstehen kann.“ (ebd.: 5)*

Chisholm verweist im letzten Satz auf die Utopie, dass die Kompetenzorientierung allen BürgerInnen zu gute kommt. Sie bietet aber keine Einschätzung darüber, ob Kompetenz das besser leisten kann als andere Konzepte.

Kellner ist im Bezug auf Reichenbach diesbezüglich pessimistisch:

*„Die neue Aufmerksamkeit für ‚Persönlichkeit‘, für ‚Sozial-Kommunikatives‘ – und überhaupt das „soft“ der soft skills – verführen zu harmonistischen und idealistischen Missverständnissen, oder schlicht zu Ideologisierungen. Roland Reichenbach spricht diesbezüglich von einem ‚Kompetenzidealismus‘ (Reichenbach 2007, S. 72ff.), der aufgrund seiner theoretischen und politischen Oberflächlichkeit (,ganz ohne tiefschürfende Analysen‘) sämtliche Ambivalenzen, Widersprüche und Paradoxien der Erwerbsexistenz sowie der politischen und persönlichen Existenz zu ‚glätten‘ und zu ‚integrieren‘ vermag. ‚Der pädagogische Preis für den pseudodemokratischen und pseudo-egalitären Kompetenzidealismus ist die Isolierung des Individuums von Fragen der Macht und Kontrolle. (...) Der soft skills talk erscheint so als subtile und vielleicht auch wirksame Schützenhilfe der Individualisierung und Psychologisierung sozialer Probleme‘ (ebd., S. 75ff.).“ (Kellner 2007:4)*

Weiterhin wird vielerorts auf der Arbeitssuche soziale Kompetenz nicht reichen, sondern auch soziales Kapital notwendig sein. Qualifikationen und Bildungsabschlüsse werden bis auf weiteres wichtig bleiben. Qualifikationen sind in diesem Sinne derzeit also mehr als Kompetenzen – weil durch Zertifikate legitimiert –, andererseits sind Qualifikationen im Sinne von Ausbildungsabschlüssen oft zu wenig; d.h. um begehrte gesellschaftliche Positionen zu erreichen, braucht es mehr, etwa über die Qualifikation hinausgehende Kompetenzen.<sup>77</sup> In den Auswahlverfahren für freie Posten wird unter sozialen Kompetenzen der BewerberInnen am ehesten der passende Habitus verstanden und honoriert.

Zurück zu Chisholms Vision: An Chisholm ist aber nicht vorrangig zu kritisieren, dass sie keine klare Einschätzung zur Kompetenzorientierung bietet, sondern dass ihre Vision eine ausschließende ist, wenn sie sich auf BürgerInnen bezieht. Diese sprachliche Referenz auf StaatsbürgerInnen oder EU-BürgerInnen schließt schon per se alle Nicht-BürgerInnen aus.

Theoretisch argumentiert könnten MigrantInnen (solche mit und ohne österreichischer bzw. EU-StaatsbürgerInnenschaft) die Gewinnerinnen von kompetenzbasierten Ansätzen sein (vgl. Holzer

---

<sup>77</sup> Meine sozialen Kompetenzen etwa gewinnen an Wert, wenn ich sie in Form eines Bildungsabschlusses, etwa als Sozialpädagogin, belegen kann. Diese Qualifikation alleine wiederum verschafft mir in der momentanen Situation am Erwerbsarbeitsmarkt nicht automatisch einen Arbeitsplatz, ich muss meine sozialen Kompetenzen unter Beweis stellen (etwa im Assessmentcenter) und wenn möglich zusätzliche Kompetenzen (etwa medienpädagogische, interkulturelle etc.) vorweisen.

2007:19), da diese Ansätze einen Vorrang der zeigbaren Kompetenzen gegenüber vorzuweisender Bildungsabschlüsse propagieren und die Nicht-Anerkennung von Abschlüssen ein häufiges Problem von MigrantInnen ist. Doch die Realität ist davon weit entfernt. Oft kommen MigrantInnen gar nicht dazu, ihre Kompetenzen unter Beweis stellen zu dürfen. Einerseits zählen in Österreich derzeit noch immer die Abschlüsse, deren Anerkennung mühsam bis unmöglich ist. Nicht-Anerkennung führt zu sozialem Abstieg. „Überkompetenz“ bzw. Überqualifizierung gilt als Nichteinstellungsgrund. Rechtliche Barrieren (bei „falscher“ StaatsbürgerInnenschaft) und Diskriminierung erschweren und verunmöglichen den Zugang zu Weiterbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten. Zudem fehlt es an Vertretung für die Anliegen der MigrantInnen. (vgl. Sel 2007: 1f.) Die Gewerkschaft tut sich schwer von ihrer Politik des Schutzes der inländischen ArbeiterInnen abzurücken.

Dass Kompetenzorientierung MigrantInnen nur begrenzt entgegenkommt, wie Asiye Sel bemerkt (ebd.), liegt nicht unbedingt im Konzept selber begründet. Dies sei hier als Verweis auf die Grenzen des pädagogischen Einflussbereichs verstanden.

Angesicht der Chancen und Risiken scheint es schwierig eine eindeutige Position zur Kompetenzorientierung zu beziehen. Dies zeigt sich auch anhand der Dokumentation des erwähnten Workshops, bei dem sich die TeilnehmerInnen lange in der Frage verstricken, ob und wenn ja warum Kompetenzorientierung sinnvoll, notwendig und wichtig sei (vgl. Holzer 2007:8).

Die Kritik an der Kompetenzorientierung zielt vor allem darauf ab, dass sie im Kontext der Ökonomisierung von Bildung steht und dieser eventuell auch Vorschub leistet. Es sei an der Zeit, schreibt Katharina Pewny, sich nach nunmehr fünfzehn Jahren Kritik an der Ökonomisierung der Bildung auch in Österreich dem konstruktiven Aspekt zuzuwenden (vgl. Pewny: 2001: 224).

Die Teilnehmerinnen des Workshops in Strobl ringen um eine eindeutige Position, ob die Kompetenzorientierung begrüßenswert ist. Auch ich gebe mir durch die gewählten Fragen zur Einschätzung der Kompetenzorientierung eine solche Aufgabe vor. Angesichts der unproduktiven Verstrickungen, die ein solches Unternehmen mich sich bringt, sollen die Fragen, die zum Beginn dieses Abschnittes formuliert wurden, verändert werden:

Ausgangspunkt wird die Frage von Wolfgang Kellner, die zum Ende der Dokumentation zitiert wird: „*Haben wir eine Alternative?*“ (Holzer 2007: 24) Die Kompetenzorientierung ist im Kommen, weil sie auf eine vorhandene Lücke antwortet. Bedeutender, als sich mit eindeutigen Positionen dazu zu quälen, ist also die Frage, wie ihre Chancen genützt werden können.

Mit Barbara Peyrer und Frank Orthey könnte diese Chance allgemein folgendermaßen gefasst werden: Kompetenzen sind Hypothesen darüber, welche Ausstattung Personen mitbringen, um mit künftigen Aufgaben zurecht zu kommen. Das Wort Kompetenz ist somit als

Übergangsbegriff zwischen vergangenem Verhalten und künftigen Anforderungen zu verstehen (vgl. Peyrer 2007). Kompetenzen sind als per Definition etwas nicht eindeutig Bestimmbares. Bei Kompetenz zeigt sich der selbe Effekt wie bei Bildung: Sie sind auf das Individuum bezogen und deshalb nicht grundsätzlich steuerbar. Lernen, schreibt Orthey. Beim Lernen geschieht immer auch etwas, das sich der Planung entzieht. Dies ist nicht zu kontrollieren, und es ist auch nicht rückgängig zu machen. Orthey nennt es Reflexionsfähigkeit, die sich selbst vom beabsichtigten Anwendungsfall entgrenzt. *“Wer deshalb durch gezielte Lernprozesse zur Kompetenzentwicklung den flexiblen, allseits anpassungsfähigen und verfügbaren Menschen mittels seiner Subjektivitäts- und Reflexionspotentiale erschließen will, der bekommt auch das zugleich dazu, was er (zumindest gezielt) nicht will: die Möglichkeit (mehr ist es nicht!), dass dieser Menschen dieses Potentiale auch gegen den ursprünglich angesteuerten Verwendungskontext wendet.”* (Orthey 2004: 57). Kompetenz ist also eine ambivalente Kategorie. Mit ihrer Hilfe ist sowohl ein affirmativer als auch ein kritischer Bezug auf neoliberal-kapitalistische Entwicklungen möglich.

Die Frage ist also, wie im eigenen Einflussbereich und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln die Kompetenzorientierung in eine wünschenswerte Richtung beeinflusst werden kann, wie also ihre Chancen sich entfalten und ihre Risiken minimiert werden können.

Sinnvoll könnten also etwa Fragen wie die folgenden sein:

- \* Wie kann die Kompetenzorientierung zur verstärkten Anerkennung der Kompetenzen und des Wissens von marginalisierten Menschen und Personengruppen beitragen?
- \* Wie kann die Kompetenzorientierung dahingehend genutzt werden, soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit wieder stärker zum Thema zu machen und deren Abbau stärker als Ziel zu etablieren und voranzutreiben?
- \* Wie kann die Kompetenzorientierung zur Etablierung von anderen Lernkulturen beitragen, die nicht vorrangig auf Wissensakkumulation ausgerichtet sind?
- \* Wie kann durch die Kompetenzorientierung einem stärken- und ressourcenorientiertes und Anerkennungssystem zum Durchbruch verholfen werden, im Gegensatz zu den stark defizitorientierten Modellen, die derzeit in den Bildungsinstitutionen noch vorherrschen?

### **Bettlerinnen als Bildungsanlass?- Postmoderne Bildungstheorien als Chance?**

Zum Abschluss der Arbeit sei nun noch ein Bezug zum zentralen Begriff der Bildungswissenschaft gezogen. Eckart Liebau analysiert in seinem Artikel „Warum Pädagogen Bourdieu nicht mögen?“ (2006) die Gründe für eine zögerliche Rezeption und Verwendung der Ansätze von Bourdieu in den Bildungswissenschaften. Bourdieu stelle für PädagogInnen (Praktiker und Wissenschaftlerinnen) eine Provokation und damit auch eine Beleidigung ihrer Grundsätze dar, da er diese als Illusionen entlarvt. Liebau nennt die Illusion der geistigen

Bildung, die Illusion der pädagogischen Autonomie, die Illusion der Identität, die Illusion der freien pädagogischen Vernunft und die Illusion der Chancengleichheit. Die Verabschiedung von diesen Glaubenssätzen kann als Verabschiedung von den „großen Erzählungen“ der Pädagogik angesehen werden. Die Dekonstruktion dieser Ideen, die für Liebau aus der Perspektive bourdieuscher Theorieansätze nur Illusionen sind, hat schon seit längerem begonnen. Katharina Pewny schreibt, dass die deutschsprachige Bildungstheorie sich damit in einem doppelten Dilemma befindet, *„ihre humanistisch begründete Sinnstiftung als verloren zu beschreiben und gleichzeitig ihre gegenwärtige Form – die der Ausbildung – und Realität – die der Einpassung in ökonomische Maßstäbe – massiv abzulehnen.“* (2005: 219f.). Sie kritisiert, dass die postmoderne Bildungstheorie sich als Autorin ihres eigenen Abgangs generiert und damit riskiert, genau der Ordnung Vorschub zu leisten, die ihr zutiefst suspekt ist: der ökonomischen. (vgl. ebd.: 220)

Aus Sicht einer Bildungspraxis mit Zielgruppen wie jener der Bettlerinnen und im Anschluss an Überlegungen Bourdieus ist die Absage an die großen Ideen nicht zu beklagen. Wenn die Überlegungen zum Habitus bei der Konzeption von Bildungspraxen einbezogen werden, dann erweist sich etwa der Vorrang geistiger Bildung – ein fundamentaler Glaubensgrundsatz der abendländischen Pädagogik –, der von physischen, psychischen und sozialen Bedingungen von Bildungsprozessen abstrahiert, als lebensfremd und erscheint vorwiegend als Distinktionsstrategie. Auch das Konzept des autonomen Subjekts erweist sich als bürgerlich-patriarchale Idee (vgl. Ortner 2004), die sich als Grundlage für Bildungsprozesse mit marginalisierten Gruppen nicht eignet. Liebau betont die radikale Situationsabhängigkeit und Kontingenz des Lebenslaufes: *„Die unübersteigbare Verwobenheit in die historischen, sozialen, kulturellen Kontexte und die Transformationen des Habitus‘ richten den Blick eher auf Lebensbewältigungs- als Lebensführungskompetenzen, eher auf den Umgang mit Kontingenz als auf den mit Planung. Damit wird einmal mehr deutlich, dass die zentralen pädagogischen Normen an einem gesellschaftlich dominanten Milieu entwickelt worden sind, in dem man sich solche Identitäts- und Autonomie-Illusionen leisten konnte, da sie hier noch am ehesten mit der Lebenspraxis übereinstimmen.“* (ebd.: 49).

Für eine adäquate (Aus)Bildungspraxis mit Zielgruppen wie jener der Bettlerinnen muss die Pädagogik also ohnehin Abstand von den „Illusionen“ nehmen, die die Pädagogik der Moderne prägten.

Die Antwort kann aber nicht sein, dass *„Bildungstheorien ihre eigene Grund-, Sinn- und Ziellosigkeit zementieren“*, wie Katharina Pewny schreibt (ebd.: 220), sondern dass wieder konstruktive Ansätze entwickelt werden.

Einen Ansatzpunkt für Veränderung sieht Pewny in der Figur der Differenz. „Differenz“ schreibt sie, *„meint ebenso den Umgang mit gesellschaftlichen Hierarchien und deren*

*Veränderungen wie auch die psychoanalytisch breit diskutierte Brüchigkeit einzelner Subjekte.*“ (ebd. 221). Differenz meint auch, nicht auf Eindeutigkeiten abzuzielen: *„Wenn Bildung zur Ware geworden, dann sind es klare Fragen und eindeutige Antworten, die verkauft werden“*, schreibt Pewny und ganz ähnlich auch Christine Rabl: *„Unter den eindeutigen Antworten der Ökonomie auf alle Fragen leiden wir aktuell ohnehin schon“*. (2001: 204) Wenn Bedeutungen nicht vorgesetzt werden, sondern eigene Bedeutungsproduktion motiviert wird, dann findet Bildung statt, schlussfolgert Pewny (2001: 224). Die Möglichkeit für Veränderung kann mit Gesa Heinrichs gedacht werden: *„Transformation ist nur möglich, im Verständnis, dass dich diskursive Macht performativ erhält. Der Diskurs regelt; doch kann jede Regel aufgrund ihrer Konstruiertheit, die auch das Zeichen ihrer Kontingenz trägt, gebrochen werden. Bildung ist immer ausschließende Konstruktion. Konstruktionen sind regelgeleitet, aber nicht determiniert. Weil sie aufrechterhalten werden müssen, ändern sie sich und können transformiert werden. Performative Praxis impliziert die Möglichkeit, das Nichtverwirklichte, das Andere zu denken und zu werden.“* (Heinrichs 2001b: 163)

Das Transformationspotential liegt also in der Verschiebung (von Bedeutungen, von Grenzen...). Körper und ihre Koordinaten (Geschlecht, Herkunft, Status) sind Orte, an denen individuelle Subjektwerdungs- und gesellschaftliche Normierungsprozesse und Widerstandspraktiken massiv abgehandelt werden, wie Pewny mit Verweis auf Judith Butler schreibt (2001: 219). Körper, in ihrer Materialität und sprachlichen Verfasstheit können Orte von Transformationen sein (ebd.).

Hier zeigt sich die Verbindung zu den Bettlerinnen. Die Schaustellung ihrer Körper bzw. die temporäre Raumnahme mit Hilfe des eigenen Körpers ist eine machtvoll Geste (was sich nicht zuletzt an den zahlreichen Maßnahmen ablesen lässt, die versucht werden, um diese Körper zu vertreiben). Ihre Präsenz und die ihrer Kinder verändert etwa das Bild einer Einkaufsstraße. Zu den zahlreichen Kaufangeboten und Werbungen kommt die Konfrontation mit Leid und Armut. Diese Konfrontation passt vielen nicht ins nationale Selbstbild („In Österreich ist Betteln nicht nötig, es gibt genug Hilfseinrichtungen.“) und löst starke Abwehrreaktionen aus (Konstrukt von der „organisierten Bettelei“, Bettelverbote...). Die Bettlerinnen sind im öffentlichen Raum die Anderen. Sie ermöglichen den PassantInnen die Konfrontation mit Fremdem und tragen dadurch im Verständnis von Gerhard Schäfers zur Urbanität bei (vgl. 2003: 17f.). Urbanes Leben, schreibt Schäfers, ist nur möglich als bewusst aufrechterhaltene Spannung zwischen physischer Nähe und sozialer Distanz (ebd.). Die Bettlerinnen lösen starke – auch ambivalente – Gefühle aus, die erwähnte Spannung scheint ihnen gegenüber schwer aushaltbar, wie die Reaktionen zeigen.

Die temporäre Raumnahme der Bettlerinnen kann gelingen, weil die Frauen einen Restraum nützen, wie dargestellt wurde. Dieser Restraum entsteht – wie gezeigt wurde – als unerwünschte Nebenwirkung und seine vollständige Regulierung ist bis jetzt nicht gelungen. Dennoch ist die

Raumnahme der Frauen, die Platzierung ihrer Körper an einem öffentlichen Ort prekär, der Raum gehört ihnen nicht. Es ist nicht ihr eigener.

Ihre Praktiken können also nach Certeau keine strategischen sein, sondern taktische. Die Bettlerinnen verweisen mit ihrem Handeln auf mögliche Umgangsform mit der diskursiven Macht und dem regelnden Diskurs: den Weg der Taktik, die nicht auf den Ort sondern auf die Zeit setzt (vgl. Certeau 1988: 92). Die Taktiken verhalten sich der diskursiven Macht gegenüber affirmativ und kritisch oder keines von beiden: Sie benützt was vorhanden ist und funktioniert es um.

Mein Versuch, den Bettlerinnen dadurch zu helfen, dass ich sie über die rechtlichen Grundlagen aufkläre und ihnen damit etwas in die Hand gebe, womit sie sich gegen Übergriffe wehren können, geht ins Leere. Den Frauen fehlt der Ort und damit die Macht von dem aus mit den gleichen Mitteln zurückschlagen könnten, nämlich mit Gesetzen. Außerdem erweisen sich jene, die auf Basis von Gesetzen handeln (müssen) und die Gesetze auslegen als sehr erfinderisch und etablieren einen undurchblickbaren Dschungel aus Gesetzen und Auslegungen, die zwar nicht ursprünglich aufs Betteln bezogen waren, aber dafür herangezogen werden. Den Frauen ist klar, dass es bei dem Umgang mit ihnen nicht um die korrekte Handhabung von Gesetzen geht, sondern um ihre Vertreibung (die gesetzlich legitimiert passieren soll/ muss).

Um auf der Ebene der Rechte strategisch zu kämpfen bräuchten die Frauen einen Ort, der zumindest gewisse Macht verleiht. Die bettenden Menschen in Graz haben mit der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg und Pfarrer Wolfgang Pucher eine Institution und moralische Instanz hinter sich. Die Vinzenzgemeinschaft Eggenberg unterstützt die BettlerInnen - neben ihrem anderen Engagement – auch im Kampf um ihre Rechte, mit Erfolg wie die Aufhebung des Bettelverbots in Fürstenfeld durch den Verfassungsgerichtshof zeigt (vgl. Wittstock 2007a,b).

Die Bettlerinnen, denen jener Rückhalt und jene Unterstützung fehlt, können nicht strategisch handeln, sondern müssen taktieren. Sie räumen also das Feld, möglichst noch bevor sie auf- und angegriffen werden, um an anderer Stelle oder zu anderer Zeit wieder auf zu tauchen. Sie erhalten Strafen, die sie nicht bezahlen (können) und versuchen den folgenden Maßnahmen dadurch zu entgehen, dass sie ihre Meldeadresse ändern. Sie müssen darauf bauen, dass die Macht der Strategie nicht überall gleichzeitig sein kann und ihr System nicht lückenlos ist.

Ein bildungswissenschaftlicher Blick auf Bettlerinnen kann kritisch-konstruktive Bildungspraxis und -theorie auf zweierlei aufmerksam machen: Erstens bleibt die Notwendigkeit einer Politisierung von Pädagogik. Bildungstheorie und -wissenschaft müssen immer auch darauf bedacht sein, die Lebensbedingungen ihrer Zielgruppen (und ihre Nicht-Zielgruppen!) sowie deren Auswirkungen einzubeziehen und in Richtung von (politischer) Freiheit, sozialer Gleichheit und der Egalisierung von Bildung(smöglichkeiten) zu wirken.

Zweitens können die angewandten Taktiken lehrreich sein für kritisch-konstruktive Bildungswissenschaft und –praxis, der ein eigener Ort fehlt: Sowohl die totale Opposition, als auch das – oft ergebnislose – Abwägen des Für und Wieders bleiben nicht selten handlungsunfähig. Die Suche nach der Lücke, nach der Nutzbarmachung von Dominatem für andere Zwecke oder Ansätze von Verschiebungen können hingegen Handlungsoptionen aufmachen, indem sie sich gleichzeitig affirmativ und kritisch verhalten. Dies ist nicht ohne Bezug auf eine Ethik oder eine Utopie möglich, sonst verliert sich das Handeln. Aber auch den Utopien passieren durch das Zitieren Verschiebungen (vgl. Heinrichs 2001a: 162f., Fußnote 48).

Vielleicht bedeutet das sogar eine gewisse Erleichterung: Wenn keine Eindeutigkeit mehr notwendig ist, wenn auch ohne völlige Klarheit, Orientierung und sinnerfülltes Handlung möglich sind, dann können BildungswissenschaftlerInnen an ihrer Utopie der Bildung und der Emanzipation festhalten ohne sich dabei festzufahren. Bildung braucht weder eindeutig definiert zu werden noch müssen alle anderen Konzepte, die den Bildungsbegriff scheinbar bedrohen, abgewehrt werden. Die Idee von befreiender Bildung darf sich auch im Gewande von Kompetenz zeigen, vielleicht kann sie unter dieser (Ver)Kleidung derzeit besser durch- und umgesetzt werden. Gleichzeitig verändert sich auch die Idee von befreiender Bildung selbst – ohne dass ihr Potential dadurch verloren gehen muss.

Es lohnt sich also jedenfalls weiterhin, kritisch-konstruktive Bildungspraxis und -theorie zu betreiben, als Taktikerinnen im Certeauschen Sinn – ernst und spielerisch.

## Literatur- und Quellenverzeichnis

ANHORN, Roland (2005): Zur Einleitung. Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Ahorn, Roland/ Bettinger, Frank (Hg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.11-44

ARBEITSGEMEINSCHAFT Betriebliche Weiterbildung e.V./ Projekt Qualifikations-Entwicklungs-Management (2005): Internationale Trends des Erwachsenenlernens. Edition QUEM Studien zu beruflichen Weiterbildung im Transformationsprozess. Band 19. Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann

ARNOLD, Rolf/ MILBACH, Birgit (2002): Annäherungen an eine Erwachsenenbildung des Selbstgesteuerten Lernens. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich, S.13-28

ARNOLD, Rolf/ MÜLLER, Hans-Joachim (Hg.) (2006<sup>3</sup>): Kompetenzentwicklung durch Schlüsselqualifikations-Förderung. Grundlagen der Berufs- und Erwachsenenbildung Band 19. Baltmannweiler: Schneider Verlag Hohengehren

BAMMÉ, Arno/ HOLLING, Eggert/ LEMPERT, Wolfgang (1983): Berufliche Sozialisation. Ein einführender Studententext. Reihe Erwachsenenbildung und Gesellschaft. München: Max Hueber Verlag

BAUR, Werner/ MACK, Wolfgang/ SCHROEDER, Joachim (Hg.) (2004): Bildung von unten denken: Aufwachsen in erschwerten Lebenssituationen – Provokationen für die Pädagogik. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt

BECKER, Ruth (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft

BEHRMANN, Detlef (2006): Bildung, Qualifikation, Schlüsselqualifikation, Kompetenz. Gestaltperspektiven pädagogischer Leitkategorien. Frankfurt/ Main: Verlag für akademische Schriften

BINDZUS, Dieter/ LANGE, Jérôme (2000): Ist Betteln rechtswidrig? Ein historischer Abriss mit Ausblick. Saarbrücken. Auf: <http://www.jurawelt.com/aufsaeetze/strafr/3554> (26.7.2006)

BOBI, Emil (1999): Hunger am Rande der Zivilisation. Lokalausweis in der Heimat der „Grazer Bettler“. In: Rainer, Christian: profil. Das unabhängige Nachrichtenmagazin. 26.Juli 1999, 30 Jg. Wien: Verlagsgruppe News

BOEHM, Ullrich (1997): Kompetenzanforderungen und Kompetenzerwerb im informellen Sektor. Ein Überblick über empirische Forschungsergebnisse und Konsequenzen für die

Berufsbildungshilfe. In: Boehm, Ullrich (Hg.): Kompetenz und berufliche Bildung im informellen Sektor. Studien zur Vergleichenden Berufspädagogik, Band 11. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S.9-29

BÖHM, Winfried (2000<sup>15</sup>): Wörterbuch der Pädagogik. Stuttgart: Kröner

BOOTZ, Ingeborg/ HARTMANN, Thomas (1997): Kompetenzentwicklung statt Weiterbildung? Mehr als nur neue Begriffe. In: DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung, Heft 4. Bielefeld: Bertelsmann Verlag

BOURDIEU, Pierre/ Wacquant, Loïc J.D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp

BOURDIEU, Pierre (1999): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

BOURDIEU, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Baden-Baden: Suhrkamp

BOURDIEU, Pierre (1983<sup>2</sup>): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

BRANDSTETTER, Genoveva/ KELLNER, Wolfgang (Hg.) (2001): Freiwilliges Engagement und Erwachsenenbildung: Wege der Identifikation und Bewertung des informellen Lernens. Ring Österreichischer Bildungswerke. Wien: Eigenverlag

BURCKHARDT, Gisela (1997): Kompetenzerwerb von Frauen im städtischen informellen Sektor in Rwanda. In: Boehm, Ullrich: Kompetenz und berufliche Bildung im informellen Sektor. Studien zur Vergleichenden Berufspädagogik, Band 11. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S.164-182

CERTEAU, Michel (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve Verlag

CHISHOLM, Lynne: Thesenpapier. Auf: [http://l3lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/chisholm\\_III-dialog\\_bifeb-strobl\\_20071005.pdf](http://l3lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/chisholm_III-dialog_bifeb-strobl_20071005.pdf) (30.12.07)

CHRISTOF, Eveline/ FORSTER, Edgar/ MÜLLER, Lydia/ PICHLER, Barbara/ REBHANDL, Nina/ SCHLEMBACH, Christopher/ STEINER, Petra/ STRAMETZ, Barbara (2005): Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich

CLEMENT, Ute (2002): Kernkompetenzen und der Kern der Kompetenz (Vorwort). In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich, S.7-12

- CLEMENT, Ute (2002): Kompetenzentwicklung im internationalen Kontext. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich. S.29-54
- DRESSEL, Gert (2000): Gedanken zu einer Historischen Anthropologie des Gebens. In: Dressler, Gert/ Hopf, Gudrun (Hg.): Von Geschenken und anderen Gaben. Annäherungen an eine historische Anthropologie des Gebens. Historisch-anthropologische Studien. Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann-Instituts für Historische Anthropologie in Wien. Band 9. Frankfurt/ Main: Peter Lang, S.13-30
- DUDENREDAKTION (20017): Das Fremdwörterbuch. Duden Band 5. Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich: Dudenverlag
- EINHORN, Barbara (1993): Cinderella goes to market: citizenship, gender and women's movements in East Central Europe. London u.a.: Verso
- EISENBERGER, Iris (2003): §78 StVO oder was man damit alles machen kann! In: Eisenberger, Iris/ Faber, Roland/ Heibaum, Christian: Das Recht des flexiblen Menschen. Juridikum. zeitschrift im rechtsstaat. Nr. 2, 2003. Wien: Verlag Österreich. Auf: <http://www.verlagoesterreich.at/pdf/voe/magazine/juridikum/volltexte/2003/juridikum200302.pdf> (24.10.07)
- ENGLER, Steffani (2004): Habitus und sozialer Raum. Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Geschlecht und Gesellschaft Band 35. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.222-233
- EREL, Umut (2003): Soziales Kapital und Migration: Die Kraft der Schwachen? In: Castro Varela, Maria do Mar/ Clayton, Dimitria (Hg.): Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung. Königsstein/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag
- ERLER, Michael (20045): Soziale Arbeit: Ein Lehr- und Arbeitsbuch zu Geschichte, Aufgaben und Theorie. Weinheim u.a.: Juventa-Verlag
- ERNST, Waltraud (1999): Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern. Reihe Frauenforschung Band 38. Wien: Milena Verlag
- ERPENBECK, John/ HEYSE, Volker (1999): Die Kompetenzbiographie. Strategien der Kompetenzentwicklung durch selbstorganisiertes Lernen und multimediale Kommunikation. Edition QUEM, Studien zur beruflichen Weiterbildung im Transformationprozeß, Band 10. Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann
- ERPENBECK, John/ ROSENSTIEL, Lutz von (2003): Einführung. In: Erpenbeck, John/ Rosenstiel, Lutz von (Hg.): Handbuch Kompetenzmessung. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S.IX-XXXX

- ERTL, Hubert/ SLOANE, Peter F.E. (2005): Einführende und zusammenführende Bemerkungen: Der Kompetenzbegriff in internationaler Perspektive. In: Ertl, Hubert/ Sloane, Peter F.E (Hg.): Kompetenzerwerb und Kompetenzbegriff in der Berufsbildung in internationaler Perspektive. Paderborn: Eusl-Verlag, S.4-21
- EULER, Dieter (2006): Förderung von Sozialkompetenzen. In: Euler, Dieter (Hg.): Facetten des beruflichen Lernens. Erstellt im Auftrag des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie. Berufsbildungsforschung Schweiz Band 5. Bern: h.e.p. Verlag. S.185-238
- FISCHER, Martin (2002): Was kompetente Facharbeiterinnen und Facharbeiter wissen sollen. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich. S.55-78
- FLICK, Uwe (2000): Design und Prozeß qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbeck: Rowohlt, S.252-265
- FRANKE, Guido (2005): Facetten der Kompetenzentwicklung. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Berufsbildung in Bonn. Bielefeld: Bertelsmann
- FRASER, Nancy (2001): Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt/ Main: Suhrkamp
- FREI, Andreas: Strukturierung und Methoden zur Erfassung von Kompetenz. In: Bildung und Erziehung. Diagnostik und Förderung [sic!] beruflicher Handlungskompetenz. Jg. 59, Heft 2. Köln/ Wien u.a.: Böhlau 2006, S.125-146
- FREY, Oliver (2004): Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte konkreten Urbanismus? In: Deinet, Ulrich/ Reutlinger, Christian: „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.219-233
- FRIEBERTSHÄUSER, Barbara (2003): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Friebertshäuser, Barbara/ Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/ München: Juventa, S.503-534
- FRÖSCHL, Elfriede/ GRUBER, Christine: Sozialer Ausschluss hat ein Geschlecht. In: Ahorn, Roland/ Bettinger, Frank (Hg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.219-236
- FRÖSE, Marlies W. (1999): Non-formale Bildung und *Gender*. In: Overwien, Bernd/ Lohrenscheit, Claudia/ Specht, Gunnar (1999): Arbeiten und Lernen in der Marginalität. Pädagogische Ansätze im Spannungsfeld zwischen Kompetenzerwerb und Überlebenssicherung im informellen Sektor. Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S.95-121

- GAUß, Karl-Markus (2004): Die Hundeeßer von Svinja. Wien: Paul Zsolnay
- GIRTLE, Roland (2001<sup>4</sup>): Methoden der Feldforschung. Köln/ Wien u.a.: Böhlau
- GOFFMAN, Erving (1996<sup>11</sup>): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- GÖTZ, Bernd (2004): Die Erfahrung, dass es nicht so ist wie angenommen. Über die Schwierigkeit, benachteiligten Jugendlichen mit Respekt zu begegnen. In: Baur, Werner/ Mack, Wolfgang/ Schroeder, Joachim (Hg.): Bildung von unten denken: Aufwachsen in erschwerten Lebenssituationen – Provokationen für die Pädagogik. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt
- GROTLÜSCHEN, Anke (2002): Situiertes Lernen: Jean Lave. Auf: [http://www.erzwiss.uni-hamburg.de/personal/grotlueschen/2004/pdf/AG\\_lavekurz.pdf](http://www.erzwiss.uni-hamburg.de/personal/grotlueschen/2004/pdf/AG_lavekurz.pdf) (30.12.2008)
- GRUBER, Elke (1997, 2. Auflage): Bildung zur Brauchbarkeit? Berufliche Bildung zwischen Anpassung und Emanzipation. Eine sozialhistorische Studie. Bildung – Arbeit – Gesellschaft, Band 19. Wien/ München: Profil Verlag
- GRUBER, Hans/ HARTEIS, Christian/ REHRL, Monika: Professional Learning: Erfahrung als Grundlage von Handlungskompetenz. In: Bildung und Erziehung. Diagnostik und Förderung [sic!] beruflicher Handlungskompetenz. Jg. 59, Heft 2. Köln u.a.: Böhlau 2006, S.193-204
- HAIDINGER, Bettina (2004): She sweeps for money! Beschäftigungsverhältnisse und strukturelle Bedingungen bezahlter Haushaltsarbeit von Migrantinnen in Österreich. Wien: Dipl.Arb.
- HAMMER, Carmen/ STIESS, Immanuel (1995): Einleitung. In: Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/ New York: Campus Verlag
- HARAWAY, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/ New York: Campus Verlag
- HECKT, Meike: Forschung unter Beschuss. Arbeitsbericht über eine Expertenbefragung im Forschungsfeld. In: Neumann, Ursula/ Niedrig, Heike/ Schroeder, Joachim/ Seukwa, Louis Henri (Hg.): Lernen am Rande der Gesellschaft. Bildungsinstitutionen im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann, S. 23-40
- HEINRICHS, Gesa (2001): Bildung, Identität, Geschlecht. Eine (postfeministische) Einführung. Königsstein/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag
- HERTLEIN, Julia Elisabeth (2006): Wissenschaft, Habitus und Geschlecht. Zur Nutzbarmachung des analytischen Instrumentariums Pierre Bourdieus in feministischer Absicht. Wien: Dipl. Arb.
- HESS, Sabine (2001): „Transnationale Überlebensstrategien von Frauen – Geschlecht und neuere Konzepte der Transkulturalität. In: Hobuß, Steffi/ Schües, Christina/ Zimnik, Nina/

- Hartman, Birgit/ Atrut, Iulia (Hg.): Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht. Frankfurt/ Main: Campus Verlag, S.197-225
- Heyse, Volker/ Erpenbeck, John /Michel, Lutz (2003): Die Kompetenzbiographie. Erkennen, verstehen und bewerten von Kompetenzen in der betrieblichen, pädagogischen und psychologischen Praxis. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag
- HOF, Christiane (2002): (Wie) lassen sich soziale Kompetenzen bewerten? In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich, S.153-168
- HOFBAUER, Hannes (2004): Roma in der Slowakei: in den Hunger getrieben. In: Renner, Elke/ Zuber, Johannes (Hg.): Hört uns zu! Ai shunen! Shunen, ho mea pená! Roma, Sinti und... . Schulheft 115/2004, 29. Jg. Innsbruck/ Wien/ München/ Bozen: Studien-Verlag. S.68-76
- HOFER, Judith A.: Informelles Lernen im Rahmen der Familienarbeit. Über den Kompetenzerwerb im Zusammenhang mit der familiären Betreuungsarbeit bei Kindern in den ersten drei Lebensjahren. Dipl. Arb. Wien 2006
- HOFFMANN WELLENHOF, Gottfried (2005): „Warum gibst du nicht allen Bettlern was?“ In: Vinzenzgemeinschaft Eggenberg: Armendienst 19/3, 2005. Graz: Eigenverlag
- HOLZER, Daniela (2007): Kompetenzorientierung. Dokumentation des Workshops vom 5.-6.10.2007. Bundesinstitut für Erwachsenenbildung, Strobl Auf: <http://13lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/kompetenzorientierung-doku-ohne-thesenpapiere.pdf> (30.12.07)
- HUNGERLAND, Beatrice/ OVERWIEN, Bernd (2004): Kompetenzerwerb außerhalb etablierter Lernstrukturen. In: Hungerland, Beatrice/ Overwien, Bernd (Hg.): :Kompetenzentwicklung im Wandel. Auf dem Weg zu einer informellen Lernkultur? Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.7-26
- JÜTTE, Robert (1995): Bettelschübe in der frühen Neuzeit. In: Gestrich, Andreas (Hg.): Ausweisung und Deportation. Formen der Zwangsmigration in der Geschichte. Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung. Band 2. Stuttgart: Steiner, S.61-72
- KAISER, Franz-Josef/ PÄTZOLD, Günter (Hg.): Wörterbuch der Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 1999
- KAUFFELD, Simone (2002): Das Kasseler-Kompetenz-Raster (KKR) – ein Beitrag zur Kompetenzmessung. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich, S.131-152
- KELLNER, Wolfgang: Thesenpapier. Auf: [http://13lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/wolfgang-kellner\\_dialog-III\\_kompetenz.pdf](http://13lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/wolfgang-kellner_dialog-III_kompetenz.pdf) (30.12.07)

- KIRCHHÖFER; Dieter (2000): Informelles Lernen in alltäglicher Lebensführung. Chancen für berufliche Kompetenzentwicklung. QUEM-report. Schriften zur beruflichen Weiterbildung. Berlin: Manuskriptdruck. Auf: [http://: www.abwf.de/content/main/publik/report/2000/Report-66.pdf](http://www.abwf.de/content/main/publik/report/2000/Report-66.pdf) (30.12.07)
- KLUGE, Friedrich: (2002<sup>24</sup>): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin u.a.: De Gruyter
- KOLLER, Hans-Christoph (2002): Bildung und Migration. Bildungstheoretische Überlegungen im Anschluss an Bourdieu und Cultural Studies. In: Friedrichs, Werner [Hg.]: Bildung, Transformation. Kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche aus bildungstheoretischer Perspektive. Bielefeld: Transcript, S.181-2001
- KÖSEL, Edmund/ SCHERER, Helios (2006<sup>3</sup>): „Schlüsselqualifikationen“ – die Illusion einer Realität? In: Arnold, Rolf/ Müller, Hans-Joachim (Hg.): Kompetenzentwicklung durch Schlüsselqualifikations-Förderung. Grundlagen der Berufs- und Erwachsenenbildung Band 19. Baltmannweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S.141-154
- KREBS, Cornelia (2007): Neue Hoffnung für Hostice. In: Vinzenzgemeinschaft Eggenberg: Armendienst ist Gottesdienst. Juni 2007, Jahrgang 21/2. Graz: Eigenverlag; siehe auch: [www.vinzi.at](http://www.vinzi.at)
- KÜNZEL, Klaus (Hg.) (2005): Informelles Lernen – Selbstbildung und soziale Praxis. Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung 31/32. Köln/ Wien u.a.: Böhlau
- LAMNEK, Siegfried (1995<sup>3</sup>): Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken. Weinheim: Psychologie Verlags Union
- LANGEWAND, Alfred (2004<sup>7</sup>): Handeln. In: Lenzen, Dieter (Hg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 1 Aggression bis Interdisziplinarität. Rowohlt's enzyklopädie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S.699-705
- LARCHER, Dietmar/ SCHAUTZER, Wolfgang/ THUSWALD, Marion/ TWRDY, Ute (2005): Fremdgehen. Fallgeschichten zum Heimatbegriff. Klagenfurt/ Meran: Drava/ alpha beta
- LAVE, Jean/ WENGER, Etienne (2005<sup>14</sup>): Situated learning. Legitimate peripheral participation. New York: Cambridge University Press
- LEE, Stuart/ ROTH, Wolff-Michael (2003): Hineinwachsen und Dazugehören: Das Erlernen qualitativer Forschung durch "Legitimate Peripheral Participation". Qualitative-research, Volume 4, No. 2, 2003. Auf: [http://: www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03leeroth-d.htm](http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03leeroth-d.htm) (30.12.07)
- LEGEWIE, Heiner/ SCHERVIER-LEGEWIE, Barbara: "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß

machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. Auf: Forum Qualitative Sozialforschung. Online Journal. 5(3), Art. 22. Verfügbar auf: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-22-d.htm> (2.6.06)

LEHMANN, Burkhard (2002): „Kompetenzvermittlung“ durch Fernstudium. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich, S.117-130

LEICHTFRIED, Romana/ KICK, Irmgard (2003): Wiener Bettelkultur. Eine Ethnographie zur sozialen Situation des Bettelns. Seminararbeit am Institut für Soziologie. Wien: unveröffentlicht

LEMPERT, Wolfgang 1995: Berufliche Sozialisation und berufliches Lernen. In: Arnold, Rolf/ Lipsmeier, Antonius (Hg.): Handbuch der Berufsbildung. Opladen: Leske + Budrich 1995, S.413-420

LENZEN, Dieter (Hg.) (2004): Pädagogische Grundbegriffe 1. Aggression – Interdisziplinarität. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

LEOPOLD, Beate/ CZAJKA, Maja/ SIEBOLD, Angela (2001): Analysen der Kompetenzprofile von Prostituierten als Voraussetzung für die sozio-professionelle Integration in den ersten Arbeitsmarkt. Wissenschaftlicher Abschlussbericht (ANAKO). Berlin/ Bochum. Auf: [http://www.koopkoma.de/index.php?option=com\\_content&task=view&id=70&Itemid=0](http://www.koopkoma.de/index.php?option=com_content&task=view&id=70&Itemid=0) unter ANAKO (30.12.07)

LINDEMANN, Florian (2005): „Schule muss schmecken!“ Ermutigende Erfahrungen junger Roma im deutschen Bildungswesen. Weinheim und Basel: Beltz Verlag

LOHRENSCHEIT, Claudia/ SCHÜSSLER, Renate (1999): Bildung, Kommunikation und kollektive Interessen im informellen Sektor. In: Overwien, Bernd/ Lohrenscheit, Claudia/ Specht, Gunnar: Arbeiten und Lernen in der Marginalität. Pädagogische Ansätze im Spannungsfeld zwischen Kompetenzerwerb und Überlebenseicherung im informellen Sektor. Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S.123-138

LOIBINGDORFER, Christian (2007): Semiotik des Bettelns. Zur Selbstpräsentation frankophoner Bettler im öffentlichen Raum in Montréal (Kanada) im Vergleich zu Weisen des städtischen Bettelns in anderen Kulturen. Wien: Dipl.Arb.

LÜDERS, Christian (2000): Beobachtung im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S.384-401

MANGIERI, Rocco/ GÓMEZ, Francisco Vincente (2003): Weisen des Bettelns. In: Posner, Roland (Hg.): Zeitschrift für Semiotik. Band 25, Heft 1-2. Tübingen: Stauffenburg Verlag, S.173-191

- MAYRING, Philipp (2002<sup>5</sup>): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- MEUSER, Michael/ NAGEL, Ulrike (2004): ExpertInneninterview. Zur Rekonstruktion spezialisierten Sonderwissens. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Geschlecht und Gesellschaft Band 35. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.326-329
- MUCKEL, Petra (2001): Entdeckung und Entwicklung von Kategorien in der qualitativen Forschung – methodologische Überlegungen und empirische Beispiele. Auf: <http://www.qualitative-sozialforschung.de/beitraege.htm> (02.06.06)
- MÜNDEL, Karsten/ SCHUGURENSKY, Daniel (2005): The ‚accidental learning‘ of volunteers: The case of community based organizations in Ontario. In: Künzel, Klaus [Hrsg.]: . Informelles Lernen – Selbstbildung und soziale Praxis. Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung 31/32. Köln/ Wien u.a.: Böhlau
- NEGT, Oskar (1999): Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche. Göttingen: Steidl
- NEUMANN, Sascha/ HONIG, Michael-Sebastian (2006): Das Maß der Dinge. Qualitätsforschung im pädagogischen Feld. In: Friebertshäuser, Barbara/ Rieger-Ladich, Markus/ Wigger, Lothar (Hg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.193-212
- NIEDRIG, Heike/ SCHROEDER, Joachim (2003): Beschreibung des Forschungsprojekts: Fragestellung, theoretische Einbettung und methodische Ansätze. In: Neumann, Ursula/ Niedrig, Heike/ Schroeder, Joachim/ Seukwa, Louis Henri (Hg.): Lernen am Rande der Gesellschaft. Bildungsinstitutionen im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann, S.43-54
- NIEKE, Wolfgang (2002): Kompetenz. In: Otto, Hans Uwe/ Rauschenbach, Thomas/ Vogel, Peter (Hg.): Erziehungswissenschaft: Professionalität und Kompetenz, S.13-28
- NÜBLER, Irmgard (1997): Managementausbildung von Unternehmerinnen in informellen Sektor. In: BOEHM, Ullrich (Hg.): Kompetenz und berufliche Bildung im informellen Sektor. Studien zur Vergleichenden Berufspädagogik, Band 11. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft. S.183-194
- NÜCKLES, Matthias/ RENKL, Alexander (2006): Träge Kompetenz? – Gründe für die Kontextgebundenheit von beruflichen Handlungskompetenzen. In: Bildung und Erziehung. Diagnostik und Förderung [sic!] beruflicher Handlungskompetenz. Jg. 59, Heft 2. Köln/ Wien u.a.: Böhlau, S.179-192

ORTHEY, Frank Michael (2004): Zwielfichtiges Lernen. Gegenstimmen in der Weiterbildungsdiskussion. Wissenschaft/ Praxis Diskussion Weiterbildung; Band 12. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag

ORTNER, Rosemarie (2006): Der Homo oeconomicus als Subjekt feministischer Bildung? Subjekt- und Ökonomiekritik in feministischen Bildungstheorien. Köln: PapyRossa

OVERWIEN, Bernd/ LOHRENSCHEIT, Claudia/ SPECHT, Gunnar (1999): Herausforschungen an die internationale Bildungsforschung und die Entwicklungszusammenarbeit im Bereich der beruflichen Bildung. In: Overwien, Bernd/ Lohrenscheit, Claudia/ Specht, Gunnar (Hg.): Arbeiten und Lernen in der Marginalität. Pädagogische Ansätze im Spannungsfeld zwischen Kompetenzerwerb und Überlebenssicherung im informellen Sektor. Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S.13-28

PÄTZOLD, Günter/ WORTMANN, Elmar (2003<sup>6</sup>): Didaktische Handlungsmöglichkeiten zur Ausbildung von Schlüsselqualifikationen. In: Arnold, Rolf/ Müller, Hans Joachim: Kompetenzentwicklung durch Schlüsselqualifikations-Förderung. Grundlagen der Berufs- und Erwachsenenbildung. Baltmannweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S.155-174

PEWNY, Katharina (2001): Body Counts. Verkörperte Bildungsräume – über Universitäten hinaus. In: Dzierzbicka, Agnieszka/ Kubac, Richard/ Sattler, Elisabeth (Hg.): Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen. Wien: Erhard Löcker

PEYRER, Barbara: Thesenpapier Zukunftszentrum Tirol. Auf: [http://13lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/peyrer\\_thesenpapier\\_zz.pdf](http://13lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/peyrer_thesenpapier_zz.pdf) (30.12.07)

PISA – Konsortium Deutschland (Hg.) (2003): Der Bildungsstand der Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des zweiten internationalen Vergleichs.

PLÖSSER, Melanie (2005): Dekonstruktion ~ Feminismus ~ Pädagogik. Vermittlungsansätze zwischen Theorie und Praxis. Königstein/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag

PUCHER, Wolfgang (1997): Reportage. In: Vinzenzgemeinschaft Eggenberg: Armendienst 11/ 1997. Graz: Eigenverlag; siehe auch [www.vinzi.at](http://www.vinzi.at)

RABL, Christine (2001): Ist Widerstand gegen die totale Vereinnahmung der Bildung denkbar? In: Dzierzbicka, Agnieszka/ Kubac, Richard/ Sattler, Elisabeth (Hg.): Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen. Wien: Erhard Löcker

REDAKTION des Romano Centro (1993): Betteln. In: Romano Centro 1993. Wien: Eigenverlag

REICHENBACH, Roland (2006): Soft Spills. In: Dzierzbicka, Agnieszka/ Schirlbauer, Alfred [Hg.]: Pädagogisches Glossar der Gegenwart. Von Autonomie bis Wissensmanagement. Wien: Erhard Löcker, S.244-253

- REINPRECHT, Christoph: Die „Illusion der Chancengleichheit“. Soziale Selektion im Bildungssystem. In: Paulo Freire Zentrum/ Österr. HochschülerInnenschaft (Hg.) (2005): Ökonomisierung der Bildung. Tendenzen, Strategien, Alternativen. Wien: Mandelbaum Verlag
- RIBOLITS, Erich (1995): Die Arbeit hoch? Berufspädagogische Streitschrift wider die Totalverzweckung des Menschen im Post-Fordismus. München/ Wien: Profil Verlag
- RIBOLITS, Erich (2004): Pädagogisierung – Oder: „Wollt Ihr die totale Erziehung?“ In: Ribolits, Erich/ Zuber, Johannes (Hg.): Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Schulheft 116/ 2004, 29. Jg. Innsbruck/ Wien/ München/ Bozen: Studien Verlag, S.9-16
- RUDOLPH, Hans-Heiner (1999): Integrierte Jugendförderung als neuer Ansatz der deutschen Entwicklungszusammenarbeit – Überlegungen für Forschung und Praxis. In: Overwien, Bernd/ Lohrenscheit, Claudia/ Specht, Gunnar (Hg.): Arbeiten und Lernen in der Marginalität. Pädagogische Ansätze im Spannungsfeld zwischen Kompetenzerwerb und Überlebenssicherung im informellen Sektor. Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S.297-319
- SANDER-GAISER, Martin (ohne Jahresangabe): Lernen mit vernetzten Computern in religionspädagogischer Perspektive. Theologische und lernpsychologische Grundlagen, praktische Modelle. Auf: [http://: www.uni-leipzig.de/~sander/hd/info/Material%20Lerntheorien/lehrzeit.PDF](http://www.uni-leipzig.de/~sander/hd/info/Material%20Lerntheorien/lehrzeit.PDF) (30.12.07)
- SCHÄFERS, Bernhard (2003): Ansprüche der demokratisch verfassten Gesellschaft an den öffentlichen Raum. In: Informationen zur Raumentwicklung. Heft 1/2 2003. Auf: [http://: www.bbr.bund.de/nn\\_23470/DE/Veroeffentlichungen/IzR/2003/Downloads/1\\_2Schaefers,tempLateId=raw,property=publicationFile.pdf/1\\_2Schaefers.pdf](http://www.bbr.bund.de/nn_23470/DE/Veroeffentlichungen/IzR/2003/Downloads/1_2Schaefers,tempLateId=raw,property=publicationFile.pdf/1_2Schaefers.pdf) (30.12.07)
- SCHLÜTER, Anne/ FAULSTICH-WIELAND, Hannelore (2004): Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft – Inspirationen und Modifikationen durch Pierre Bourdieu. In: Friebertshäuser, Barbara/ Rieger-Ladich, Markus/ Wigger, Lothar (Hg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.213-230
- SCHMID, Doris (1993): Von der „Klostertsuppe“ zum „Essen auf Rädern“: zur institutionalisierten Essensversorgung der Armen und sozial Benachteiligten in der Stadt Graz im 19. u. 20. Jahrhundert; Exkurs: Betteln und brauchmäßiges Heischen als Teil der Existenzsicherung. Graz: Dissertation
- SCHMIDT, Siegfried J. (2005): Lernen, Wissen, Kompetenz, Kultur: Vorschläge zur Bestimmung von vier Unbekannten. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag

SCHÖN, Elke (2004): Selbstorganisiertes Handeln von Mädchen im städtischen öffentlichen Frei(Raum). In: Deinet, Ulrich/ Reutlinger, Christian: „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.235-247

SCHÖN, Elke (1999): "... da nehm' ich meine Rollschuh' und fahr' hin ..." – Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt: Zur Bedeutung der Sicht- und Erfahrungsweisen 8- bis 15-jähriger Mädchen eines Stadtgebiets für die Mädchenforschung und die Mädchenpolitik. Bielefeld: Kleine Verlag

SCHROEDER, Joachim (2003): Spuren des Informellen. Ergebnisse einer Expertenbefragung. In: Neumann, Ursula/ Niedrig, Heike/ Schroeder, Joachim/ Seukwa, Louis Henri (Hg.): Lernen am Rande der Gesellschaft. Bildungsinstitutionen im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann, S.137-158

SEL, Asiye (2007): Thesenblatt „Kompetenzorientierung“ zur Situation von MigrantInnen. Auf: <http://l3lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/thesenblatt-asiye-sel.pdf> (30.12.07)

SELLACH, Brigitte (2004): Armut: Ist Armut weiblich? In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft, S.412-419

SELLE, Klaus (Hg.) (2002): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur

SEUKWA, Louis Henri (2006): Der Habitus der Überlebenskunst. Zum Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. München/ Berlin: Waxmann

SOMMER, Robert (2006): Kein Bettler nimmt uns etwas weg! Zum Ruf nach Bettelverboten und zu skandalösen Ansagen der Wiener Linien. Auf: [www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at) (05.10.06)

SPEHR, Christoph (2004): Sozialismus, Kernel 2.0. In: alaska. Zeitschrift für Internationalismus, Nr. 246., Jg. 2004. Bremen: Eigenverlag, S.4-9

SPEHR, Christoph (Hg.) (2003): Gleicher als andere. Eine Grundlegung der freien Kooperation. Reihe: Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Band 9. Berlin: Karl Dietz Verlag

STAIB, Barbara (1997): Bildung und Ausbildung von Kleinunternehmer/innen in Recife/ Brasilien. In: BOEHM, Ullrich (Hg.): Kompetenz und berufliche Bildung im informellen Sektor. Studien zur Vergleichenden Berufspädagogik, Band 11. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S.303-319

STRAUSS, Anselm (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag

STRAUSS, Anselm/ CORBIN, Juliet (1996): Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie VerlagsUnion

- UNSELD, Siegfried (Hg.) (1960): Bertholt Brechts Dreigroschenoper. Texte, Materialien, Dokumente. Frankfurt/ Main: Suhrkamp
- VALENTINITSCH, Helfried (1997): Bettlerinnen in Österreich (16. bis 18. Jahrhundert). In: Gerhard, Ute [Hg]: Frauen in der Geschichte des Rechts. München: Beck, S.175-189
- VINZENZGEMEINSCHAFT EGGENBERG (ohne Jahresangabe): VinziNest. Zuflucht für Schutzlose. Faltblatt. Graz: Eigenverlag. Homepage: [www.vinzi.at](http://www.vinzi.at) (23.11.2007)
- VOGEL, Norbert/ WÖRNER, Alexander (2002): Erwachsenenpädagogische professionelle Kompetenz für die Weiterbildung. In: Clement, Ute/ Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung. Opladen: Leske + Budrich. S.81-92
- WEBER, Susanne (2005): Kompetenz und Identität als Konzepte beruflichen Lernens über die Lebensspanne. In: Gonon, Philipp/ Klauser, Fritz/ Nickolaus, Reinhold/ Huisinga, Richard (Hg.): Kompetenz, Kognition und neue Konzepte der beruflichen Bildung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S.9-15
- WEINERT, Franz E. (2001): Vergleichende Leistungsmessung in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit. In: Weinert, Franz E. (Hg.): Leistungsmessung in Schulen. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- WEYRINGER, Sieglinde (2001): Transfer im Spannungsfeld zwischen Kompetenz und Performanz. Oder: Wissen ist nicht gleich Können, Können ist nicht gleich (richtig) Tun. Salzburg: Dipl.Arb.
- WITTSTOCK, Birgit (2008a): „Betteln ist kein Menschenrecht“. Auf: [www.derStandard.at](http://www.derStandard.at) (11.01.2008)
- WITTSTOCK, Birgit (2008b): Bettelverbot vom Verfassungsgerichtshof aufgehoben. Auf: [www.derStandard.at](http://www.derStandard.at) (15.01.2008)
- WOLFF, Stephan (2000): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe/ Kardorff; Ernst von/ Steinke, Ines (Hg.) (2000): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- ZIEMEN, Kerstin (2002): Das bislang ungeklärte Phänomen der Kompetenz. Kompetenzen von Eltern behinderter Kinder. Butzbach-Griedel: Afra-Verlag
- ZIMMERMANN, Maria (2007): Betteln mit Kindern bald verboten. In: Dasch, Maximilian (Hg.): Salzburger Nachrichten. Salzburg: 28.Dezember 2007
- ZÜRICHER, Reinhard (2007): Thesenpapier R. Züricher. Auf: [http://l3lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/ko-thesen\\_zuercher\\_2007-101.pdf](http://l3lab.erwachsenenbildung.at/wp-content/uploads/ko-thesen_zuercher_2007-101.pdf) (30.12.07)

## **Anhänge**

### ***Anhang 1: Reflexion der Themenwahl***

#### **Warum eine Arbeit über Bettlerinnen?**

Ende der 1990er Jahre lebte und arbeitete ich ein Jahr in Vukovar, einer zerstörten Nachkriegsstadt im Osten Kroatiens. Ich näherte mich damals dem Unbekannten aus dem Wunsch des „Helfenwollens“ heraus. In Vukovar lernte ich Roma-Familien kennen, die materiell gesehen Ärmsten unter der Bevölkerung. Die Diplomarbeit scheint durch einen ähnlichen Wunsch getragen zu sein: mich mit Armut auseinander zu setzen. Nicht mehr aus dem – in meiner Erziehung begründeten – christlichen Helfenwollen heraus wie damals, sondern auf der Suche nach meiner politischen Ethik vielleicht. Es war die Suche nach einem adäquaten Umgang mit sozialen Unterschieden aus meiner privilegierten Position heraus, diesmal als Forscherin.

Die Anderen, die von ganz anderer sozialer Herkunft als ich, zu beobachten, ihnen nahe zu sein, sie kennen zu lernen. Vielleicht um selbst indirekt einen Gewinn daraus zu ziehen, als Sozial- und Kulturwissenschaftlerin, als „Linke“? Oder um mir die Angst vor ihnen zu nehmen? Auf jeden Fall war es die Suche nach einer für mich stimmigen Position den Bettlerinnen gegenüber, die solche ambivalenten Gefühle in mir auslösten.

Vielleicht war es aber auch die Chance, beobachten zu können, wie die Frauen mit dem „Bitten“, „dem Angewiesen sein“ und dem „dankbar sein müssen“ umgehen.

Ich kenne eine Angst vor diesem „angewiesen sein“ und vor dem „dankbar sein müssen“, diesen Stress, den das erzeugt. Ich fühle mich durch meine Rolle als zweifache Mutter zunehmend in ein Position gedrängt, in der ich das Gefühl habe, ich muss anderen dankbar sein: Dafür dass sie auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, dass sie mich unterstützen, ohne dass ich ihnen dafür etwas zurück geben kann, dafür dass sie sich meine „Kinder-Geschichten“ anhören usw. Ich fühle mich in einer schwachen Position, weil mir meine Ressourcen, meinen FreundInnen und anderen hilfreichen Menschen etwas (zurück) zu geben, so begrenzt erscheinen. Ich empfinde es als sehr unangenehm, Bittstellerin sein zu müssen, egal ob die anderen mich als eine solche sehen oder nicht. Gegenüber Behörden fällt es mir nicht schwer selbstbewusst aufzutreten, immer wieder nach zu fragen und versuchen meine Ansprüche geltend zu machen. In den persönlichen Beziehungen hingegen tue ich mich schwer, wenn ich das Gefühl habe, angewiesen zu sein auf andere ohne etwas zurückgeben zu können.

Zurück zu den Roma-Familien in Vukovar. Ich hatte sie übers Betteln kennen gelernt<sup>78</sup> und mit einigen ist eine schöne Freundschaft entstanden, besonders Danica und ihre Kindern sind mir sehr wichtig geworden.

Zurück aus Vukovar hatte ich in Wien mehrmals sich ähnelnde Begegnungen mit Bettlerinnen, Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die immer nach einem sehr ähnlichen Muster bettelten. Nach dem ich den ersten beiden größere Summen Geld gegeben hatte, wurde ich bei den weiteren Wiederholungen stutzig. Als ich dann in Klagenfurt nochmals ähnliche Begegnungen hatte, versuchte ich dahinter zu kommen, warum das Muster immer das gleiche war. Ich ging nicht davon aus, dass diese Frauen es leicht im Leben hätten und sah sie auch nicht als Betrügerinnen an, aber ich wollte ihnen die Geschichten nicht mehr glauben und dahinter kommen, warum sie sich in ihren Bettelpraktiken so ähnelten. Ich konfrontierte die Frauen mit meinen Erfahrungen und meinem Misstrauen. Das brachte mich aber nicht viel weiter, und ich ließ es sein. Dann geriet das Thema eher in Vergessenheit bis mir Jahre später in Wien wieder verstärkt Bettlerinnen auffielen. Sie saßen und sitzen im U-Bahnbereich und im öffentlichen Raum, strecken ihre Hand aus und sprechen ein paar deutsche Worte.

Ich war gerade auf der Suche nach einem Diplomarbeitsthema und ergriff die Gelegenheit mich dem Thema zu widmen. Nicht als Aufdeckerin, aber als Bildungswissenschaftlerin.

---

<sup>78</sup> Reflektiert habe ich diese Erfahrungen in „In wie fern“. In: „Fremdgehen. Fallgeschichten zum Heimatbegriff“ (Larcher/ Schautzer/ Thuswald/ Twrdy 2005, S.74-96)

## **Anhang 2: Überblick über die GesprächspartnerInnen**

### **Bettlerinnen (anonymisiert)**

	<b>Kürzel</b>	<b>Herkunftsland</b>	<b>Interview-Sprache</b>	<b>Anzahl der Interviews</b>
<b>Mara</b>	M	Rumänien	Rumänisch	2
<b>Ana</b>	A	Rumänien	Rumänisch	1
<b>Sina</b>	S	Rumänien	Rumänisch	2
<b>Laura</b>	L	Slowakei	Ungarisch	1
<b>Dana</b>	D	Slowakei	Ungarisch	2
<b>Helena</b>	H	Rumänien	Rumänisch	1

	<b>Alter</b>	<b>Schulbildung/ Berufserfahrung</b>	<b>Kinder</b>	<b>Bettelt seit</b>
<b>Mara</b>	32	5/ keine	2	9 Monaten (2. Treffen)
<b>Ana</b>	? (über 45)	?/ vorhanden	6	wenigen Wochen
<b>Sina</b>	17	4/ keine	keine	2. Mal in Ö
<b>Laura</b>	20	10/ keine	2	1 Jahr
<b>Dana</b>	23	10/ keine	2	3 Jahre
<b>Ana</b>	? (zw. 30 u. 40)	?/ keine	mind. 2	wenigen Tagen

### **ExpertInneninterviews**

<b>Name</b>	<b>Kürzel</b>	<b>Funktion</b>	<b>Datum</b>
Michael Bachler	-	Öffentlichkeitsarbeit	10.11.05
Wolfgang Pucher	-	Pfarrer in Graz Eggenberg	10.11.05
Gustl Eisner	-	Leiter des VinziNests	10.11.05
Renata Erich	-	Mitarbeiterin und Schriftführerin im Vorstand des Verein Romano Centro	10.07.06
Sonja Klein	-	Leiterin von VinziSchutz	20.06.07
Josef Gaschl	G	Polizeikommandant in Mariahilf	11.06.07

### ***Anhang 3: Transkriptionszeichen***

Kürzel:

I = Interviewerin

Kürzel der InterviewpartnerInnen siehe Anhang 2

Transkriptionszeichen:

... Pause

/ Abbruch im Satz/ Wort

(...) unverständlich

[lacht] nicht-sprachliche Äußerung

## ***Anhang 4: Beobachtungsprotokoll vom 20.10.2005***

Beobachtungen durchgeführt von Irmgard Kick und Marion Thuswald

### **Sequenz 1**

Beobachtungsbeginn ca. 15.30, Beobachtungszeitraum ca. 30 min

#### ***Ort:***

Mariahilferstr. (Nähe Westbahnhof), breiter Gehsteig vor einem Stück Hauswand zwischen One-Shop und Palmers (großes Schaufenster), gegenüber von Radständern, schräg gegenüber eines Maronistandes

Unsere Position: Bei zwei Telefonzellen auf der anderen Seite desselben Gehsteiges, etwas entfernt

#### ***AkteurInnen:***

Ein junger Mann (schätzungsweise zwischen 20 und 30 J., etwas dunklerer Hauttyp) sitzt in einem Rollstuhl auf einem Polster, die Füße leicht nach innen gedreht, ohne sichtbare Behinderung

Er trägt eine rote Baseballkappe, eine schwarze Zipp-Winterjacke mit Kapuze, blaue Jeans mit Aufnähern und rotbraune Schuhe (Eindruck: sportlich-jugendliche, saubere Kleidung).

Er hat eine Hand in die Jackentasche gesteckt, in der anderen hält er einen durchsichtigen Plastikbehälter. Neben ihm auf der rechten Seite steckt ein Billasackerl im Rollstuhl.

#### ***Aktionen:***

Der junge Mann: sagt immer wieder leise etwas (Bitte, bitte ?), wechselt die Hand in der er den Plastikbehälter hält, steckt einmal das Geld aus dem Behälter in die Jackentasche, gähnt einmal, sucht keinen Blickkontakt, schaut meistens in die andere (nicht in unsere) Richtung.

PassantInnen: nehmen in Großteils kaum zur Kenntnis, weichen auch nicht aus, viele gehen knapp an ihm vorbei, sodass sie ihn fast berühren, zweimal bleiben Leute ganz in seiner Nähe stehen, unterhalten sich ohne ihn zur Kenntnis zu nehmen. Nur zwei drehen sich, nachdem sie an ihm vorbei sind, nochmals nach ihm um.

9 Personen geben ihm Kleingeld: 4 Männer und 5 Frauen, zwei davon mit Kind; altersgemischt (1 Teenagerin, 1 Frau und ein Mann in den Dreißigern, der Rest älter als vierzig)

Eine Frau mit Kind bleibt knapp nach dem bettelnden Mann stehen, holt Geld aus ihrer Geldbörse, gibt es dem Kind, das es in den Behälter gibt. Drei junge Frauen (unter 20) stehen beim Maronistand, eine kommt zu dem Mann, gibt ihm Geld und geht zurück, die drei schauen noch öfter zu ihm hin bis sie gehen.

## **Sequenz 2**

ab 16:05

### ***Ort:***

Westbahnhof, in der Halle der U-Bahnstation

Unsere Position: Wir lassen uns auf zwei Steinen am Rand gegenüber einem Zeitungsverkaufsstand und dem Abgang zur U3 nieder um Aufzeichnungen zu machen.

### ***AkteurInnen:***

Eine Frau zwischen 35 und 40, korpulent (schwanger?), kurze dunkle Haare, violett-gemusterten Pulli, Stoffhose, Turnschuhe. Sie hat einen grünen Luftballon (scheint ein Wahlwerbegeschenk zu sein) einen Kugelschreiber und einen Plastikbecher in der Hand.

Eine Gruppe in unserer Nähe, sitzend, stehend, junge Männer und Frauen, ein Mann mittleren Alters, sehr unterschiedlich gekleidet (teils offensichtlich Punks, teils eher gestylt – Schminke, hohe Absätze), Personen kommen und gehen und reden miteinander.

### ***Aktionen:***

Wir haben uns kaum niedergelassen und machen gerade unserer Aufzeichnungen, da kommt die Frau (siehe oben) auf uns zu und fragt ob wir einen Euro haben, streckt uns den Becher entgegen. Marion greift in die Hosentasche und holt Münzen hervor, gibt ihr davon 1,5 Euro in den Becher. Währenddessen redet die Frau: Sie ist schwanger und auf der Straße, braucht Geld für etwas zu essen. Sie bedankt sich: „Danke, danke“ und geht.

Sie kommt ein paar Minuten später wieder, geht zu der Gruppe neben uns, und sagt etwas zu einem Mann. Wir verstehen, dass sie ihn darüber informiert, dass es gratis Gewand gibt im 22. (Bezirk). Ihren Luftballon gibt sie einem jungen Mädchen dieser Gruppe.

Als wir nach einer Runde durch den Westbahnhof (wir treffen dort auf keine bettelnden/schorrenden Menschen) wieder durch die Halle kommen, redet ein junger Mann aus der Gruppe mit zwei vorüberkommenden Mädchen, die ihm dann (Klein)Geld geben.

## **Sequenz 3**

ca. 15 min lang (Uhrzeit nicht genau bekannt)

### ***Ort:***

U6-U-Bahnstation Thaliastraße, beim Stiegenabgang vom U-Bahnsteig unten (für Züge aus Richtung Siebenhirten)

Unsere Position: ein Stück vom Abgang entfernt (nach den Fahrkartenentwertern), in der Nähe eines Mistkübel an die Wand gelehnt.

### ***AkteurInnen:***

Frau zwischen 45 und 50 sitzt im Rollstuhl gleich nach den Fahrkartentwertern, mit dem Rücken zur Fensterwand. Sie trägt ein blaues Kopftuch, das so gebunden ist, dass mensch die Haare nicht sieht, Hose, Jacke und Halbschuhe in Brauntönen. Sie hält einen viereckigen, blauen Plastikbehälter, den sie vorstreckt, wenn Leute kommen.

### ***Aktionen:***

Frau: kramt immer wieder in der Tasche und greift wiederholt in den Plastikbehälter (möglicherweise zählt sie Geld?). Einmal holt sie etwas aus der Tasche, das wie ein Plastiksackerl mit Inhalt aussieht. Sie greift abwechselnd in die Plastikschißel und in das Sackerl. Es macht den Anschein als nähme sie Geld raus oder täte welches rein (?) und steckt dann das Plastiksackerl vorne in ihre Hose unter der Jacke (direkt in die Hose nicht in einen Säckel). Dann gibt sie Geld aus dem Plastikgefäß in die Jackentasche.

Sie scheint entweder was zu murmeln oder zu kauen. Das Kinn reckt sie immer wieder nach oben. Sie schaut selbstbewusst herum, einmal richtet sie ihr Kopftuch, mehrmals gähnt sie.

PassantInnen: Sie kommen in Schüben von der U-Bahn herunter, nur wenig fahren mit der Rolltreppe hinauf. Sie nehmen sie überwiegend nicht zur Kenntnis, gehen an ihr vorbei (teilweise recht knapp).

Älterer Mann mit Einkaufstasche mit Rädern: Er steht als wir kommen beim Mistkübel und kramt in seiner Tasche. Er geht zu der Frau und gibt ihr Kleingeld in den Behälter. Sie schauen sich an und nicken sich zu und er geht.

Mann mittleren Alters in blauer Arbeiterhose: kommt von der U-Bahn, gibt ihr im Vorbeigehen Kleingeld in den Behälter. Sie nickt ihm zu.

Ältere Frau (in ähnlichem Alter wie unserer Hauptakteurin) mit Krücken und einem Kopftuch, gleich gebunden wie das der sitzenden Frau, trägt einen Rock und Schlapfen und kommt mühsam die Stiege herunter. Ein Stück vor ihr geht ein Mann, die beiden gehören scheinbar zusammen.

Während der Mann weitergeht, bleibt die Frau bei der bettelnden Frau stehen, kramt Geld hervor und gibt es in den Behälter. Sie tauschen kurz ein paar Worte. Dann ruft der Mann, der schon beim Ausgang ist, ihr etwas zu und sie geht weiter.

## Danksagungen

Zuallererst möchte ich mich bei meinen Interviewpartnerinnen ganz herzlich bedanken, bei Mara, Ana, Sina, Laura, Dana und Helena, die ich leider nicht um eine Rückmeldung bitten kann, zu dem was ich über sie geschrieben habe. Weder haben wir eine gemeinsame Sprache, noch weiß ich, wo sie sich jetzt aufhalten.

Ich bedanke mich herzlich bei den MitarbeiterInnen der Vinzenzgemeinschaft Eggenberg, die mir so freundlich und hilfsbereit Auskunft gegeben haben; bei Michael Bachler, Wolfgang Pucher, Gustl Eisner und Sonja Klein, sowie bei den Frauen im VinziSchutz, die sich auf ein Gespräch mit mir eingelassen haben.

Herzlichen Dank an Renata Erich vom Romano Centro für das interessante Gespräch und ihre hilfreichen Einschätzungen.

Vielen Dank auch an Herrn Josef Gaschl, der mir sehr freundlich und geduldig die Sicht eines Polizeiexperten erläutert hat.

Danke auch an Doris Schober von der Frauenberatungsstelle Salzburg für die hilfreichen Anregungen.

Herzlichen Dank auch an:

Michael Nußbaumer, meinem wichtigsten Gefährten der letzten Jahre und Vater unserer gemeinsamen Kindern, für hilfreiche Diskussionen zu Teilen meiner Arbeit; dafür, dass er meine Diplomarbeit als gleichwertig zu seiner Lohnarbeit angesehen hat und mich nie gedrängt hat, bald fertig zu sein; für Wertschätzung, Nähe und Herausforderung; für die gemeinsame Bewältigung all dessen, was neben der Diplomarbeit in diesen letzten zweieinhalb intensiven, anstrengenden und schönen Jahre unser(e) Leben geprägt hat.

Meinen Töchtern Malin und Lilith dafür, dass sie mit mir leben, für das Glück und die Herausforderung, die sie mir sind – und dafür, dass sie mich indirekt angeregt haben, mich intensiver mit feministischer Theorie und Politik zu beschäftigen.

Malin auch dafür, dass sie auf ihre Art an meinem Diplomarbeitsthema Anteil genommen hat (oder ist es Zufall, dass in deinen Rollenspielen Bettlerinnen auftauchen und du „arme Kinder“ spielen willst? ;o)

Meinen Eltern für die finanzielle Unterstützung und die Wertschätzung meines Studiums.

Darüber hinaus meiner Mutter Rosa, deren spürbare Freude und Interesse an Neuem und ihr bewundernswerter Wille zu lernen, auch unter schwierigen Bedingungen, die Bildungslust meiner Schwestern und mir sicherlich entscheidend geprägt hat.

Meinem Vater Herbert für die oft kontroversen Diskussionen, die wir, er als langjähriger erfahrener und engagierter pädagogischer Praktiker, und ich, als junge Theoretikerin, während des Studium geführt haben. Ganz besonders für das genaue Korrekturlesen von Teilen meiner Diplomarbeit – noch dazu sehr kurzfristig – und für die Anerkennung meiner Arbeit.

Meiner Schwester Monika, Studentin der Landschaftsplanung und Soziologie, die mir in spannenden nächtlichen Diskussionen geholfen hat, die Knoten und Verwirrungen in meinem Kopf zu lösen und meine Gedanken zu strukturieren.

Weiters bedanke ich mich ganz herzlich:

Beim Čokoladakränzchen für die viel zu kurze gemeinsame Zeit an der Uni Klagenfurt, die ich sehr genossen habe und die ein wichtiger und schöner Teil meiner studentischen Sozialisation war.

Beim Diplomarbeitcoaching der HUS-Frauen, das ich in der Anfangsphase als sehr gute Unterstützung empfunden habe.

Allen FreundInnen und Bekannten, die mir in der Phase der Voruntersuchung ihre Beobachtungen zu Bettlerinnen mitgeteilt haben.

Bei Rosemarie Ortner für die Vermittlung der Dometscherin und einer rumänischen Übersetzerin.

Bei Irmgard Kick, die mit mir die ersten Beobachtungen durchgeführt und mir so geholfen hat, mir zuzutrauen, die Feldforschung alleine durch zu führen (Das war dann zum Glück aber doch nicht der Fall, denn ich hatte ja ein Forschungsteam ;o)

Bei meinem Forschungsteam: Borba`la (Bori) Kovac`s für die feine Zusammenarbeit, fürs Dolmetschen, Transkripiere, für Diskussion und Austausch. Meiner Tochter Lilith dafür, dass sie mir durch ihr Dabei-Sein Sicherheit gegeben und den Vertrauensaufbau zu den Bettlerinnen unterstützt hat (Ich hoffe, es war nicht allzu anstrengend für dich!)

Bei Loretta Stats für die Bereitschaft kurzfristig zum Dolmetschen einzuspringen sowie für Übersetzung. Bei den anderen Übersetzerinnen, bei Andreea, Oriana und besonders Angelika Parfuss, die teils sehr kurzfristig Übersetzungen übernommen haben.

Bei der Uni Wien für das Förderstipendium, mit dessen Hilfe ich einen Teil meiner Kosten abdecken konnte.

Der Präsenzbibliothek des Instituts (und ebenfalls schreibenden KollegInnen), die mir eine hilfreiche Arbeitsatmosphäre geboten haben.

David, Karin und der Hermannngassen-WG für Schlaf- und Arbeitsplatz (wenn die Präsenzbibliothek doch einmal zu hatte).

Ute, Markus, Philipp, Robert, Striedl, Verena und ganz besonders Karin Wegscheider für Austausch über Freuden und Schwierigkeiten von wissenschaftlichen Forschungs- und Schreibprozessen sowie für inhaltliche Diskussionen.

Philipp Harder für seinen Hinweis auf das Konzept legitime periphere Teilnahme, das mir gegen Ende der Arbeit sehr weitergeholfen hat.

Irene Messinger für die spannenden und hilfreiche Anregungen zur fast fertigen Arbeit.

Meiner Schwester Monika, meiner Mutter und allen FreundInnen, die während des Studiums und der Diplomarbeitsphase Kinderbetreuung übernommen haben.

Erich Ribolits dafür, dass er sich wohlwollend auf mein ungewöhnliches Thema eingelassen hat, für hilfreiche Anregungen im Diplomandinnenseminar und die verständnisvolle Unterstützung in der Abschlussphase.

Ganz besonders meiner Diplomarbeitbetreuerin Katharina Pewny, für die Bereitschaft meine Arbeit zu betreuen (wofür sie als externe Lehrende am Institut nichts bekommt) und für die Art und Weise ihrer Betreuung, die mir unverzichtbaren Rückhalt und Unterstützung gegeben hat: das Wissen um eine grundsätzliche Wertschätzung, die vielen hilfreichen und spannenden Anmerkungen und Anregungen, die raschen Rückmeldungen auf Fragen und Texte und die Ermutigung weiter wissenschaftlich zu arbeiten.

Gewidmet sei diese Arbeit Danica, Biljana, Sanela und ihren Kindern in Vukovar. Sie haben mir gezeigt, wie Freundinnenschaft über soziale, kulturelle und sprachliche Barrieren hinweg möglich werden kann.

## LEBENS LAUF: Marion Thuswald

geboren 1978 in Amstetten/ NÖ

zwei Kinder (2003, 2006)

- |             |  |
|-------------|--|
| 1984 – 1992 | Volks- und Hauptschule in Pöchlarn   |
| 1992 – 1997 | <b>Bundeshochschule für Sozialpädagogik</b> in St. Pölten  |
| 1997 – 1998 | <b>Friedensdienst</b> in der Youth Peace Group Danube in Vukovar/ Kroatien   |
| 1999 – 2001 | <b>Lehrgang für Interkulturalität und Kommunikation</b> am Internationalen Studienzentrum für wissenschaftliche Erwachsenenbildung und Demokratieforschung im Verband Wiener Volksbildung/ Wien                    |
| 1998 – 2003 | ehrenamtliche bzw. angestellte Mitarbeiterin der Österreichischen Friedensdienste und des Internationalen Versöhnungsbundes – österreichischer Zweig   |
| 1998 – 2005 | Mitarbeiterin in verschiedenen Projekten und Vereinen der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit (Friedenflotte Mirno More, mobile Parkbetreuung, Sommercamps etc.)   |
| 2001/2002   | Konzeption und Organisation der vierwöchigen „ÖFD-Ausbildung“ (Vorbereitungslehrgang für FriedensdienerInnen in Südosteuropa)  |
| 2001 – 2003 | <b>Studium der Bildungswissenschaft an der Uni Klagenfurt</b>  |
| Sommer 2004 | <b>Forschungspraktikum bei der Asylkoordination</b> , Mitarbeit im Forschungsprojekt „Interkulturelle Altenpflege in Wien: Angebot und Veränderungsbedarf aus der Sicht von ZuwanderInnen und Trägereinrichtungen“ |
| 2003 – 2008 | <b>Studium der Bildungswissenschaft an der Uni Wien</b>  |

Mitherausgeberin des Buches: Fremdgehen. Fallgeschichten zum Heimatbegriff (Larcher/ Dietmar/ Schautzer, Wolfgang/ Thuswald, Marion/ Twrdy, Ute (Hg.). Klagenfurt/ Meran: Drava/ alpha beta 2005)

Verfasserin der Broschüre: Geschlechtssensible politische Kinderbücher. Bücher zur Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse für Kinder von 5 bis 10 Jahren (herausgegeben vom Zentrum *polis* – Politik Lernen in der Schule, Wien 2007)